This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

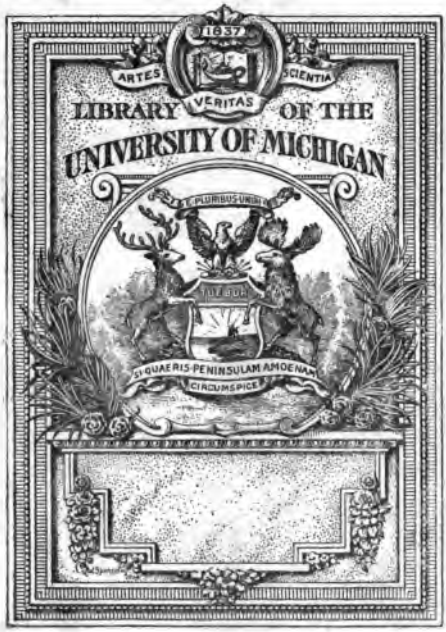
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 943,407


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde.

2 - 46 5

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde

von

Gustav Meyer.

Berlin.
Verlag von Robert Oppenheim.
1885.

1869.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Meinen Eltern.

Inhalt.

Zur Sprachgeschichte.

Seite

I. Das indogermanische Urvolk 3
II. Die etruskische Sprachfrage 13
III. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen . . . 49
IV. Das heutige Griechisch 91
V. Constantin Sathas und die Slavenfrage in Griechenland 117

Zur vergleichenden Märchenkunde.

I. Folklore 145
II. Märchenforschung und Alterthumswissenschaft . . . 163
III. Aegyptische Märchen 174
IV. Arabische Märchen 185
V. Amor und Psyche 195
VI. Die Quellen des Decamerone 208
VII. Südslavische Märchen 218
VIII. Der Rattenfänger von Hameln 231
IX. Der Pathe des Todes 242
X. Rip van Winkle 277

Zur Kenntniß des Volksliedes.

I. Indische Vierzeilen 289
II. Neugriechische Volkspoesie 309
III. Studien über das Schnaderhüpfel 332
1. Zur Literatur der Schnaderhüpfel 352
2. Vierzeile und mehrstrophiges Lied 365
3. Ueber den Natureingang des Schnaderhüpfels . . . 377

Anmerkungen 408

Zur Sprachgeſchichte.

I.

Das indogermanische Urvolk.

Es hat mich schon manchmal gewundert, daß noch kein strebsamer Poet darauf verfallen ist, uns einen Roman aus der indogermanischen Urzeit zu schreiben. Wir haben durch Herrn Ebers auffallend tiefe Blicke in das Seelenleben altägyptischer Damen gethan, mit Flaubert sind wir durch die Straßen des vorhannibalischen Karthago gewandelt, und kein Geringerer als Vischer hat uns eine Geschichte aus einem Pfahldorfe erzählt. Wie lohnend wäre es einmal, noch weiter hinter alle geschichtliche Ueberlieferung zurückzugreifen und uns ein Idyll zu malen aus jener schönen Zeit, wo die Urväter der Deutschen und der Slaven, friedlicher als heute ihre Nachkommen, an ein und demselben Feuer ihre Jagdbeute brieten und mit einander in einer Sprache conversirten, die weder Deutsch noch Slavisch war, aber die Keime zu beiden bereits in sich barg. Und hier scheinen die Bedingungen ja nicht ungünstiger zu liegen. Von den Pfahlbauern wissen wir ungefähr, was sie gegessen und getrunken haben; bei den Indogermanen aber hat die vergleichende Sprachwissenschaft nicht blos die äußeren Bedingungen ihrer Existenz klarzulegen gesucht, sondern auch in verborgene Falten ihres Glaubens und ihres Empfindens

hineingeleuchtet. Und wenn wir ihr glauben dürfen, so ist der Hintergrund, von dem das Liebespärchen eines solchen Idylls aus unserer Vorzeit sich abheben würde, ein recht heller und freundlicher gewesen. In wohlgeordneten Bahnen des Staatslebens, durchaus monarchisch regiert, lebten die Indogermanen in ummauerten Städten dahin; in ihren festen Häusern schlang sich das Band zärtlichster Familienliebe um alle Verwandten und Verschwägerten. In den Ställen blökte die Kuh und meckerte die Ziege; wachsam lagerte auf der Schwelle der Hund. Auf stolzem Roß konnte der Jüngling vor seiner Herzenserkorenen paradiren und mit goldenem und silbernem Geschmeide ihr Herz bestürmen, wenn die Gedichte, die er machte, dazu nicht ausreichten. Wer aber unglücklich liebte, der trank sich im Meth seine Sorgen weg.

Kurz und gut, Leute, die es schließlich so herrlich weit gebracht haben, wie wir Indogermanen Europas größtentheils mit Stolz von uns sagen dürfen, hätten in der Wahl ihrer Vorfahren gar nicht vorsichtiger sein können. Man hat sich durch lange Zeit diesen Optimismus in der Auffassung unserer Urzeit von der Sprachvergleichung aufdisputiren lassen. Man war so sehr geblendet von der Fülle wirklichen Lichtes, welches diese Wissenschaft allenthalben angezündet hatte, daß man es leicht übersehen konnte, wie sie allein zur Lösung aller jener urgeschichtlichen Fragen nicht ausreichte und wie sie manchmal in der Freude des Eroberungszuges in unbekanntes Land und auf unsicheres Terrain etwas überstürzt und voreilig zu Werke ging. Man kam erst allmälig dahinter, daß weniger auch hier mehr gewesen wäre. Standen die indogermanischen Väter auf einer so hohen Culturstufe, wie kommt es, daß die anthropologische

Erforschung der europäischen Urzeit, ja selbst historische Nachrichten über relativ späte Phasen in der Sonderexistenz der Germanen, der Slaven, dieselben unendlich weniger civilisirt erscheinen lassen? Und wenn später mehrere oder alle Sprachen dasselbe Wort für einen Culturbegriff haben, folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß das gemeinsame Urwort in der Urzeit ganz den nämlichen Begriff bezeichnete? Wenn das Wort für Pferd allen indogermanischen Sprachen gemeinsam ist, durfte man daraus sofort schließen, daß in der Urzeit dies Pferd auch schon ein gezähmtes Hausthier war?

Ein Gelehrter, der durch sein staunenswerthes philologisches und linguistisches Wissen ebensosehr ausgezeichnet ist, wie durch seine Darstellung voll Esprit und Geschmack, Herr Victor Hehn, ist dem phantasievoll ausgeschmückten Bilde der arischen Urzeit, das fast schon zum Dogma geworden war, zum erstenmale energisch entgegengetreten. Sein Buch über Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang von Asien nach Europa ist eine der geistvollsten und ergebnißreichsten Arbeiten, die in den letzten Jahrzehnten gemacht worden sind. Man hat ihm vorgeworfen, er sei ungerecht gegen die Indogermanen gewesen. Mit mehr Recht dürfte man vielleicht seine etwas zu starke Voreingenommenheit gegen Türken und Mongolen und deren Sippe tadeln, die er „bestialische Racen von abstoßender Gesichtsbildung und unfläthigen Sitten“ nennt, „gelbe schiefblickende Schakale aus der Wüste Gobi“. Aber freilich, wem in unserer Urzeit Alles von guter Vernunft und gesunder Sittlichkeit durchdrungen erscheint, dem mag das Bild des Ariers, wie es Herr Hehn gezeichnet hat, wenig anmuthend vorkommen. Wir sehen einen unstet wandernden, viehschlachtenden

Hirten, der in unterirdischen Höhlen wohnt und sich tätowirt, der seine Pfeile mit Gift bestreicht, der aus dem Schädel des erschlagenen Feindes trinkt und die zum Kampfe kraftlos gewordenen Greise todtschlägt; der, wie alle grausamen Naturvölker, zugleich abergläubisch ist und seine Wunde vom Zauberer heilen läßt; dem das Weib, das er gekauft oder geraubt hat, mit der Hornahle und der Darmsaite das lederne Wamms zusammennäht — also Alles in Allem ein Individuum, dessen Cultur etwa auf derselben Stufe steht, auf welcher wir die eingeborenen Racen Amerikas und Australiens angetroffen haben. Nun, ich denke, wenn dieses Porträt gelungen ist, so haben wir bedeutend mehr Grund, auf unsere spätere schöne Entwicklung mit Stolz hinzuweisen, als wenn wir von allem Anfange an die Musterknaben gewesen wären, als welche uns die Sprachvergleichung hinzustellen beliebte.

Im Einzelnen bedurfte die Hehn'sche Charakteristik natürlich vielfach der Bestätigung, vielleicht der Berichtigung. Ein jüngerer Sprachforscher, Herr Schrader, hat sich kürzlich an diese interessante Aufgabe gemacht. Herr Schrader ist kein unwürdiger Nachfolger Hehn's. Sein Buch ist eine sehr erfreuliche Erscheinung; denn die Sprachwissenschaft bedarf gerade heute wieder eines etwas belebenden und erfrischenden Hauches. Die junge Wissenschaft war bald sehr beliebt, ja populär geworden; Geschichte und Philologie lauschten achtungsvoll ihren Aufschlüssen, Anthropologie und Archäologie reichten ihr freundschaftlich die Hand; selbst Jurisprudenz und Theologie ließen sich von ihr über die Anfänge des Rechtes, über die Entwicklung der Religionsbegriffe belehren. Neuerdings ist sie etwas vornehm und exclusiv geworden;

Lautgeſchichte heißt das Alpha und das Omega. Nun, Lautlehre iſt eine ſehr ſchöne und ſehr nothwendige Sache; aber ſie iſt herzlich langweilig für den, der nichts davon verſteht. Ob die Indogermanen einen oder ein halbes Dutzend A-Laute beſeſſen haben, das iſt Allen, außer den Sprachforſchern, recht gleichgiltig; aber auch weitere Kreiſe ſind neugierig, zu wiſſen, ob ſie Einen Gott angebetet oder mehrere, ja ſelbſt ob ſie die ſproſſende Fülle ihres Bartes mit Raſirmeſſern entfernten oder etwa, wie der ſelige Tyrann Dionyſius, mit glühenden Nußſchalen.

Herr Schrader hat den größeren Theil ſeiner Unterſuchungen dem Bekanntwerden und der Verbreitung der Metalle gewidmet. Das liegt begründet in ihrer eminenten culturhiſtoriſchen Wichtigkeit. Bronzezeit, Eiſenzeit ſind Hauptetappen in der Entwicklung der Menſchheit. Man hat unſer Zeitalter nicht mit Unrecht das Zeitalter des Stahls genannt. Wie anders kämpfte ſich der Kampf ums Daſein gegen den ſumpfigen Urwald, gegen das reißende Thier, gegen den feindlichen Nachbar mit der ehernen Axt, als mit der Waffe aus Stein. In friedlicher Zeit aber ſchmückt das Metall den Mann und das Weib; es legt ſich als Ring um Finger und Arm, es hängt als Schmuck im Ohr, es hält als Spange das Gewand zuſammen. Dazu braucht es eine phantaſievolle Bearbeitung; ſo entſtehen Kunſt und Kunſtgewerbe. Das Metall wandert als Tauſchobject von Inſel zu Inſel, von Meer zu Meer; bald giebt man dem Kupferbarren eine regelmäßige Form, man drückt dem geformten Stück eine Marke auf. Die Münze iſt fertig.

Die Indogermanen ſind der Segnungen der Metalle noch nicht theilhaftig geweſen; die ariſche Urzeit gehört durchaus in das Steinzeitalter. Nur das Kupfer war

ihnen bekannt; aber auch dies konnte bei dem Mangel jeglicher Schmiedekunst von keiner culturhistorischen Bedeutung sein. Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen, Lanze und Beil, Keule und Schleuderstein; jede Ausgrabung lehrt, daß sie alle ohne jede metallene Zuthat hergestellt werden können. Auch ein kurzes steinernes Schlachtschwert mag das Urvolk geschwungen haben, das erst nach der Völkertrennung von dem metallenen Schwerte verdrängt ward. In den südlichen Ländern Europas, in Griechenland und Italien, ist dann die Bearbeitung der Bronze der des Eisens vorausgegangen. Woher das letztere kam, läßt sich nur vermuthen: die griechische Ueberlieferung weist auf Kleinasien, der griechische Name des Stahles direct auf Gegenden am Schwarzen Meere hin. Im Norden dagegen scheint sich erst nach der Bekanntschaft mit dem Eisen das Schmiedehandwerk entwickelt zu haben; bronzene Gegenstände circulirten vorher höchstens durch auswärtigen Verkehr. Auch nach Gold konnte des indogermanischen Mädchens Herz noch nicht drängen; den Griechen ist sein Glanz erst von den Semiten her aufgegangen, die Sage vom Argonautenzuge um das goldene Vließ war ein phönizisches Schiffermärchen. In Italien lernte der keltische Krieger sich mit Goldschmuck behängen; dagegen benennen Germanen und Slaven das Gold mit einem gemeinsamen Worte, das sie schufen, als sie in ihren eigenen Bergen und Strömen das kostbare Metall finden gelernt. Das Silber wird überall nach dem Golde bekannt; oft genug heißt es geradezu das „weiße Gold".

Wunderbar erschien überall die Kunst, die das harte Metall im Feuer schmilzt und kostbare Dinge daraus verfertigt. Darum muß sie von überirdischen Wesen

erfunden ſein. Der Schmied Wieland lernt ſein Handwerk bei den Zwergen, und die Cyklopen ſchmieden im Aetna als Geſellen Vulcan's dröhnend das Erz. Dichtes Sagengewebe verhüllt die Geſtalten der älteſten Werkmeiſter; die geſchickteſten ſind auch die größten Zauberer, und der Verdacht trugvollen Teufelswerkes haftet noch in chriſtlich-germaniſcher Zeit lange an denen, die das Schmiedehandwerk ausüben. Und ſo groß der Segen der Metalle, ſo groß auch ihr Unſegen. „Ferro nocentius aurum", hat der römiſche Dichter geſagt, und der Fluch, der an den goldenen Schätzen der Tiefe hängt, hat einen großartigen Ausdruck gefunden in der germaniſchen Sage vom Hort des Nibelungen.

Bedingt die Unbekanntſchaft mit den Metallen den Zuſtand vollſtändiger, troglodytenhafter Rohheit? Nein, antworten uns die Pfahlbauten der Schweiz. Hier haben wir Ueberreſte aus der metalloſen, der ſchrecklichen Zeit; und doch ſehen wir, wie der Pfahlbauer mit ſeiner Steinaxt gewaltige Baumſtämme gefällt hat, um ſie in den Boden des Sees einzurammen; wie er Rind und Schaf, Ziege und Hund bereits gezähmt hat, wie er ſelbſt einen primitiven Ackerbau treibt, wie er Weizen und Gerſte baut, wie er Gewebe aus Flachs fertigt. Was ſpäter das bronzene und eiſerne Geräth verrichtet, das ſchafft er mit Holz und Horn, mit Knochen und Stein. Vielleicht waren dieſe Pfahlbauern Indogermanen, jedenfalls hat ihre Cultur die größte Aehnlichkeit mit derjenigen der ariſchen Urzeit. Der Indogermane war ein Viehzüchter; das Rind nahm den wichtigſten Platz in ſeinem Leben ein, „Kuhhirt" iſt in den alten indiſchen Liedern eine Bezeichnung für König, wie „Völkerhirt" bei Homer. Den Beſtand der Heerde vervollſtändigten Schaf und

Ziege, ſowie der Hund, der ſie ſchützte; unbekannt war das Schwein, ungezähmt, ſicher noch nicht zum Reiten und Ziehen verwendet, das Pferd. Zahmes Geflügel ſcheint ganz gefehlt zu haben, wie es noch allen Pfahlbauten fehlt. Hemmte einmal ein reißender Strom oder ein dichter Urwald das Weiterziehen und zwang zu längerem Verweilen an Einer Stätte, ſo ward auch wohl primitiver Feldbau getrieben. Zur Nahrung diente das Fleiſch der Heerdenthiere, in zweiter Reihe die Jagdbeute; man genoß das Fleiſch roh oder gekocht. Der indiſche Vegetarianismus iſt jedenfalls ein Abfall von der Sitte der Vorfahren; doch aß man auch die Frucht wildwachſender Obſtbäume, ja man verſchmähte wohl ſelbſt, ganz wie die Pfahlbauern der Po-Ebene, die Eichel nicht. Dagegen war Fiſchfang unbekannt, ebenſo die Würze des Salzes. Wem der fromme Trank der Milch nicht genügte, der berauſchte ſich in Meth, dem Urahn des Bieres.

Mann und Weib finden ſich zum Ehebunde nicht in ſentimentaler Herzensregung; das Weib wird gekauft oder geraubt. Als Reſt letzterer Sitte hat ſich mancher ſymboliſche Brauch bis in hiſtoriſche Zeit erhalten. Polygamie war nicht ungewöhnlich, Geſchwiſterehe nicht unerhört. Die Frau war die unbedingte Sklavin des Mannes, nach ſeinem Tode ward ſie mit ihm verbrannt. Mißgebildete Kinder, ſowie Töchter durften ausgeſetzt werden; gebrechliche Greiſe erſchlug man. Trotzdem laſſen ſich die Grundzüge eines Familienlebens nachweiſen; ein ſchöner Zug iſt die Verpflichtung des älteſten Sohnes, nach des Vaters Tode die Frauen der Familie zu beſchützen.

Für die Kleidung lieferten vor Allem die Felle der Thiere den Stoff, den man in verſchiedener Weiſe zu

bearbeiten verſtand. Doch ſtellte der Arier auch ſchon manch künſtliches Geflecht und Geſpinnſt her, ſelbſt die Anfänge der Webekunſt gehen in die Urzeit zurück. Ueber die Kleidermoden läßt ſich wenig Sicheres ſagen. Steinbauten zum Wohnen waren völlig unbekannt; doch dürfen wir hölzerne Wohnſtätten, wie ſie beſonders zum Schutze gegen die Kälte bei vielen primitiven Völkern angetroffen werden, auch den Indogermanen zuſchreiben. In einfachen Wanderwagen zogen ſie durch die Steppe; wo ein Kahn nöthig war, genügte wohl ein ausgehöhlter Baumſtamm. Gegen Feinde aber ſchwang man die wuchtige Steinwaffe.

Dürftig iſt, was wir von dem Geiſtesleben unſerer Urahnen zu erkunden vermögen. Gewiß gehen die Anfänge der Medicin in die Vorzeit zurück, aber der Medicinmann wird eben als Zauberer gegolten haben, der die böſen Geiſter der Krankheiten durch Beſchwörungen bannt. Von einem Rechtsſtaate, wie ihn der frühere Optimismus den Ariern zugeſchrieben hatte, läßt ſich nichts entdecken: die Pflicht der Blutrache und die Möglichkeit ihrer Ablöſung durch das Wergeld waren zweifellos die Grundlage der Rechtsanſchauungen des Urvolkes, wie ſie es noch lange, zum Theile bis heute, in der Sondereriſtenz der ariſchen Völker geblieben ſind. Ueber die Natur und ihre Kräfte hat der Arier nachgedacht; ihre Belebung lieferte ihm ſeine Gottheiten, ihre Erklärung manches kindliche Märchen. Und wenn die Aſche des Scheiterhaufens verglüht war, dann dachte ſich auch des Indogermanen frommer Glaube den Verſtorbenen an einer Stätte der Seligen.

So etwa ſieht in Umriſſen das Bild aus, das Herr Schrader von unſerer Urzeit entworfen hat. Es iſt nichts

darin, deſſen wir uns zu ſchämen brauchten. Achill, der den Leichnam ſeines edlen Feindes in barbariſchem Uebermuthe um die Mauern Trojas ſchleift, blieb trotzdem den Hellenen die leuchtendſte Heldengeſtalt aus der Jugend ihres Volkes. Wir Indogermanen ſind ja freilich durchaus nicht die selfmade men, als die wir uns häufig zu geriren belieben; nicht ohne mannichfaltigen fremden, zumal ſemitiſchen Einfluß iſt das ſtolze Gebäude unſerer heutigen Cultur fertig geworden. Aber zu den ſchönſten Dingen, welche der Arier geſchaffen, können wir ſchon in der Urzeit die Keime erkennen, zu der heiteren und poeſievollen Geſtaltenfülle des griechiſchen Götterhimmels wie zu der tiefſinnigſten und edelſten aller Religionen, dem Buddhismus. Und vor Allem haben wir als köſtlichſtes Erbgut jener wandernden Hirten eine Sprache, die geeignet und berufen war, der vollendetſte Ausdruck des menſchlichen Gedankens zu werden. „Wohl dem, der ſeiner Väter gern gedenkt!“ Wir dürfen das getroſt.

II.

Die etruskische Sprachfrage.

Im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zeigten sich ausländische Ankömmlinge an der libyschen Küste, um im Bunde mit einheimischen Stämmen von Westen her einen Einfall in das Nil-Delta zu unternehmen. Sie unterwarfen sich das ganze ägyptische Gebiet westlich vom canopischen Nilarme und bedrohten bereits Memphis. Pharao Mer-een-ptah mußte alles aufbieten, um mit eigenen Soldaten, verstärkt durch Soldtruppen, die Gegner zurück zu halten. Auf der Ebene von Prosopis in Unterägypten fand die entscheidende Schlacht statt. In hartem Kampfe wurden die Libyer sammt ihren fremden Bundesgenossen überwältigt, niedergemacht oder gefangen, reiche Beute an Waffen und kostbaren Geräthschaften fiel in die Hände der Sieger.

Es war dies nicht der erste Einfall der libyschen Stämme in das ägyptische Reich, aber derjenige, der am gefährlichsten gewesen zu sein scheint und über den wir am besten unterrichtet sind. Eine siebenundsiebzig Reihen umfassende hieroglyphische Inschrift, welche neben bildlich dargestellten Kriegsscenen den Schmuck eines kleinen Hofes südlich von der großen Außenmauer des Tempels von Karnak bildete, hat uns das Ereigniß überliefert. Vicomte E. de Rougé hat sie zuerst gelesen und in der Revue archéologique vom

Jahre 1867 darüber berichtet, Chabas hat diese Untersuchungen weiter geführt. Unter den Völkern, welche als Verbündete der Libyer auftreten, werden die Turischa, Schardana, Schakalscha, Leku und Akauascha genannt. Ist die Deutung richtig, welche de Rougé und nach ihm andere von diesen Völkernamen gegeben haben, so liegt hier die älteste Erwähnung der Etrusker vor; denn er identificirte die Turischa, Schardana und Schakalscha mit den Tuskern oder Tyrsenen, Sardiniern und Siciliern, die Leku und Akauascha mit den Lykiern und Achäern d. i. Griechen. Indessen ist die Sache weit davon entfernt, sicher zu sein. Duncker hat schwerwiegende Gründe gegen die Gleichsetzung der Akauascha mit den homerischen Achäern geltend gemacht, andere haben darauf hingewiesen, wie mißlich es sei, in so alter Zeit einen Bund so weit aus einander wohnender Völker anzunehmen. Darum läßt Maspero alle diese Völker an der Westküste Kleinasiens wohnen, andere halten alle jene Völker für libysche Stämme.

Was die Turischa betrifft, so berührt sich Maspero's Hypothese allerdings mit der im Alterthum sehr verbreiteten Tradition, wonach die italischen Tusker aus Lydien gekommen wären. Ein kühnes Seeräubervolk, das mit dem Namen der Tyrsener oder tyrrhenischen Pelasger bezeichnet wird, hat — das scheint sicher — in vorhistorischer Zeit im ägäischen Meere sein Wesen getrieben; sie erscheinen an den verschiedensten Punkten der griechischen und kleinasiatischen Küsten localisirt, man brachte sie besonders in Zusammenhang mit den lydischen Torrhebern; das hübsche naxische Schiffermärchen in dem homerischen Hymnus auf Dionysos von den tyrrhenischen Piraten, die den Gott von der Küste

wegfangen, um ihn nach fernen Landen, nach Aegypten, Cypern oder gar zu den Hyperboreern zu verhandeln, und die von Dionysos zur Belohnung für diese edle Absicht in Delphine verwandelt werden, ist ohne Frage ein Reflex von dem Treiben jener gefürchteten Freibeuter. Aber die historische Forschung, welche bei dem Zurechtlegen dieser alten Völkerverhältnisse bei jedem Schritt im Ungewissen tappt, darf sich nicht verhehlen, daß eine zufällige Namensähnlichkeit zwischen den Tyrsenern des östlichen Meeres und den italischen Tursci oder Tusci (diese Namensformen kommen auf den umbrischen Ritualinschriften von Gubbio vor) die Annahme von der Herkunft der Etrusker aus dem Osten veranlaßt haben kann. Das Verhältniß des gewöhnlichen Namens Etrusker mit seinem anlautenden e zu dieser kürzeren Namensform ist noch unerklärt; auch daß sich das Volk, wie ein alter Historiker behauptet, mit einheimischem Namen Räsener genannt habe, ist keineswegs über allen Zweifel erhaben.

So sind die Anfänge dieses merkwürdigen Volkes für jetzt noch in tiefes Dunkel gehüllt; wir können nicht entscheiden, ob es an den westlichen Küsten Italiens gelandet oder von den Höhen der Alpen in die lombardische Tiefebene hinabgestiegen ist. Auch von seiner Geschichte wissen wir wenig. Was tuskische Männer über sie aufgezeichnet haben, ist untergegangen; und wo die Etrusker im Gesichtsfelde der römischen Historiker erscheinen, da ist über dieses einst große und mächtige Volk bereits die Periode des Verfalles und Niederganges hereingebrochen. Auch aus den Inschriften dürfen wir, selbst wenn sie einmal gedeutet werden sollten, schwerlich eine Bereicherung unserer Kenntnisse von den Schicksalen

desselben erwarten. Aber vernehmbar genug sprechen zu uns von der untergegangenen tuskischen Herrlichkeit die Ueberreste von der Existenz dieses Volkes; vernehmbar vor allem die gewaltigen Akropolen auf den Höhen und Bergen Mittelitaliens, Volterra, Perugia, Cortona, Orvieto, Fiesole, deren thälerbeherrschende Lage das Entzücken jedes Reisenden ist und deren kolossale Mauerreste von der Energie, mit der die Etrusker alle Hindernisse des Bodens und des Klimas zu überwinden verstanden, beredtes Zeugniß ablegen. Gebietend vom Golf von Neapel bis hinein in die Berge Tirols, Seeraub und Handel im westlichen und östlichen Theile des Mittelmeeres betreibend, erscheinen sie im sechsten Jahrhundert als Bundesgenossen der Karthager gegen die aufblühende griechische Seemacht; hundert und zwanzig Schiffe führten sie in die Schlacht, als sie die Ansiedlung der phokäischen Flüchtlinge auf Corsica vereitelten. Der Macht nach außen entsprach im Innern der Hang zu glänzendem Lebensgenuß. Arm an Phantasie und durchaus unselbständig in jeder Art künstlerischen Schaffens, haben sie doch in großartiger Industrie das Kunsthandwerk auf eine bedeutende Höhe gehoben. In der Nachahmung zuerst orientalisch-ägyptischer, dann griechischer Production entwickelten etruskische Werkstätten jene staunenswerthe Thätigkeit, deren Reste in den Museen Europas den Beschauer heute mit Bewunderung erfüllen. Ein lebhafter Tauschhandel, dessen Wege Genthe in einer trefflichen Untersuchung klar gelegt hat, vermittelte die Erzeugnisse etruskischen Kunstfleißes den nordischen Barbarenvölkern; bis hinauf nach Dänemark und Schweden sind Bronzesachen von zweifellos etruskischem Ursprunge zu Tage gekommen, Hausrath, Schmuckgegenstände, Waffen und Opfergeräth.

Von den Küſten der Nord- und Oſtſee kam den Tuskern auf denſelben Handelswegen der Bernſtein zu, der dann, in heimiſchen Werkſtätten mit unvergleichlicher Feinheit und Sicherheit verarbeitet, wiederum einen Hauptartikel des Exports bildete. Blühender Wohlſtand war die Folge dieſes commerciellen Sinnes. In feſtgefügte ſtaatliche Ordnungen eingeſchloſſen, die Herrſchaft einer gebildeten Ariſtokratie ohne Widerſtreben ertragend, hatte das etruskiſche Volk eine naive und harmloſe Freude am Daſein. Pomphafte Feſtaufzüge, religiöſes Gepränge, Schauſpiel und Tanz befriedigten den Sinn für Genuß und Glanz der äußeren Erſcheinung. Abergläubiſch wie jedes Volk, bei dem die Bildung nicht mehr iſt als ein äußerer Firniß, lebten ſie in ſteter Beſorgniß vor dem Eingreifen höherer Gewalten; daraus war die feſte Regelung des Verhältniſſes zwiſchen Götterwillen und Menſchenwillen hervorgegangen, die in der etruskiſchen Haruſpicin ihren hervorragendſten, ſpäter auch auf die Ordnung des römiſchen Cultus ſo einflußreichen Ausdruck gefunden hat. Der Tod, der ein ſolches Leben abſchloß, mußte als der Uebel größtes erſcheinen; eine Reihe männlicher und weiblicher Todesgottheiten, eine grauſiger als die andere geſtaltet, reißen den Sterbenden aus der Mitte der Seinigen, ſchleppen ihn fort, peinigen ihn in der Unterwelt. Dieſen Anſchauungen entſpricht der Comfort, mit dem die Wohnungen der Verſtorbenen ausgeſchmückt wurden; reicher Bilderſchmuck ziert die Wände, koſtbarſtes Gold- und Silbergeräth umgiebt in Maſſe den Leichnam.

Berühmt iſt das Prunkgrab von Caere, deſſen Inhalt ſich jetzt im gregorianiſchen Muſeum zu Rom befindet. Ein Bett von Bronze ſtand am Ende des erſten

Ganges, sechsfüßig und geflochten aus ehernen Reifen; dabei Reste von getriebenen Figuren, Chimären, Lotosblumen, die vielleicht spitzenartig in durchbrochener Arbeit eine Garnitur der Bahre gebildet haben. Zu Kopf und zu Füßen ein großer Dreifuß mit Kohlenbecken, links kleine irdene Götterfiguren, rechts auf vier Rädern ein wagenartiges Rauchgefäß. An der Wand lehnte eine Reihe bronzener Schilde in getriebener Arbeit, mit verschiedenen Kreisen von Fabelthieren, Zickzacklinien und Wellengewinden. Hinter diesem ersten Gange lag in einer anderen Abtheilung ein reicher Goldschmuck, jedes Stück an der Stelle, wo es die verschwundene Leiche bekleidet hatte. Da war eine goldene Brustplatte, oval, mit Ausschnitt für den Hals und getrieben in zahlreiche Reihen kleiner Fabelthiere, menschlicher Flügelwesen, Hirsche, Bienen, Chimären; da waren Goldfäden und Fransen in ungeheurer Menge; Armbänder, lange, feine Ketten, Brochen, ein Kopfputz von zwei runden, reich geschmückten Goldplatten, dazu silberne Schalen mit reicher ägyptischer Ornamentik.*)

Die Blütheperiode eines so gearteten Volkes trug den Keim des Verfalles bereits in sich; die griechische Cultur hat ihre eigenen Schöpfer in kurzer Zeit verzehrt, geschweige denn ein barbarisches Volk, dem sie künstlich aufgepfropft war. Die äußere Macht der Etrusker beginnt im sechsten Jahrhundert zu sinken. Bald nach jenem glänzenden Flottensiege bei Corsica unterlagen sie in Unteritalien den Bewohnern des griechischen Kyme; Anaxilas, Tyrann von Reggio, sperrte 482 die

*) Vgl. J. Braun, Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur. Mannheim 1854. S. 355 ff.

ſiciliſche Meerenge für etruskiſche Schiffe; und acht Jahre ſpäter brach der Sieg Hierons von Syrakus im Bunde mit den Kymäern die tuskiſche Seemacht. Pindaros feierte in ſeinem Preisliede auf Hieron den Tag, an welchem der Punier und der Tyrſener beſiegt ward und Hellas befreit von der drückenden Knechtſchaft; noch iſt von den damals nach Olympia geſtifteten Weihgeſchenken ein Helm übrig mit der Aufſchrift: „Hieron des Deinomenes Sohn und die Syrakuſier ſtifteten dem Zeus Tyrrhenerwaffen aus dem Siege von Kyme.“ Von da ging es raſch abwärts mit der etruriſchen Größe. In den italiſchen Meeren herrſchten Syrakus und Tarent; zu Lande drängte vom Süden das griechiſche Element herauf, in der Poebene ſchoben ſich keltiſche Stämme wie ein Keil in die tuskiſche Bevölkerung, die Bojer eroberten Bologna, die Senonen ſetzten ſich am adriatiſchen Meere bis Ancona hin feſt. Der Reſt konnte dem Anprall der römiſchen Legionäre nicht lange widerſtehen; raſch nach einander ſanken Veji, Volſinii, Caere, Tarquinii und die anderen Feſten der Etrusker in Mittelitalien, Militärcolonien romaniſirten das Land, der Handel nach dem Norden, der anfänglich ſowohl den römiſchen Soldaten wie den bequemen, prunkliebenden Keltenbauern gegenüber in den Händen der Etrusker geblieben war, erlitt am Ende des zweiten Jahrhunderts durch den Einfall der Cimbern und Teutonen einen tödtlichen Stoß. Und als endlich die Alpenſtraßen wieder frei geworden waren, da hatten mittlerweile die römiſchen Ritter den Waarenverkehr der Provinzen auszubeuten gelernt, und auf den Pfaden, die Jahrhunderte früher der etruskiſche Hauſirer erſchloſſen hatte, zog nun der römiſche Kaufmann über die Alpen nach Frankreich und Deutſchland.

So ist die etruskische Eigenart allmälig erdrückt worden von der Alles nivellirenden römischen Civilisation; das Volk ist verschwunden, und die stummen Skelette vom Campo santo Bologna's können uns keine Antwort mehr geben auf die Frage nach dem Ursprung und der ethnographischen Stellung ihres Stammes. Dem Alterthum schienen die Etrusker mit keinem der ihnen bekannten Völker verwandt zu sein; wissen wir heute mehr von ihnen?

Wo die historischen Zeugnisse versagen, ist man gewohnt von der Sprachwissenschaft Aufklärung über die ethnographische Stellung eines Volkes zu erwarten. Dieselbe muß die Frage in dieser Fassung eigentlich ablehnen; ein Volk kann in Folge verschiedener Verhältnisse, meist wohl durch kriegerische Eroberung, die Sprache eines anderen annehmen; es würde sehr voreilig sein, aus dem Gebrauch der englischen Sprache in Nordamerika die ethnographische Stellung seiner Bewohner zu bestimmen. Man darf in unserm Falle die Sprachwissenschaft nur darauf hin interpelliren: welche Stellung nimmt die etruskische Sprache zu den anderen bekannten Sprachen ein?

Reste der etruskischen Sprache haben wir in Menge übrig. In Tuff, Sandstein und Marmor gehauen, auf Wandkalk und Thon gemalt, in Metall, Knochen und Elfenbein gegraben, übersteigen die bis jetzt bekannten etruskischen Inschriften die Zahl fünftausend. Freilich ist der in ihnen enthaltene Wortschatz kein gar großer. Es sind zum allergrößten Theil Grab- und Sarkophaginschriften, auf denen man nicht mehr erwarten darf, als Namen, Zahlen, allenfalls Bezeichnungen für Verwandtschaftsgrade; den geringeren Theil bilden erklärende

Inſchriften zu Bildwerken, ebenfalls faſt nur Eigennamen enthaltend, oft nicht einmal etruskiſche, und Weihinſchriften oder Künſtlerinſchriften auf Gegenſtänden der Induſtrie und des Handels. Sie ſind zum größeren Theile in dem bekannten Inſchriftenwerke des italieniſchen Gelehrten Fabretti geſammelt; indeſſen wäre eine neue Publication mit Hinzufügung der ſeitdem nicht unerheblich vermehrten Funde recht wünſchenswerth. Die Leſung dieſer Inſchriften bietet heutzutage keine Schwierigkeiten mehr; Theodor Mommſen's Unterſuchungen haben Urſprung und Charakter des Alphabetes, in dem ſie geſchrieben ſind, vollſtändig ſicher geſtellt. Die Schriftzeichen ſämmtlicher Bewohner Italiens von italiſchem Stamme, ſowie die der Etrusker gehen auf die eine der beiden Hauptgruppen des griechiſchen Alphabetes, auf die weſtgriechiſche, zurück. Kyme, die reiche campaniſche Pflanzſtadt der euböiſchen Stadt Chalkis, hatte dieſes Alphabet den Italikern vermittelt. Wir kennen die älteſten Buchſtabenformen dieſes chalkidiſchen Mutteralphabets aus der Aufſchrift eines Gefäßes von unzweifelhaft etruskiſcher Arbeit, das in einem Grabe bei Caere gefunden wurde und ſich jetzt im gregorianiſchen Muſeum befindet. Hier iſt nämlich außer einem etruskiſchen Syllabar ein griechiſches Alphabet eingekratzt, deſſen Beſtand an Schriftzeichen ſich durch Vergleichung als der allen italiſchen Alphabeten zu Grunde liegende herausſtellt. Auf der Wand eines etruskiſchen Grabes, das man bei Colle, in der Nähe von Siena, geöffnet hat, ſteht ein ganz ähnliches, leider nur die erſten ſechzehn Buchſtaben umfaſſendes Alphabet. Aus dieſem Grundalphabete ſind in ſelbſtändiger Entwickelung die Alphabete der Etrusker, Umbrer, Osker, Faliſker und Lateiner hervorgegangen;

und zwar zeigt von dieſen den genaueſten Anſchluß an das Mutteralphabet das etruskiſche, das übrigens nicht ohne Einfluß auf die Geſtaltung des umbriſchen und des oskiſchen Alphabetes geweſen zu ſein ſcheint; am weiteſten von dem urſprünglichen entfernt ſich das lateiniſche. Die etruskiſchen Inſchriften zeigen drei verſchiedene, in den Zügen einzelner Buchſtaben von einander leiſe differirende Modificationen des Alphabets; die eine liegt in den etruskiſchen Denkmälern Campaniens vor, die zweite in den Schriftreſten Mitteletruriens und des Polandes; am eigenthümlichſten entwickelt ſind die Schriftzeichen der im Gebiet des alten Rätien gefundenen Inſchriften, von denen es doch ſicher ſcheint, daß ſie wirklich etruskiſche Sprache enthalten und nicht blos für eine andere Sprache verwendete etruskiſche Schriftzeichen. Sie haben unter anderem ein beſonderes Zeichen für den Laut o, während die mittel- und ſüdetruskiſchen o und u nicht unterſcheiden.

Man darf dieſe unſere ſichere Kenntniß des etruskiſchen Alphabets nicht vergeſſen, wenn man von der Entzifferung der etruskiſchen Sprachdenkmäler redet. Wir ſind ihnen gegenüber nicht in der Lage, wie bei den hieroglyphiſchen Aufzeichnungen der Pharaonen oder den Keilinſchriften der Achaemenidenkönige und der Herrſcher von Niniveh und Babylon. Hier war erſt die Bedeutung der Schriftzeichen durch ſchwierige und nicht immer abſolut ſichere Operationen zu ermitteln; war dies einmal geſchehen, dann ſtellte ſich ſofort heraus, daß die Sprache der perſiſchen Keilinſchriften eine indogermaniſche, mit der Sprache der Religionsbücher Zarathuſtra's eng verwandte ſei; daß ein Theil der aſſyriſch-babyloniſchen Wandinſchriften in einem ſemitiſchen Dialekt abgefaßt

iſt, daß wir hinter den Figuren der Tempelwände von Karnak und Luxor die direkte Mutter des ſpäteren Koptiſch zu erkennen haben. Anders bei den etruskiſchen Inſchriften. Wir leſen die Zeichen, im großen und ganzen gewiß auch mit dem wirklichen Lautwerth, ſo weit dieſer überhaupt bei untergegangenen Sprachen ſicher zu ermitteln iſt; wir können auch meiſtens die zu einzelnen Wörtern zu verbindenden Zeichengruppen heraus finden, ſoweit die Worte getrennt ſind oder dieſe Trennung durch Vergleichung und Combination zu erſchließen iſt; wir ſtehen alſo allein vor der Aufgabe, die Bedeutung dieſer Worte zu finden und dann auf Grund dieſer gewonnenen Erkenntniß auf dem Wege der Vergleichung die Verwandten dieſer Sprache zu ſuchen. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß nur dieſer Gang derjenige iſt, der zu einem wiſſenſchaftlichen Reſultate führen kann. Die traurigen Irrgänge, in welche die Etruskologie gerathen iſt und welche dieſen Zweig der Alterthumsforſchung wohl zu dem allerwüſteſten in unſerem Jahrhundert gemacht haben, erklären ſich zum größten Theile daraus, daß man den umgekehrten Gang eingeſchlagen hat: man ſuchte nicht in den Bau des Etruskiſchen als ſolchen einzudringen, Lautgeſetze zu erkennen, lexikaliſche Thatſachen zu conſtatiren, Flexions- und Ableitungsſilben zu ermitteln, ſondern man benutzte die zufälligen Anklänge der häufig durch ganz willkürliche Zuſammenfaſſung von Lautcomplexen gewonnenen etruskiſchen Wörter an ſolche irgend einer anderen Sprache, wie ſie ſich überall mit Leichtigkeit dem, der da ſucht, darbieten, um irgend eine Verwandtſchaft feſtzuſtellen, und überſetzte dann friſch drauf los.

Es iſt eigentlich ein recht trauriges Capitel in der

Geschichte des menschlichen Geistes, das von den Deutungsversuchen etruskischer Inschriften, welches von großem unnütz aufgewendetem Fleiße, von vielem resultatlos vergeudetem Scharfsinn erzählt. Nur selten wird der Forscher, der sich durch die zum Theil recht umfänglichen Arbeiten hindurch liest, für seine Mühe durch die unfreiwillige Komik belohnt, die sich an einige dieser Schriften heftet; im großen und ganzen vermögen sie nur ein pathologisches Interesse zu erwecken. Es muß hiebei besonders hervorgehoben werden, daß die Anfänge der etruskischen Forschung durch weit mehr methodischen Sinn gekennzeichnet sind, als die späteren Versuche. Bis ins 15. Jahrhundert geht das Interesse an den Inschriften der Etrusker zurück, den Hauptanstoß aber gab das Erscheinen des großen Sammelwerkes „De Etruria regali“ im Jahre 1723. Sein Verfasser, der Schotte Thomas Dempster, ein Muster jener im 16. Jahrhundert nicht ungewöhnlichen Mischung von massenhafter Anhäufung von Kenntnissen und absoluter Urtheilslosigkeit, ruhte damals bereits über ein Jahrhundert im Grabe; sein Buch, das er im Jahre 1619 auf Veranlassung Cosmus II. von Medicis geschrieben hatte, ist besonders durch die von dem trefflichen Filippo Buonarotti hinzugefügten epigraphischen und archäologischen Tafeln von Bedeutung gewesen. Ergänzend trat bald darauf (1737) das Museum Etruscum von Gori hinzu. An diese Quellenwerke knüpften die ersten Deutungsversuche der Inschriften an. Daß man damals mehrfach die Sprachreste aus dem Hebräischen zu erklären suchte, darf bei der weit verbreiteten Ansicht von dieser Sprache als der Mutter aller Sprachen nicht Wunder nehmen; um so erfreulicher ist es, bereits im Jahre 1740 bei Scipione

Maffei dem seitdem oft vergessenen richtigen methodischen Grundsatz zu begegnen, daß die Forschung über die etruskische Sprache von den etruskisch-lateinischen Bilinguen ausgehen müsse. Besonders Giovanni Battista Passeri und Luigi Lanzi haben im vorigen Jahrhundert ihre Thätigkeit dieser Aufgabe zugewendet, und Otfried Müller konnte, als er 1828 in seinen „Etruskern" ein Gesammtbild von der Existenz dieses Volkes zu geben versuchte, auch in sprachlicher Beziehung einige sichere Ergebnisse zusammenstellen, welche die neuere Forschung adoptirt hat. Nun geht aber etwa seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts das wüste Treiben auf diesem Gebiete an, das Corssen viel zu milde als die „Sturm- und Drangperiode der Etruskologie" bezeichnet hat. Zu derselben Zeit, wo Gerhard sein treffliches Werk über die etruskischen Spiegel publicirte, wo Dennis seine anziehenden Studien über die Städte und Begräbnißplätze Etruriens schrieb, wo Graf Conestabile in Perugia und Fabretti in Turin in mühevollen Sammlungen und Untersuchungen die epigraphischen Grundlagen für die etruskische Forschung schufen, gab es eine ganze Reihe von Leuten, für die weder dies noch alles früher Gewonnene existirte, die mit der vollständigen Unbefangenheit des Nichtwissens, aber dafür mit einem reichen Schatze von Phantasie begabt, sich auf die sprachlichen Denkmäler des Tuskervolkes stürzten und Deutungen aufstellten, von denen eine immer verfehlter und lächerlicher war als die andere. Ohne Ausnahme hielten sie es nicht für nöthig, so viel Epigraphik zu lernen, um die Inschriften nothdürftig lesen zu können, sich so viel von der Methode der neueren Sprachwissenschaft anzueignen, um nicht bei jedem Schritte gegen die Gesetze

der Sprachen, die sie verglichen, auf das gröbste zu verstoßen; wo auf den Inschriften die Wörter getrennt waren, wurde dies ignorirt, die Wörter jämmerlich zerschnitten, dafür in willkürlichster Weise aus Buchstabencomplexen Wörter zusammengesetzt; und diese in solcher Art gewonnenen Ungeheuer wurden dann nach zufälligem Gleichklange mit Wörtern irgend einer beliebigen Sprache verglichen. Alle möglichen Sprachen sind so auf ihre Verwandtschaft mit der etruskischen hin befragt worden. Bertani suchte beim Sanskrit, Robert Ellis beim Armenischen Hilfe; Karl von Schmitz übersetzte den Cippus von Perugia mit Hilfe des Altdeutschen und die Engländer Crawford und Lindsay nahmen diesen genialen Gedanken in vergrößertem Maßstabe auf, nachdem schon früher Donaldson es mit dem Skandinavischen probirt hatte; ein patriotischer Slave, Namens Kollar, erklärte sammt einigen anderen alten Völkern auch die Etrusker für slavisch; natürlich durfte auch das Lieblingssteckenpferd aller Dilettanten, das Keltische, nicht fehlen: dem Buche von William Betham „Etruria Celtica“ (1842) folgte noch im Jahre 1873 ein Herr von Maack, der das Irische als den Zauberschlüssel entdeckt zu haben vermeinte. Das war Alles im Kreise der indogermanischen Sprachen; zur Abwechselung richtete Isaak Taylor seine Blicke auf die uralaltaischen Sprachen und stempelte die alten Etrusker zu Großvätern der heutigen Finnen und Lappen. Besonders beliebt war auch in unserer Zeit noch das Semitische; nicht weniger als vier Deutungsversuche sind in diesem Sinne gemacht worden, jeder von dem andern verschieden, von drei Italienern (Janelli, Tarquini und Francesco Leoni) und dem Jenenser Professor Gustav Stickel. Es giebt übrigens

immer noch einige europäiſche Sprachen, die man, ſo viel ich weiß, bis jetzt nicht interpellirt hat: ich empfehle Liebhabern ſolchen kindlichen Zeitvertreibs beſonders das Baskiſche und das Albaneſiſche; das letztere hat man mit eben ſolchem Glück bekanntlich für die Deutung der lykiſchen Inſchriften zu verwenden geſucht.

Es iſt nicht der Mühe werth, bei dieſen Arbeiten, die in ihrer Methodeloſigkeit bei allen Urtheilsberechtigten genugſam bekannt ſind, länger zu verweilen. Nur der Schrift von Stickel will ich noch einige Worte widmen, theils weil dieſelbe als von einem deutſchen Univerſitätsprofeſſor herrührend mehr Verbreitung gefunden hat als die meiſten andern, theils um an einem beſonders eclatanten Beiſpiele zu zeigen, zu welchen Abenteuerlichkeiten dieſes blinde Herumtaſten geführt hat. Das Buch iſt im Jahre 1858 erſchienen, „wie zum Hohne für die bewunderungswürdig entwickelte Wiſſenſchaft der Sprachvergleichung“ (um ſeine Anfangsworte zu citiren), und führt den Titel: „Das Etruskiſche durch Erklärung von Inſchriften und Namen als ſemitiſche Sprache erwieſen.“ Alles, was ich oben als Kennzeichen dieſer ganzen Claſſe von Erklärungsverſuchen hervorgehoben habe, eignet Stickel in hervorragendem Maße. Er hat keine Ahnung von der richtigen Leſung der Inſchriften, von der Eigenart des Alphabetes, in dem ſie geſchrieben ſind; die Zeichen, die im phöniciſchen Alphabet conſonantiſch ſind, aber im griechiſchen und den daraus abgeleiteten für die Vocale verwendet wurden, nimmt er je nach Bedürfniß bald für das eine, bald für das andere; ſtatt eines aſpirirten th (= griechiſch Theta) lieſt er, wo es ihm paßt, friſchweg o, einen dem Etruskiſchen ganz abgehenden Laut. Die auf den Inſchriften bezeichnete Worttrennung

existirt für Stickel nicht. Von den so mißhandelten Inschriften hat Stickel eine Anzahl übersetzt, darunter den berühmten Cippus von Perugia. Es liegt auf der Hand, daß Unsinn herauskommen mußte, wo die einfachste Grundlage so falsch war. Dazu kommt, daß die Annahme einer semitischen Sprache mit ihrer Nichtbezeichnung der Vocale wieder der Phantasie bedeutenden Spielraum ließ. Auch die Vergleichungsmethode steht auf der Höhe der übrigen Kenntnisse Stickel's. Bald werden hebräische, bald arabische, bald syrische Laut- und Flexionseigenthümlichkeiten zur Vergleichung herangezogen, häufig auch das selbst noch der Erklärung sehr bedürftige Phönicische, während doch, wenn das Etruskische wirklich semitisch wäre, nur das allen semitischen Dialekten gemeinsame den Ausgangspunkt bilden durfte; und was dann nach dieser unerhörten Sprachmengerei doch nicht zu den bekannten semitischen Sprachen paßt, das sind dialektische Eigenthümlichkeiten dieser neuen semitischen Sprache! Unter diesen figurirt sogar das indogermanische Zahlwort für zehn! Die Resultate dieses Verfahrens sind zum Theil von unwiderstehlicher Komik. Eine bildliche Darstellung, die unzweifelhaft die Vorbereitung zu dem bekannten von Apollon an Marsyas vollzogenen Strafgericht enthält, nämlich einen älteren, bärtigen Mann, der von einem jüngeren an einen Baum festgebunden wird, ist für Stickel die Darstellung eines wirklichen Vorfalls aus dem Leben der Etrusker, wie er öfter vorgekommen sei und der jedenfalls nicht sehr für die Gemüthlichkeit der dortigen Existenz spricht; die dazu gehörige Inschrift, offenbar die Grabinschrift des in dem Grabe Beigesetzten, übersetzt er: „Ein böser Herr, welcher einen Greis vorbereitet von wegen des Hautabziehens". Auf

einer andern Inschrift entdeckt er ein „Sommerlied“, tiefsinnige Betrachtungen über die Nichtigkeit des irdischen Besitzes auf einer andern; die große perusinische Inschrift, in welcher die Lesefehler nach Dutzenden zählen, ist ihm ein Bericht über die Auswanderung tyrrhenischer Flüchtlinge. Doch genug hiervon. Der Unsinn Stickel's wird nur noch überboten durch den, welchen Tarquini zu Tage gefördert hat. Dieser erklärt z. B. die Inschrift des Bronzeschlüssels von Dambel im Thale Nonsberg als einen Bericht über die Verbrennung eines christlichen Märtyrers im Tempel des Vulcanus zu Dambel!

Ich kann es mir nicht versagen, auf ein Analogon hinzuweisen, durch welches die ganze Absurdität dieser semitischen Deutungen besser als durch manches andere gekennzeichnet wird. Unter den in einheimischer Schrift abgefaßten Denkmälern der Insel Cypern ragt durch Umfang die Bronzetafel von Dali, dem alten Idalium, hervor. Professor Röth, ein würdiger Geistesverwandter Stickel's, las und übersetzte das ganze Denkmal mit Hilfe des Hebräischen und fand darin eine Proclamation des ägyptischen Königs Amasis an die Bewohner von Cypern. Jetzt, wo wir durch methodische Entzifferung der Schrift wissen, daß die cyprischen Sprachdenkmäler nichts anderes enthalten als einen griechischen Dialekt, der in einem eigenthümlichen, aus der vorderasiatischen Keilschrift abgeleiteten syllabarischen Alphabet geschrieben ist, hat sich herausgestellt, daß jene Bronzetafel von einer Staatsdotation handelt, die zwei Aerzten für ihre uneigennützigen Bemühungen um Kranke und Verwundete während der Belagerung Idaliums durch die Perser zuerkannt wird.

Die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt

wurde ernſthaft auf die Etrusker erſt wieder gezogen, als man erfuhr, daß es Wilhelm Corſſen gelungen ſei, das Räthſel dieſer Sprache zu löſen. Corſſen war längſt als ein gründlicher, in der Schule der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft gebildeter Kenner des Lateiniſchen und der damit verwandten Sprachen Altitaliens bekannt, der ſich beſonders durch ſein Werk über Ausſprache, Vocalismus und Betonung des Lateiniſchen einen ehrenvollen Platz unter ſeinen Fachgenoſſen erworben hatte. Es war ſeit längerer Zeit kein Geheimniß mehr, daß dieſer ſcharfſinnige Forſcher ein umfaſſendes Werk über die etruskiſche Sprache vorbereite, und man war berechtigt, demſelben mit der höchſten Erwartung entgegen zu ſehen. Eine Anzahl kleinerer Arbeiten von ihm waren vorausgegangen, die über ſeinen Standpunkt zu der Frage keinen Zweifel ließen. Anknüpfend an die älteren Arbeiten von Paſſeri und Luigi Lanzi, unterſtützt durch die in gleicher Richtung ſich bewegenden Unterſuchungen von Elia Lattes, war er zu dem Ergebniß gekommen, daß das Etruskiſche auf das engſte verwandt ſei mit den übrigen italiſchen Sprachen, dem Lateiniſchen, Oskiſchen, Umbriſchen, durch lautliche Vorgänge, beſonders eine ſehr weit gehende Ausſtoßung von Vocalen in tieftonigen Silben, etwas fremdartig geſtaltet, aber im grammatiſchen Bau durch und durch indogermaniſch, ſpeciell italiſch. Im Jahre 1874 erſchien der erſte, ſehr umfangreiche Band des Werkes „über die Sprache der Etrusker", der eine methodiſche Zergliederung und Erklärung der Inſchriften enthält, aufſteigend von den kürzeſten bilinguen Grabinſchriften bis zur Deutung des Cippus von Perugia. Der italiſche Charakter des Etruskiſchen wurde aufgezeigt an einer Anzahl von wort-

bildenden Suffixen, an Declinations- und Conjugationsformen, an den Zahlwörtern und Fürwörtern; eine große Anzahl etruskischer Götternamen und Appellativa wurde von Corssen mit den Mitteln der indogermanischen Sprachforschung gedeutet.

Der Eindruck, den das Corssen'sche Werk auf die wissenschaftliche Welt machte, entsprach den Erwartungen nicht ganz. Corssen hatte so viel oder vielmehr eigentlich Alles erklärt, so daß bei Vorsichtigen sich die Befürchtung regen mußte, er habe zu viel erklärt. Man verhielt sich im Allgemeinen gegen seine indogermanische Hypothese nicht ablehnend, wurde aber besonders durch die Menge der weitgehendsten und kühnsten etymologischen Combinationen mißtrauisch gemacht. Aber der staunenswerthe in dem Buche niedergelegte Fleiß, die umfassende Beherrschung des Materials, die sichere und consequent durchgeführte Methode bestachen und blendeten die Mehrzahl.

Da erschien die Kritik von Wilhelm Deecke in Straßburg, der sich durch die im Verein mit Siegismund glücklich unternommene Entzifferung der cyprischen Inschriften bereits als scharfsinniger Gelehrter gezeigt hatte.*) Mit der Herausgabe von Otfried Müller's „Etruskern" beschäftigt, war er der Frage nach dem Wesen der etruskischen Sprache seit einiger Zeit näher getreten und auf Grund seiner selbständigen Beschäftigung mit dem Gegenstande sprach er auf S. 7 seiner Broschüre das harte Wort aus, daß Corssen „durch Incorrectheit im Material, willkürliche Hypothesen und abenteuerliche Etymologien auf den schlimmsten Abweg gerathen zu sein scheine."

*) Corssen und die Sprache der Etrusker. Eine Kritik von W. Deecke. Stuttgart 1878.

Die etruskische Sprache steht auf zwei Würfeln. Im Jahre 1848 wurden bei Vulci zwei elfenbeinerne Würfel gefunden, die auf den sechs Seiten die einsilbigen Wörter max. θu. zal. huθ. ci. śa zeigen. Domenico Campanari hatte dies für die etruskischen Zahlwörter von eins bis sechs erklärt. Da die Zahlwörter überall zu den sichersten Kriterien der Sprachverwandtschaft gehören, mit den vorliegenden aber kein italischer, kaum überhaupt ein indogermanischer Charakter der Sprache zu vereinigen war, so beseitigte Corssen diese Schwierigkeit, indem er erklärte, antike Würfel mit Zahlwörtern gäbe es sonst nicht, die Worte bildeten vielmehr eine Weihinschrift, seien zu lesen max θuzal huθ ciśa und bedeuteten „Magus schnitzt dies als Weihgeschenk". Er selber suchte andere, zu den italischen stimmende Zahlwörter nachzuweisen. Dem gegenüber bemerkt Deecke, Würfel mit Weihinschriften kämen ebensowenig vor, Corssen's Maχ oder Magus sei kein etruskischer Name, das Präsens auf einer derartigen Inschrift unbegreiflich, die Corssen'schen Zahlwörter irrthümlich erschlossen. Er hat später einmal durch Vergleichung mit anderen Inschriften, die Altersangaben enthalten, jene Wörter und zwar in der Reihenfolge θu. ci. max. zal. śa. huθ. als die sechs ersten etruskischen Zahlwörter zu erweisen gesucht. Ebenso wird die Unhaltbarkeit von Corssen's Deutung der häufig vorkommenden Wörter clan, śec und puia aufgezeigt, clan, das Corssen als „älter" erklärt hatte, heißt vielmehr „Sohn", śec, nach Corssen „ehelich geboren", vielmehr „Tochter", puia nicht „junge Frau", sondern „Gattin". Den Flexionsformen geht es nicht besser: in pecse, das der Abbildung eines Pferdes beigeschrieben ist und nichts Anderes ist als der

griechiſche Pegaſus, hatte Corſſen ein Perfect = gr. ἔπηξε geſehen! Als Endreſultat ſpricht Deecke aus, daß Corſſen's Buch beſonders durch die Willkür des Wortableitens, das Vernachläſſigen vorhandener Trennungspunkte und Ungenauigkeit im Citiren nicht geeignet ſei, die Grundlage der Forſchung abzugeben und daß durch daſſelbe die etruskiſche Frage nicht gelöſt ſei.

Corſſen hat das jähe Zuſammenbrechen des Gebäudes, an deſſen Aufführung er ein halbes Menſchenleben geſetzt hatte, nicht lange überlebt: ein plötzlicher Tod entriß ihn im Sommer 1875 allzu früh der Wiſſenſchaft. Seine ernſte Arbeit darf nicht zuſammen geworfen werden mit den dilettantiſchen Stümpereien eines Stickel und Conſorten. Mag er immerhin von einzelnen Flüchtigkeiten nicht freizuſprechen ſein, er hat jedenfalls in ausdauerndem Forſchen, mit enormem Fleiße, mit glänzendem Scharfſinn und wiſſenſchaftlicher Methode die Wahrheit geſucht; daß er ſie nicht gefunden, legt mehr noch von der Schwierigkeit des Problems und der Unzulänglichkeit des Materials Zeugniß ab, als von dem verhängnißvollen Irrthum einer vorgefaßten Meinung.

Der zweite Band des Corſſen'ſchen Werkes, der nach ſeinem Tode von Profeſſor Ernſt Kuhn herausgegeben wurde und eine ſyſtematiſche Zuſammenfaſſung der Unterſuchungen des erſten Bandes enthält, ging ziemlich ſpurlos vorüber. Das allgemeine Intereſſe concentrirte ſich jetzt auf die etruskologiſchen Arbeiten des ſcharfſinnigen Deecke. Dieſer hat ſeitdem den Ueberreſten der räthſelhaften etruskiſchen Sprache eine unermüdliche und hingebende Sorgfalt zugewendet, eine Sorgfalt, die um ſo höher anzurechnen iſt, als wir keine Ausſicht haben, in den etruskiſchen Inſchriften, auch nach ihrer ſicheren

Deutung, literarische Meisterwerke oder auch bloß interessante historische Documente zu finden. Ein anderer Gelehrter hat sich in den letzten Jahren an der Arbeit betheiligt, Herr Karl Pauli, früher Rector der höheren Bürgerschule in Uelzen, unabhängig von Deecke und nicht selten im Widerspruch zu dessen Resultaten, aber zunächst wesentlich auf derselben methodologischen Grundlage stehend.

Es ist nicht zweifelhaft, daß Herr Deecke ein großes Verdienst um die Aufhellung der etruskischen Sprache hat. Seine Forschungen über das Münzwesen, über die Vornamen der Etrusker sind für die italischen Alterthümer überhaupt von der größten Bedeutung gewesen. An Kenntniß und Beherrschung des verfügbaren Materials, das er durch Autopsie mehrfach berichtigt und ergänzt hat, übertrifft er alle, auch den verstorbenen Corssen. Ungewöhnliche Arbeitskraft und seltene Ausdauer selbst weniger kurzweiligen Problemen gegenüber verbinden sich bei ihm mit meist vorsichtiger und die verschiedenen Möglichkeiten sorgfältig abwägender Combination. Um so mehr durfte man darauf gespannt sein, welche Anschauung über die sprachgeschichtliche Stellung des Etruskischen sich ihm als endliches Resultat ergeben würde.

Für Corssen waren die Etrusker italische Indogermanen; dagegen schrieb Deecke am Schluß seiner „Kritik" des Corssen'sches Buches (S. 39): „Die etruskische Frage ist demnach noch nicht gelöst und Theodor Mommsen hat recht gethan, wenn er in der neuesten Auflage der Römischen Geschichte seine alte Auffassung unverändert festgehalten hat. Die Etrusker sind und bleiben ein den übrigen italischen Stämmen fremdes Volk." Bald darauf äußerte er sich am Ende des ersten

Heftes der „Etruskischen Forschungen“ (1875) S. 82 folgendermaßen: „Ich will nicht verschweigen, daß die finnischen Sprachen, mit denen ich mich seit mehr als zwanzig Jahren in Mußestunden beschäftigt habe und deren allgemeiner Bau mir wohl bekannt ist, nicht nur die schlagendsten Analogien zu diesem Schwanken zwischen Casus- und Wortbildungssuffix darbieten, sondern daß auch speciell das l in ihrer Casus- und Wortbildung eine große Rolle spielt. Dennoch halte ich, anderer großen Schwierigkeiten wegen, das letzte Wort über die Verwandtschaft der Etrusker noch zurück.“ In einem Aufsatze über die etruskischen Zahlwörter in den von Bezzenberger herausgegebenen „Beiträgen zur Kunde der indogermanischen Sprachen“, Band 1, S. 273 (1877), heißt es: „Ueberhaupt sehe ich keine Möglichkeit einer etymologischen Verwandtschaft der gewonnenen etruskischen Zahlwörter mit den indogermanischen. Ebensowenig aber stimmen sie zu den semitischen, koptischen, baskischen, uralo-altaischen, jenisseiischen u. s. w. — sie stehen vollständig isolirt, wie die Verwandtschaftswörter und die wenigen sonstigen sicheren Vocabeln.“ Im dritten Bande derselben Zeitschrift S. 53 (1879) liest man: „Bei lautni demnach wie bei anderen etruskischen Wörtern finden sich merkwürdige Anklänge ans Indogermanische, ohne daß doch die besondere Formung des Wortes, sowie seine einheimischen Ableitungen eine strenge Parallele fänden. Auch hier bleibt dasselbe Räthsel.“ Bei der Besprechung einiger unzweifelhaft indogermanischen Wörter schrieb er mir in einem Briefe vom 4. August 1880: „Sind dies nun alles Lehnwörter? Die starke Verstümmelung spricht dafür. Dann ist das Etruskische eine sogenannte Mischsprache, wie Englisch, Armenisch,

Neuperſiſch. Die altaiſche Hypotheſe iſt bei mir ganz zurückgetreten.“ In dem zweiten Heft der „Forſchungen und Studien“ (Stuttgart 1882) iſt zuerſt die definitive Anſicht Deecke's über die Verwandtſchaft des Etruskiſchen ausgeſprochen; ſie trifft durchaus mit derjenigen zuſammen, zu welcher Corſſen gelangt war. Auch nach Deecke iſt das Etruskiſche eine indogermaniſche Sprache, die ſpeciell dem italiſchen Zweige der ariſchen Sprachenfamilie angehört und zunächſt mit dem Lateiniſchen, Umbriſchen, Oskiſchen, Volskiſchen und den andern weniger bekannten italiſchen Sprachen der Apenninen-Halbinſel verwandt iſt.

Dieſes Reſultat der langjährigen Forſchungen Deecke's hat nicht verfehlt, in den Kreiſen, die ſich für die Etruskerfrage intereſſirten, Aufſehen zu erregen. Man kann demſelben nicht vorwerfen, daß es auf Grund einer vorgefaßten Meinung gewonnen ſei; Deecke iſt durchaus unabhängig von Corſſen, ja, meiſt im Widerſpruche mit ihm zu demſelben gelangt. Es liegt auf der Hand, wie ſehr dieſer Umſtand geeignet iſt, für das gewonnene Reſultat von vornherein eine günſtige Meinung zu erwecken. Daſſelbe beruht auf der Analyſe von Caſusendungen und Wortbildungsſuffixen, auf der Deutung von Pronominalſtämmen und auf einer Anzahl mehr oder minder ſicherer Etymologien, welche auf allgemein indogermaniſche oder nur im Italiſchen nachgewieſene Wurzeln führen. Beſonders bezeichnend iſt unter den Caſusendungen die doppelte Form des Genitiv Singular, durch welche die zweifache Bildungsweiſe dieſes Caſus im Indogermaniſchen je nach dem Auslaut des Stammes wiedergeſpiegelt wird, nämlich -us oder -is bei conſonantiſchen Stämmen, -ssa (= indogermaniſch -sja) bei ſolchen, die urſprünglich auf den Vocal a ausgingen.

Auch ein Locativ des Singulars auf -di oder -ti, altindischem -dhi, griechischem θι entsprechend, ist sehr charakteristisch. Ferner ist hervorzuheben die Bildung der Zehner vermittelst des Elementes -lcha, das Deecke mit dem im Litauischen zu diesem Zwecke verwendeten -lika (z. B. dwylika zwölf, trylika dreizehn) vergleicht. Von den etymologischen Combinationen werden natürlich nicht alle den Anspruch auf die gleiche Sicherheit erheben dürfen; weiter dringende Forschung wird gewiß manche von ihnen verwerfen, wie sie andererseits neue hinzufügen wird. Auch die Grenzlinie zwischen Urverwandtem und Entlehntem wird später noch schärfer bestimmt werden müssen.

Wer, wie ich selbst, seiner Zeit der indogermanischen Hypothese Corssens allzu rasch zugestimmt hat, wird begreiflicherweise jetzt sich etwas skeptischer verhalten, wenn auch das endliche Zusammentreffen zweier im schärfsten Gegensatz zu einander stehenden Forscher eine gewisse Bürgschaft für die Richtigkeit des neuen Resultates zu gewähren scheint. Eine Controle über die Richtigkeit aller einzelnen Ansätze Deecke's kann natürlich nur der üben, der das ganze Material selbständig nachprüft, und dazu werden, fürchte ich, gar Wenige Neigung besitzen. Mir scheint absolute Sicherheit in dieser Frage immer noch so lange ausgeschlossen, als wir nicht eine umfassendere bilingue Inschrift mit einem zusammenhängenden längeren Texte haben, in welchem eine Anzahl Flexionsformen klar erkennbar sind. Wortvergleichungen führen bekanntlich selbst bei genau erforschten Sprachen auf trügliche Irrwege, geschweige denn hier, wo die Bedeutungen häufig nur gerathen, wenn auch noch so scharfsinnig und geistreich gerathen sind — eine Operation,

der man schließlich doch nur den sehr problematischen Werth einer sogenannten glänzenden Conjectur im Texte eines Schriftstellers zuschreiben kann. Ist das Etruskische eine indogermanische, speciell italische Sprache gewesen, dann hat es sich jedenfalls in einer Weise entwickelt, die eine höchst bedeutende Abweichung von dem Typus der übrigen italischen Dialekte zur Folge gehabt hat. Diese Erscheinung steht nicht vereinzelt in der Sprachgeschichte da. Die keltischen Sprachen haben sich im Vergleich zu den übrigen indogermanischen so fremdartig gestaltet, daß man lange Zeit ihre Zugehörigkeit zu denselben verkennen konnte. Auch das Albanesische ist zweifelsohne eine indogermanische Sprache, freilich vielfach mit so eigenartigem Gepräge, daß noch kürzlich ein ebenso phantasiereicher wie kenntnißloser Franzose es in nächste Beziehung zu den kaukasischen Sprachen zu setzen versuchte. Unter den romanischen Sprachen hat das Rumänische ein so unromanisches Aussehen gewonnen, daß es bis in die neueste Zeit das Stiefkind der romanischen Philologie geblieben ist. Und wie lange Zeit hat es gebraucht, bis man die Mundarten der Zigeuner auf die indische Muttersprache zurückzuführen im Stande war. Es ist hier überall die Aufgabe der Wissenschaft, den Einflüssen nachzuspüren, welche die Züge einer Sprache so verändert und entstellt haben, daß die geschwisterliche Aehnlichkeit nur mit großer Mühe herauszufinden ist. Lange Wanderungen, Aufenthalt unter anders redenden Völkern, intensiver Einfluß umwohnender oder assimilirter, ursprünglich fremdartiger Bevölkerung werden hier immer für die Hauptfactoren gelten müssen. Herr Ascoli hat in seiner „Lettera glottologica“ in bekannter lichtvoller Weise den Einfluß keltischer Lautgewohnheiten

auf romaniſchen und germaniſchen Vocalismus erörtert in Gegenden, wo romaniſche und germaniſche Sprechweiſe mit einheimiſcher keltiſcher in Contact kam; und daß gewiſſe lautliche und ſyntaktiſche Uebereinſtimmungen, die ſich zwiſchen den ſonſt in keinem näheren Verwandtſchaftsverhältniß ſtehenden Sprachen der Rumänen, Bulgaren und Albaneſen finden, auf gemeinſam empfundene Einflüſſe einer untergegangenen Sprache oder Sprachenfamilie zurückgehen, ſcheint mir ausgemacht zu ſein. So oder ähnlich wird es ſich auch mit der etruskiſchen Sprache verhalten, wenn wir den italiſchen Charakter derſelben als bewieſen annehmen. Entweder ſind die Etrusker ethnologiſch ein nichtitaliſcher Stamm, der eine italiſche Mundart angenommen hat, wie die nichtſlaviſchen Bulgaren eine ſlaviſche; ſei es nun, daß ſie ſogenannte Autochthonen ſind oder daß der ſtark orientaliſche Zug in ihrem Weſen der alten Tradition ihrer Einwanderung aus Aſien Recht giebt. Im erſteren Falle würde ſich eine Vergleichung der lautlichen Beſonderheiten des Etruskiſchen mit dem Baskiſchen und den Reſten des Iberiſchen, wenn dieſe einmal gedeutet werden ſollten, empfehlen. Oder ein italiſcher Stamm hat ſich einen bedeutenden Bruchtheil allophyler Urbevölkerung aſſimilirt und iſt in ſeiner Sprache ſtark von derſelben beeinflußt worden. Wir dürfen zudem nicht vergeſſen, daß die Etrusker ihre Geſchichte bereits hinter ſich hatten, als die Römer die ihrige kaum begonnen hatten, und ein raſches und intenſives Leben nutzt Sprachen eben ſo ab wie Völker und Menſchen.

Es muß betont werden, daß ſich Herr Deecke gegen das Indogermanenthum der Etrusker förmlich gewehrt hat. So lange er über den Charakter der Sprache noch

unsicher war, hat er überhaupt gar nicht etymologisirt, sondern festgehalten, was er in der Neubearbeitung von Otfried Müllers Etruskern ausgesprochen hatte (II 328): „Ich habe von unten überall neu aufgebaut, alle Hypothesen etymologisch-vergleichender Natur habe ich zurückgewiesen und, so weit irgend möglich, ein rein objektives Bild der vorhandenen Sprachreste zu entwerfen gesucht." Besonders muß man daran erinnern, daß Herr Deecke zwar an die Möglichkeit einer Verwandtschaft der Etrusker-Sprache mit ural-altaischen Sprachen gedacht hat — seine darauf bezüglichen Aeußerungen habe ich oben mitgetheilt — daß er aber niemals eine etruskische Verbal- oder Casusendung mit dem Finnischen verglichen, daß er niemals eine Etymologie aus dem Finnischen versucht hat. Er ist im Gegentheil mit der größten Zurückhaltung und Selbstbeschränkung vorgegangen und hat eine für einen Sprachforscher ohne Zweifel recht schwere Enthaltsamkeit gewissenhaft geübt. Als die ersten sicheren Uebereinstimmungen mit dem Graeco-Italischen sich fanden, nahm er Entlehnung an; ja er hielt auch den Namenschatz des Etruskischen in großem Umfange für entlehnt, bis die Fülle der Uebereinstimmungen überwältigend wurde, und vor allem die Thatsache, daß ein wirklicher Fortschritt der Entzifferung immer nur durch Anlehnung an das Graeco-Italische stattfand, seine definitive Entscheidung für den indogermanisch-italischen Charakter des Etruskischen herbeiführte. Und er hat denn auch Corssen im fünften Hefte der „Etruskischen Forschungen" S. 64 die „volle Ehre" gegeben.

Herr Deecke hat am meisten dazu beigetragen, seiner Ansicht von der Sprachverwandtschaft des Etruskischen immer mehr Stütze zu verschaffen. Das sechste Heft der

„Etruskischen Forschungen" enthält eine Arbeit über die etruskischen Bilinguen aus Deecke's Feder. Bilingue Inschriften, die neben der noch unverständlichen Sprache denselben Text in einer bekannten Sprache enthalten, sind ja für die Aufhellung einer dunklen Sprache von unschätzbarem Werthe. Eine nur einigermaßen umfangreiche etruskisch-lateinische Bilingue würde das etruskische Räthsel ohne Zweifel für alle Zeiten definitiv lösen. Leider wohnt den uns bekannten — es sind etwa dreißig — dieser hohe Werth nicht inne. Sie enthalten fast nichts als Namen.

Indessen ist Form und Stoff dieser Namen immerhin interessant genug, um bei einer erneuten Behandlung durch den ersten der lebenden Etruskologen wichtige Resultate abzuwerfen. Die Untersuchung der sprachlichen Gestaltung der etruskischen Eigennamen, besonders der Kosenamen und ihrer Ableitungen, und die Vergleichung mit der lateinischen, resp. italischen, und der griechischen Namengebung ergiebt für Herrn Deecke eine so wesentliche Uebereinstimmung in den Grundlagen, daß an der wesentlichen Identität derselben in den drei Sprachen nicht gezweifelt werden kann. Näher aber erscheint auch hier das Etruskische mit dem Italischen verwandt. Herr Deecke führt achtundzwanzig zur Bildung von Eigennamen verwandte Suffixe auf, die dem Etruskischen mit dem Italischen und dem Griechischen gemeinsam sind; auch die Feminin-Bildung der etruskischen Namen stimmt wesentlich zur griechischen und lateinischen. Für eine unbefangene Betrachtung dieses reichen Materials scheint es allerdings schwer, an einer Entlehnung der gesammten etruskischen Namengebung aus einer anderen italischen Sprache festzuhalten, obwohl man ja natürlich über die

Auffaſſung von Einzelheiten anderer Meinung ſein kann als Herr Deecke.

Während das Heft über die Bilinguen gedruckt wurde, iſt Herr Deecke ſchon wieder einen bedeutenden Schritt vorwärts gegangen. In der Rivista di filologia iſt durch Herrn Profeſſor Teza in Piſa im Jahre 1882 (Band X, S. 530) die etruskiſche Inſchrift einer in der Nähe von Magliano, der Stätte des alten Vetulonia, in Toscana gefundenen Bleiplatte veröffentlicht worden. Sie iſt die zweitgrößte der bis jetzt bekannten etruskiſchen Inſchriften, an Umfang nur von der Inſchrift des Cippus von Perugia übertroffen. Dieſe Inſchrift nun hat Herr Deecke auf der Baſis ſeiner indogermaniſch-italiſchen Hypotheſe überſetzt und erklärt. Ich ſetze die Inſchrift her, damit die Leſer eine Vorſtellung davon bekommen, wie etruskiſche Sprache im Zuſammenhange eines längeren Textes klingt:

cauϑas. tuϑiu. avils. LXXX. ez. χimϑm. casϑialϑ. lacϑ. hevn. avil. nenl. man. murinaśie. fal. taϑi : aiseras. in. ecs. mene. mlaϑcemani. tuϑi. tiu. χimϑm. caϑialϑi. aϑ : mariśl. menitla. afrs. ci. alaϑ. χimϑm. avilsχ. eca. cepen. tuϑiu. ϑuχ. iχutevr. heśni. mulveni. eϑ. tuci. am. ars. mlaχϑan. calusc. ecnia. avil. mimenicac. marcalurcac. eϑtuϑiunesl. man. rivaχ. leścem. tnucasi. śurises. teis. evitiuras. mulsle. mlaχ. laχe. tins. lursϑ. tev. auviϑun. lursϑsal. efrs. nac

Das überſetzt Herr Deecke wörtlich folgendermaßen:

Dem Cauta im ganzen Jahre 180 Opfer mit Milch, Schaf; um Neujahr mit Tropfgüſſen von Myrrhentrank, auf dieſem Gerüſt; der Aiſera in jedem Monat Kuchen-Blumen-Frucht-Opfer; beim Vollmond 100 Opfer mit Spelt; dem Mars am Monatsende Eber 5, Geflügel 100;

und in diesem Jahr der Dictator der Gemeinde und 2 Priester im Tempel sollen darbringen dieß: Dörrfleisch, Krüge, Früchte, Kuchen; und dem Orcus alle Jahre sowohl halbmonatliche als Randreinigungsopfer; dieß Gemeindegrab mit Tropfguß, und mit Sprengguß das Todtenlager sollen sie begaben; dem Surisie ein Paar Lämmer, Honigtrank, Kuchen, Schüssel; dem Jupiter ein Reinigungsopfer; den Göttern Schafe 2, ein Reinigungsopfer, 3 Eber in der Gruft.

Diese Uebersetzung macht selbstverständlich nicht auf den Grad von Treue und Zuverlässigkeit Anspruch, wie die einer Stelle aus Cicero oder Livius. Manches Fragezeichen mag hinein gehören, doch ist hier nicht der Ort, Bedenken über Einzelheiten zu erörtern. Es ist möglich, daß der Sinn im ganzen und auch manches Einzelne wohl getroffen sei. Absolute Sicherheit wird der nicht verlangen, welcher weiß, wie viele unklare und streitige Stellen z. B. noch die umbrischen Tafeln von Gubbio enthalten, wie verschiedenartig man jüngst die altlateinische Inschrift des Thongefäßes vom Quirinal übersetzt hat, von der Interpretation des Awesta oder gar der assyrisch-babylonischen Keilinschriften ganz zu schweigen.

Als das zweite Heft der „Etruskischen Forschungen und Studien" erschien, in welchem Herr Deecke zuerst seine Ansicht von dem indogermanisch-italischen Charakter der Etruskersprache vortrug, hatte das einen Bruch mit seinem bisherigen Mitarbeiter Herrn Karl Pauli zur Folge. Herr Pauli schrieb damals: „So muß Referent denn die erste Abhandlung Deecke's ihrer eigentlichen Tendenz nach als verfehlt bezeichnen. Der Nachweis, daß die Etrusker italische Indogermanen sind, ist dem

Verfaſſer ſo wenig gelungen, wie Corſſen. Das muß hier, um zu verhüten, daß Deecke's Name die Etruskologie wieder in falſche Bahnen lenke, öffentlich und beſtimmt ausgeſprochen werden." Und an einem anderen Orte: „Vorläufig müſſen wir uns mit der Negation begnügen, und in Bezug hierauf trägt Referent kein Bedenken, mit voller Beſtimmtheit zu behaupten, das Etruskiſche ſei weder italiſch, noch überhaupt indogermaniſch. Die Etrusker ſind und bleiben ein οὐδενὶ ἄλλῳ ὁμόγλωσσον ἔθνος und ihre Sprache bleibt, als was ſie ſchon den Römern klang, eine Barbarenſprache. Verfaſſer (Deecke) meint zwar, weil er unabhängig von Corſſen zu gleichem Reſultate gekommen ſei, ſo ſtehe dasſelbe wohl einigermaßen feſter. Referent glaubt das nicht, denn, wenn zwei denſelben Irrweg einſchlagen, ſo gelangen ſie auch ſchließlich an dasſelbe falſche Ziel. Dieſen Irrweg aber als ſolchen aufzudecken, dazu hat Referent, damit nicht das Gewicht von Deecke's Namen andere Forſcher auch verlocke und ſo unſere Wiſſenſchaft um Jahrzehnte zurückbringe, ſich in ſeinem Gewiſſen gedrängt geſehen. Er hofft auch dereinſt noch den Tag zu ſehen, wo auch der Verfaſſer ſelbſt dieſen wirklichen Irrthum erkennt und ihm mit derſelben Freimüthigkeit entſagt, wie in ſeinen Schlußworten dem jetzigen vermeintlichen." Noch die Abhandlung Pauli's über die etruskiſchen Zahlwörter (Etruskiſche Forſchungen und Studien, 3. Heft, Stuttgart 1882) vertritt die Anſicht von dem durchaus unindogermaniſchen Charakter des Etruskiſchen; ſie ſchließt mit den Worten: „So wenig die etruskiſchen Zahlwörter indogermaniſch ſind, ſo wenig ſind ſie mit irgend einer anderen bis jetzt verglichenen Sprache verwandt, ſie ſtehen, um mit Deecke's Worten zu ſchließen, bis jetzt vollſtändig

isolirt.“ Dagegen liest man in dem zweiten Heft der von ihm herausgegebenen „Altitalischen Studien“ (Hannover 1883) S. 142 ff. einen Aufsatz „Die Lösung der Etrusker-Frage“, und in demselben: „Ich habe bisher geläugnet, daß die Etrusker Indogermanen seien. Letztere Ansicht kann ich jetzt nicht mehr aufrecht erhalten. Die Etrusker sind doch Indogermanen, gehören aber nicht der italischen Abtheilung derselben an, sondern der litauischen, so jedoch, daß sie in Bezug auf manche sprachliche Erscheinungen den Slaven näher stehen, als die Preußen, Litauer und Letten. Bei der großen zeitlichen Differenz aber, welche die Etrusker von den übrigen Gliedern der baltischen Familie trennt, kann es nicht wundernehmen, wenn man in ihrer Sprache manches Alterthümliche bewahrt sieht, was jenen abhanden gekommen ist und nur noch durch die Heranziehung älterer indogermanischer Sprachen aufgehellt wird.“

Ich habe selten etwas mit so großem Erstaunen gelesen, als diese Sätze. Bei Deecke konnte man das Heranreifen seiner neuen Ansicht gewissermaßen Schritt für Schritt verfolgen; hier tritt diese baltische Hypothese gänzlich unvermittelt auf, wie die gewappnete Athene aus dem Haupte des Zeus. Sie beruht auf der Interpretation einer Inschrift, die uns ohne Worttrennung überliefert ist; stellt man die Buchstaben einer solchen Inschrift selbst zu Worten zusammen, so ist natürlich der subjectiven Willkür ein weiter Spielraum geöffnet. Herr Pauli hat später erklärt, seine Deutung sei nur ein Scherz gewesen, um die etymologische Methode ad absurdum zu führen. Man kann verschiedener Ansicht darüber sein, ob dieser Scherz sehr passend war, zumal

auf einem Gebiete, wo der Ernst schon so häufig dem Scherz ähnlich gesehen hat.

Die nämliche Inschrift, an welcher Herr Pauli zum Scherz den litauischen Charakter des Etruskischen vordemonstrirt, hatte Herr Sophus Bugge in Christiania benutzt, um dem Etruskischen gleichfalls indogermanischen Charakter zu vindiciren, so jedoch, daß ihm eine selbständige Stellung innerhalb der arischen Sprachenfamilie zukäme. Seine Uebersetzung und Erklärung war durch Herrn Henry Sweet in der „Academy" vom 6. Mai 1882 mitgetheilt worden. Herr Bugge übersetzte:

„Diese Schale stiftet das Oberhaupt der Gemeinde, nachdem es dreimal sein Amt verwaltet, wegen (vollbrachter) Amtshandlungen, wegen Erfolgen in der Verwaltung."

Neuerdings hat Herr Professor Bugge seine frühere Auffassung der Inschrift in mehreren Punkten geändert. Er übersetzt jetzt:

„Der König des Staates, der zum (dritten) Male Imperator, ist, weiht diese (Schale) zum Trankopfer den (verstorbenen) Porsennas, denen man, wenn man die königliche Gewalt hat, vor allen anderen Todtengaben darbringen soll."

Diese neue Uebersetzung ist in seinen „Beiträgen zur Erforschung der etruskischen Sprache" enthalten, die als 4. Heft der „Etruskischen Forschungen und Studien" erschienen sind. Der verdiente Sprachforscher, dem die Wissenschaft werthvolle Arbeiten über die germanischen und die italischen Sprachen verdankt, sucht hier seine indogermanische Hypothese ausführlicher zu begründen,

hauptsächlich durch etymologische Analyse einer Anzahl von Worten. Er hält auch hier an der Ansicht fest, daß das Etruskische eine eigene Abtheilung der indogermanischen Sprachenfamilie bilde, dem Italischen und dem Griechischen am nächsten stehe, aber auch mit den übrigen europäischen Sprachen arischer Herkunft, zumal den baltisch-slavischen, einige specielle Berührungen zeige. An Kühnheiten fehlt es in den Aufstellungen Bugge's nicht, im ganzen aber darf man seiner Arbeit das Zeugniß nicht versagen, daß sie mit großer Gelehrsamkeit und vielem Scharfsinn abgefaßt ist.

So steht heute die Etruskerfrage. Pauli hält an dem unindogermanischen Charakter des Etruskischen fest, gegenüber von Deecke und Bugge; von diesen hält der eine die Sprache für einen italischen Dialekt, der andere für eine ganz selbständige arische Sprache. In beiden Fällen, im ersten noch mehr als im zweiten, muß zugegeben werden, daß sich das Etruskische ungleich viel weiter von dem ursprünglichen arischen Typus entfernt hat, als dies sonst bei den aus älterer Zeit überlieferten arischen Sprachen der Fall ist. Es bietet ein ähnliches Bild dar, wie etwa das Armenische oder die neukeltischen Sprachen. Die Fremdartigkeit desselben wird durch eine seltsame Schreibung noch erhöht, in welcher tonlose Vocale in großem Umfang nicht bezeichnet sind. Aeußere Verhältnisse, die mit großer Gewaltsamkeit gewirkt haben, müssen auf das Etruskische einen solchen zersetzenden und modernisirenden Einfluß geübt haben. Unserer Kenntniß entziehen sich dieselben. Das letzte und entscheidende Wort ist nach meiner Meinung über die etruskische Sprachfrage noch nicht gesprochen worden. Es kann auch

wohl auf Grund des uns bis jetzt zu Gebote stehenden Materials überhaupt nicht gesprochen werden. Nur eine umfangreichere Bilingue kann uns von dem Räthsel definitiv erlösen. Und nur die Erinnerung daran, daß Aufgaben, die schwieriger erschienen als diese, von der Sprachwissenschaft glänzend gelöst worden sind, kann uns die Zuversicht erhalten, daß einst der Schleier sich lüfte, welcher dieses italische Volk geheimnißvoll umhüllt.

III.

Ueber Sprache und Literatur der Albaneſen.

Von der Strada marina in Corfu ſieht man hinüber nach den albaneſiſchen Bergen. Diesſeits iſt blühendes Leben in fröhlichem Frühlingslicht, der hellglänzende Oelwald und die Goldorange in dunklem Laube, und drüben ragen, nur getrennt durch die ſchmale Meerenge, die finſtern und verſchloſſenen Höhen empor. Kleine Ortſchaften kleben an den Felſen, und die Gipfel deckt Schnee. In all dem Zauber der griechiſchen Welt ſtehen ſie da wie ein Räthſel, wie eine andere, ungaſtlichere Welt. „Hier ſtreift der Wolf, der Adler wetzt die Klau, hier hauſen Männer, wild wie Wolf und Aar.“ Lord Byron hat manches zu ihrem Lobe geſagt und Georg von Hahn hat ihren Sitten und Einrichtungen ein langjähriges, liebevolles Studium gewidmet. Trotzdem haben erſt die politiſchen Ereigniſſe der jüngſten Zeit die allgemeinere Aufmerkſamkeit auf die Albaneſen gelenkt. Man weiß nun, daß ſie ein wichtiges Element auf der Balkanhalbinſel ſind, mit dem ſowohl Griechen als Slawen jedenfalls zu rechnen haben. Dem Slawen ſteht der Albaneſe am liebſten mit der Flinte in der Hand gegenüber; aber auch das Liebesmühen der Griechen iſt bis jetzt nicht ſonderlich erfolgreich geweſen.

Wenn man von Dörfern lieſt, deren Bewohner mittels aufgeblaſener Schläuche aus Ziegenfellen den Fluß abwärts zu ſchwimmen pflegen, ſo iſt man geneigt, ſie am Congo oder in Neuguinea zu ſuchen. Sie liegen

in einem europäischen Lande, und der Fluß ist der Drin in seinem Lauf zwischen dem Ochrida-See und Scutari. Derartige Seltsamkeiten birgt Albanien. Es ist merkwürdig, daß geographischer und ethnographischer Entdeckungseifer von dem Lande sich nicht mehr angezogen fühlt, dessen großartige Naturschönheiten seit Grisebach und von Hahn wenige gesehen haben und niemand mehr beschrieben hat. Auch in das noch wenig geklärte Terrain der albanesischen Geschichte sind wenige Forscher eingedrungen. Wir wissen im Großen und Ganzen noch heut nicht mehr darüber als das, was uns Hahn gelehrt hat (1854). Zum öfteren sind uns seine Thesen vorgetragen worden, leider nicht immer mit Nennung seines Namens; und auch die nicht wenigen Irrthümer, die der vortreffliche Gelehrte infolge seiner nicht ausreichenden linguistischen Vorbildung begangen hat, werden uns häufig nicht erspart, ohne daß dieselbe Entschuldigung heut dafür anzuführen wäre. Beinahe hat man über den Sammlungen Hahns eines seiner Vorgänger vergessen, der über die ältesten Bevölkerungsverhältnisse auf der Balkanhalbinsel zuerst die Ansichten geäußert hat, die wesentlich noch heut für richtig gelten: Thunmanns Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker sind ein für ihre Zeit (1774) geradezu bewunderungswürdiges Buch.

Die hauptsächlichste Schuld an unserer mangelhaften Kenntniß der albanesischen Geschichte trägt der Mangel an Quellen. Dieses Volk hat niemals daran gedacht, selbst auch nur die kleinste Notiz über seine Geschichte aufzuzeichnen. Ueberall sind wir auf die Berichte der Völker angewiesen, die mit den Albanesen in Berührung kamen. Für die neuere Zeit ist daran kein Mangel:

Charakter und Bestrebungen eines Ali von Tepelen vermögen wir mit wünschenswerther Klarheit zu schildern. Im Mittelalter ist das Volk der Albanesen einmal in den Gesichtskreis des ganzen Occidents gekommen, als die Heldenkraft des Georg Kastriota die Heere des Islam zerschmetterte; aber der unkritische Panegyrikus des Barletius hat mehr dazu beigetragen, die Geschichte dieses Zeitraums unklar zu machen. Im übrigen hängt die Kenntniß des albanesischen Mittelalters von den byzantinischen Chronisten ab, die selten genug sich um diese entfernte Provinz bekümmert haben. Eine genaue und systematische Durchforschung dieser Quellen wird vielleicht noch manches interessante Einzelmoment, sicherlich keine zusammenhängende Kunde ergeben. Trotzdem ist sie wünschenswerth; denn Hopfs Darstellung ist schwer zugänglich und mühsam zu lesen, die Kompilation aber, welche Herr Hertzberg daraus veranstaltet hat, ist recht ungenügend.

Der Name der Albanesen wird, wie man weiß, zuerst beim Geographen Ptolemäos, also in der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Christus, genannt. In der Aufzählung illyrischer Stämme figuriren neben Taulantiern, Elimioten und Oresten auch Albaner mit ihrer Hauptstadt Albanopolis. Der Grabbestimmung des Ptolemäos zufolge müßte dieser Stamm in der Gegend von Dibra und am schwarzen Drin gesucht werden; doch scheinen seine Positionsangaben gerade für diesen Theil willkürlich und werthlos zu sein. Man könnte daher von vornherein nichts dagegen haben, wenn man in Albanopolis das heutige Elbasan erkennen wollte. Indessen dies ist gewiß unrichtig. Wir kennen für Elbasan den antiken Namen: er lautete Skampa, und wir werden kaum fehl

gehen, wenn wir denſelben in dem Namen des Fluſſes Schkumb, an welchem Elbaſan liegt, erhalten glauben. Zudem iſt der Name Albanier mit ſeinem l ſicherlich nur eine gräciſirte Form eines Namens mit urſprünglichem r. Die Serben nennen ihren albaneſiſchen Nachbarn Arbanas, die Griechen Arvanitis, und aus der letzteren Form iſt das türkiſche Arnaut, das auch die Bulgaren brauchen, umgeſtellt. Arbëri heißt eine Landſchaft in Albanien, dieſelbe, welche auch Ljapëri oder Ljabëri genannt wird; es iſt das Gebiet der akrokeraunischen Berge und ihr Hinterland, die Diſtrikte von Avlona (Vljorës), Kurvelješ u. ſ. w. Der Bewohner heißt Arbër. Wir müſſen hierin den Stamm erkennen, deſſen Name, wie ſo häufig, von Fremden zum Geſammtnamen eines weit größeren Gebietes erhoben wurde. Die Albaneſen ſelbſt, beſonders die nördlichen und die im Königreich Griechenland und in Italien lebenden, haben die Gebrauchsweiſe acceptirt. Für die echtere Bezeichnung der eigenen Nationalität im Munde der Albaneſen ſelber gilt der Name Škjipëtàr für Albaneſe und Škjip für albaneſiſche Sprache. Man hat unmögliche Erklärungen dieſes Namens aus Wörtern, welche ‚Adler‘ und ‚Fels‘ bedeuten, aufgeſtellt; die einzig mögliche Ableitung iſt die von dem Verbum škjipónj ‚ich verſtehe‘. Škjipëtàr heißt nichts weiter als ‚der Verſtehende‘: ſo nennt der Albaneſe eben den, welcher ſeine Sprache verſteht. Die Bezeichnung iſt eine verhältnißmäßig junge, denn das erwähnte Verbum iſt ein aus dem Lateiniſchen (excipere ‚verſtehen‘) eingedrungenes Lehnwort.

Wie der Stamm der Arbër zu der Ehre gekommen iſt, Geſammtname der Albaneſen zu werden, das können wir in dieſem Falle ebenſowenig wie in manchem an-

deren mit Bestimmtheit sagen. Es scheint übrigens, daß er in seine jetzigen Wohnsitze aus nördlicher gelegenen eingewandert ist: wenigstens kennt die Kiepertsche Karte am Flusse Arzen, südlich von Tirana und östlich von Durazzo, einen Ort Arbona, der wahrscheinlich damit in Zusammenhang steht. Damit kommen wir der Lage der Albanier bei Ptolemäos näher. Die Umgestaltung eines einheimischen Arbĕr oder, wie der Name ursprünglich lautete und im Norden noch heut lautet, Arbĕn, zu Albanier darf in griechischem Munde nicht befremden. Leider haben die Griechen es durchaus verschmäht, fremde Völker- und Ortsnamen in der einheimischen Form wiederzugeben; Anpassung an die Gesetze der eigenen Sprache und Anlehnung an sonst Bekanntes und öfter Gehörtes hat Verunstaltungen zur Folge gehabt, welche jetzt bei der Untersuchung der alten Geographie und Ethnographie auf Schritt und Tritt hinderlich sind und schon manchen Weg ins Blaue hinein veranlaßt haben. Hier mögen die Albaner in Italien oder die gleichnamige Völkerschaft am Kaukasus eingewirkt haben. Es ist bezeichnend für eine gewisse Richtung in der Völkerkunde, daß diese nachträglich hergestellte Namensgleichheit genügt hat, um darauf die bis in die neueste Zeit geglaubte Fabel von einer Einwanderung der Albanesen vom Kaukasus her zu bauen. Diese Hypothese hat in nichts auch nur den mindesten Halt: weder spricht für sie irgend eine historische Ueberlieferung, noch die Vergleichung der albanesischen Sprache mit den von den kaukasischen Stämmen gesprochenen Mundarten.

Wir dürfen vielmehr bei dem Mangel an einer entgegenstehenden Thatsache annehmen, daß die Albanesen in Albanien oder wenigstens in einem Theile desselben

seit uralter Zeit wohnen und Descendenten der Illyrier sind, welche im Alterthum im Gebiete des heutigen Dalmatien, Bosnien und Albanien angesiedelt waren. Diese Ansicht erfreut sich gegenwärtig weitverbreiteter Zustimmung.

Die Bezeichnung der Albanesen als Neuillyrier ist demnach ebenso zutreffend, wenn auch ebensowenig geschmackvoll, wie die der heutigen Griechen als Neugriechen. Daß im Laufe der Jahrhunderte eine ungemein starke Rassenmischung mit italischem und slavischem Elemente stattgefunden hat, ist an und für sich sehr wahrscheinlich und wird durch die Ergebnisse der linguistischen Untersuchungen noch näher gelegt. Wenn wir sehen, wie von den alten Schriftstellern der körperliche Unterschied der hochgewachsenen, blondhaarigen keltischen Eroberer von den kleinen, magern, brünetten Einwohnern Illyriens hervorgehoben wird, so stimmt das durchaus nicht mehr zu dem heutigen Typus des albanesischen Kriegsmannes. Wir dürfen hierüber vielleicht einmal von der Anthropologie Aufschluß erwarten, wenn diese ihre Methode wissenschaftlicher gestaltet haben wird und wenn ihr zuverlässiges Material aus diesen Gegenden zu Gebote steht.

Abgesehen nun aber von dieser einen feststehenden Thatsache, daß die Albanesen Nachkommen der Illyrier sind, ist im einzelnen noch vieles unklar und zweifelhaft. Hahn hat in den beiden Hauptdialekten des Albanesischen, dem gegischen und dem toskischen, die alte Scheidung in Illyrisch und Epirotisch wiedererkennen wollen. Das ist möglich, meinetwegen sogar wahrscheinlich, aber durchaus nicht erwiesen. Es ist nicht sicher, daß die Bewohner von Epirus, die dem Griechen aller-

dings zu allen Zeiten für Barbaren gegolten haben, eine ungriechische Sprache redeten, die zum Illyrischen in nahem Verwandtschaftsverhältnisse stand. Immerhin kann der heutige Unterschied des Gegischen und des Toskischen, der lange nicht so groß ist wie der des sicilianischen und des römischen Italienisch, auf einer späteren Differenzirung beruhen. Das Studium des in Griechenland gesprochenen Albanesisch läßt mir diese Anschauung gegenwärtig als die plausiblere erscheinen.

Ueber die Ausbreitung des illyrischen Volksstammes im Alterthum läßt sich etwas Gewisses nicht sagen. Die Alten und ihre späteren Kompilatoren haben allerlei Völker, von denen sie wenig Sicheres wußten, illyrisch genannt, wie sie ja auf anderem Gebiete mit dem Namen skythisch ähnlichen Mißbrauch getrieben haben. Daß die Dalmater oder Delmater dazu gehörten, scheint sicher, wenn ich auch die Ableitung des Namens von dem albanesischen Worte für ‚Schaf' delje nicht für erwiesen halte. Auch die angrenzenden Liburner, Histrer und Veneter rechnet ein so besonnen abwägendes Buch wie Nissens Italische Landeskunde zur illyrischen Völkergruppe; und man mag sich daran freuen, ein Wort wie das venetische ceva ‚die Kuh' mit albanesischem ka-u ‚der Ochse' zu vergleichen. Ebenso hat wohl der Helbigsche Aufsatz, der die Japygier und Messapier auf der Halbinsel von Taranto für illyrisch erklärt, das Richtige getroffen. Wenn man dem Strabo bei seiner Ankunft in Brindisi mittheilte, brention bedeute im Messapischen ‚Hirschkopf', so ist es sehr verführerisch, dabei an das albanesische brin, ‚Horn, Geweih', zu denken. Indessen darf man sich niemals verhehlen, daß die etymologische Deutung alter Orts- und Völkernamen aus einer durch-

aus nicht sehr alterthümlichen, sondern in ihrem Laut-, Formen- und Wortbestande sehr wesentlich durch allerlei Einflüsse alterirten Sprache, wie es das Albanesische ist, einen wenig soliden Unterbau schafft. Man hat es bis auf unsere Tage häufig nachgeschrieben — ich finde es z. B. noch in Kieperts vortrefflicher Geographie — daß der Name der Japyger identisch sei mit dem der Ljapen in der oben erwähnten Landschaft Arbĕrí. Mir erscheint das deshalb unrichtig, weil der Name Ljap, Ljabĕrí (denn auch die Form mit b kommt vor) gewiß nichts weiter ist als die nach slavischem Lautgesetze erfolgte Umgestaltung von Arbĕrí, Albĕri im Munde der Slaven, die ja ebenso aus dalmatinischem Albona Labin, aus dem Flußnamen Albis ‚Elbe' Labe gemacht haben. Herr Jireček hat zur Erklärung des Volksnamens der Satrer das albanesische Wort satĕr ‚Schwert' herangezogen; dieses bedeutet aber genauer ein ‚Fleischermesser' und ist erst ein Lehnwort aus dem Türkischen. Plutarch hat uns überliefert, daß im alten Epirus Achill unter dem Namen Aspetos göttlich verehrt worden sei. Nun heißt im Albanesischen špeit schnell. Flugs fand man in jenem Aspetos dasselbe Wort, das nun natürlich nichts anderes als den schnellfüßigen Achilleus der homerischen Gedichte bezeichnete. So in Malte-Bruns Annales des voyages, so bei Xylander und Fallmerayer. Hätte man daran gedacht, daß jenes špeit nichts anderes ist als das aus dem Lateinischen entlehnte expeditus, so würde man eingesehen haben, daß es mit jener kühnen Combination eitel war.

Die illyrischen Japyger sind gewiß übers Meer herüber gekommen, das ja zwischen Otranto und Cap Linguetta keine bedeutende Breite besitzt. Es ist erwähnenswerth, daß eine lautliche Besonderheit, die sich

im Süditalieniſchen findet und ſich bereits im alten Oskiſchen fand, die Angleichung von nd zu nn und von mb zu mm, auch im Albaneſiſchen vorkommt. Es liegt nahe, dort an den Einfluß des Japygiſchen zu denken, obwohl man nicht vergeſſen darf, daß häufig der Zufall auf durchaus unverwandten Sprachgebieten die gleichen Erſcheinungen hervorgerufen hat. Weitergehende Hypotheſen über eine einſtige Ausbreitung der Illyrier über ganz Griechenland und vollends eine Identifikation derſelben mit den in der alten Ethnographie übel berüchtigten Pelasgern ſind, wie mir ſcheint, durchaus zurückzuweiſen. Sie haben neuerdings ein Pendant gefunden in der Behauptung eines hervorragenden griechiſchen Gelehrten, der die Slaven, welche im Laufe des Mittelalters Griechenland beſiedelt haben, ſammt und ſonders für Albaneſen erklärte. Ich habe mich damals mit Entſchiedenheit dagegen ausgeſprochen und mein Freund Sathas — von ihm iſt die Behauptung — iſt mir darüber etwas böſe geweſen. Trotzdem halte ich noch heute aufrecht, daß allein die zahlreichen ſlaviſchen Ortsnamen in Griechenland jenen Gedanken einfach als unmöglich erſcheinen laſſen. Es iſt bedauerlich, daß die Griechen dieſe rein wiſſenſchaftliche Frage in eine nationale verwandeln. Es erinnert mich daran, wie ungehalten einmal Karl Simrock war, als A. Kuhn ihm ſlaviſche Abſtammung zuſchrieb.

Waren alſo die Illyrier die Vorfahren der Albaneſen und die illyriſche Sprache eine ältere Phaſe des heutigen Albaneſiſch, ſo iſt das Illyriſche eine indogermaniſche Sprache geweſen; denn das Albaneſiſche iſt ohne Zweifel indogermaniſch. Infolge ſeines geringen Bekanntſeins und ſeiner ſtarken Miſchung mit Fremdem hat man dies

lange Zeit nicht erkannt und selbst, als es erwiesen war, nicht immer genügend anerkannt. Es handelt sich nun darum, seine Stellung innerhalb der indogermanischen Sprachenfamilie genauer zu bestimmen. Vorwiegend ist noch heute die Meinung, daß es ganz besonders nahe mit dem Griechischen verwandt, ja sogar nichts anderes als ein stark degenerirter altgriechischer Dialekt sei. Unklare historische Vorstellungen von naher Berührung der Hellenen mit den Illyriern gaben den Anstoß dazu, die Pelasgerhypothese wirkte verwirrend, auch politische Tendenzen auf Verschmelzung des albanesischen mit dem griechischen Elemente spielten hinein. Besonders der italienische Albanese Camarda lieh dem Beweise dieser Ansicht seinen guten Willen und sein mangelhaftes linguistisches Wissen. Eine genaue sprachwissenschaftliche Analyse des Albanesischen löst dieses Phantom in nichts auf. An einem andern Orte habe ich den Beweis geführt, daß von einer engeren Zusammengehörigkeit des Albanesischen mit dem Griechischen keine Rede sein könne. Hier darf ich nur die Hauptpunkte dieses Beweises kurz andeuten. Das Indogermanische besaß zwei verschiedene Arten von Gutturallauten; diese sind im Griechischen — bis auf gewisse Reste — zusammengefallen, im Albanesischen dagegen auseinander gehalten wie im Arischen und im Baltisch-Slavischen. Das Indogermanische besaß aspirirte Medien (gh u. s. w.); diese sind im Griechischen zu aspirirten Tenues geworden, im Albanesischen zu einfachen Medien (g u. s. w.) wie in den nordeuropäischen Sprachen. Specielle Uebereinstimmungen mit dem Griechischen sind mir im Albanesischen nicht mehr begegnet als solche mit dem Keltischen oder dem Italischen. Will man das Illyrisch-Albanesische an eine

andere Sprachgruppe näher anlehnen, so könnte es höchstens die baltisch-slavische sein. Indessen auch hier sind die näheren Uebereinstimmungen nach den Grundsätzen zu beurtheilen, die man gegenwärtig überhaupt bei den Anschauungen über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen in Anwendung bringt. Die Grenzen einzelner Spracherscheinungen decken sich häufig nicht mit den Grenzen der Sprachgebiete im Ganzen genommen.

Das Illyrisch-Albanesische ist somit als ein selbständiges Glied in die Familie der indogermanischen Sprachen einzureihen. Ueber seine Beziehungen zum Thrakischen, das völlig ausgestorben ist, aber, wie man glaubt, im Rumänischen noch Spuren seines Daseins hinterlassen hat, kann ich mich hier nicht auslassen. Die Illyrier sind also in das Land, das sie seit alter Zeit bewohnen, einmal in prähistorischer Zeit eingewandert; bis jetzt wenigstens hat noch keine der mannichfachen Hypothesen, die man über den Ursitz der Indogermanen aufzustellen für gut gefunden hat, die Balkanhalbinsel dafür in Anspruch genommen. Damit ist es aber von vornherein wahrscheinlich, daß sie eine andere, ältere Bevölkerung dort angetroffen haben; denn es läßt sich nicht bezweifeln, daß Europa vor der Ausbreitung der Indogermanen in ihre späteren Wohnsitze bevölkert war. Die Betrachtung des albanesischen Wortschatzes unterstützt diese Ansicht durchaus. Eine große Anzahl von Kulturwörtern sind den Albanesen mit den übrigen indogermanischen Stämmen gemeinsam. Von ihnen darf man annehmen, daß sie aus der Urheimat mitgebracht worden sind. So, um einige Beispiele anzuführen, die Bezeichnungen für Jahr, Monat, Winter, Tag und Nacht, für

Mond, Erde, Waſſer; von Thieren tragen indogermaniſche Namen z. B. Bär, Wolf, Fliege, Floh, Maus, Schaf, Ziege, Wurm; die Worte für Fleiſch, Knoblauch, Nuß, Gras, Stein laſſen ſich aus indogermaniſchen Mitteln erklären; die Namen von Körpertheilen wie Achſel, Buſen, Finger, Hand, Knie, Ohr, Zahn, die Ausdrücke für Bart, Blut, Knochen, Thräne begegnen Verwandten in den Schweſterſprachen. Die Bezeichnungen aus dem Kreiſe des Familienlebens ſind allerdings nicht die bei der Mehrzahl der indogermaniſchen Stämme gebräuchlichen; indeſſen ſind für Vater und Mutter Ausdrücke vorhanden, die dem Indogermaniſchen auch ſonſt nicht fremd ſind, die für Sohn und Tochter ſtimmen mit den lateiniſchen überein, und das Wort für Schweſter (motrĕ) halte ich für identiſch mit dem indogermaniſchen māter ‚Mutter', das im Litauiſchen in der allgemeinen Bedeutung ‚Weib' vorkommt. Nur das Wort für ‚Bruder' hat ein fremdartiges Anſehen (vla), indeſſen iſt ſeine Vereinigung mit dem indogermaniſchen bhrāter doch vielleicht möglich.

Eine zuverläſſige Vorſtellung von dem Kulturzuſtande der Illyrier bei ihrer Einwanderung iſt freilich auf Grund des vorliegenden Sprachmateriales kaum möglich. Denn ſicher ſind manche alte Kulturwörter ſpäter verloren gegangen und beſonders durch lateiniſche erſetzt worden. Wichtiger aber iſt es, daß wir im Albaneſiſchen auf eine Anzahl von Wörtern ſtoßen, die allem Anſcheine nach nicht indogermaniſch ſind. Möglich, daß manche von ihnen ſich doch ſchließlich noch einer Ableitung aus ariſchen Mitteln fügen werden; alle gewiß nicht. Von ihnen liegt die Vermuthung nahe, daß ſie aus der Sprache der Ureinwohner ins Albane-

ſiſche eingedrungen ſind. Manche dieſer intereſſanten Wörter ſind dem Albaneſiſchen mit dem Rumäniſchen gemeinſam. Das ſcheint darauf hinzuweiſen, daß die älteſten Phaſen dieſer beiden Sprachen von derſelben prähiſtoriſchen, fremden Sprache beeinflußt worden ſind. So heißt kodrĕ im Rumäniſchen ‚Wald‘, im Albaneſiſchen ‚Hügel‘, ein allem Anſchein nach fremdes Wort, das zu dem Stadtnamen Skodra (Scutari) in Beziehung zu ſtehen ſcheint; malj ‚Berg‘, borĕ ‚Schnee‘ ſcheinen ebenfalls keine indogermaniſchen Wörter zu ſein; auch die Griechen werden ihren Boreas aus nordiſchem Sprachkreiſe geborgt haben. Das albaneſiſche Wort für ‚Kuh‘ (ljopĕ) findet ſich in deutſchen Alpenmundarten wieder, auch dort ein Trümmerſtück uralter Bevölkerung. Vereinzeltes Zuſammentreffen mit dem Baskiſchen, das ja allgemein als ein Reſt der älteſten in Europa geſprochenen Sprachen gilt, wie in den Wörtern für ‚Stern‘ und ‚Schwanz‘, kann zufällig ſein. Jedenfalls ſind hier noch ſoviel Räthſel als Worte.

Wenn der Morgen der Geſchichte für Griechenland längſt angebrochen iſt, liegt über dem illyriſchen Norden noch dunkle Nacht. „In das gewaltige Völkergetümmel, das auch dort damals gewogt haben mag, reicht die Fackel der Geſchichte nicht, und die einzelnen Streiflichter, die in dieſes Gebiet fallen, ſind wie der ſchwache Schimmer in tiefer Finſterniß mehr geeignet, zu verwirren, als aufzuklären.“ Wiederholt wird uns von Kämpfen der macedoniſchen Könige mit den Illyriern berichtet, die niemals zu einer vollſtändigen Unterwerfung geführt zu haben ſcheinen. Der Einfall der Kelten, welche ſich am Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. zuerſt auf der Balkanhalbinſel zeigten und durch längere

Zeit in illyrischem Gebiete hausten, hat, soweit ich sehe, in der Sprache keinerlei Spuren zurückgelassen. Dann tritt die Gestalt des Königs Pyrrhos ins Licht der Geschichte. Er ist ein Epirot mit griechischem Namen: der Einfluß des Hellenentums war damals natürlich in diesen Gegenden schon sehr mächtig. Die Signatur der späteren albanesischen Kondottiere ist diesem Manne bereits deutlich aufgeprägt. Er hat als ein großer Feldherr begonnen und als ein Abenteurer geendet. Die Kämpfe der Römer in Illyrien, die sich an die Namen der Königin Teuta und des Königs Gentios knüpfen, hat Zippel in seinem Buche eingehend dargestellt. Die dann folgende römische Ordnung der Dinge in Illyricum ist von dem tiefsteingreifenden Einflusse auch auf die illyrische Sprache gewesen. Man kann sagen, daß sie nur mit knapper Mühe dem Schicksal gänzlicher Romanisirung entgangen ist. Wenig fehlte, so hätten wir heute statt des Albanesischen eine romanische Sprache mehr. Die Entlehnungen im Wortschatz sind ungeheuer zahlreich; über die frühe Zeit ihrer Aufnahme kann kein Zweifel bestehen, da das c vor e und i noch den alten Werth als Gutturallaut hat. Sie erstrecken sich nicht bloß auf Kulturbegriffe, die den Illyriern vermuthlich erst durch die Römer bekannt geworden sind, sondern auch auf solche, wo fremder Einfluß sonst gewöhnlich machtlos bleibt. Damals sind sehr viele altillyrische Wörter für immer in der Sprache untergegangen. Die Thiernamen für Pferd, Hund, Taube, Hahn, Löwe, Igel, Schmetterling, Fisch sind lateinisch, ebenso Apfel, Kirsche, Bohne, Frucht, Getreide, ja Ast, Zweig und Blatt; Gold, Silber und Blei tragen lateinische Benennungen, wie auch Oel, Brot, Zwiebel, Pfeffer, Ei, vielleicht auch Wein und

Essig. Für Himmel, Wind und Luft, für Fluß und Flamme sind lateinische Wörter an die Stelle der einheimischen getreten. Das meiste, was auf das Wohnen in festen Ansiedelungen und auf geordnete öffentliche Verhältnisse sich bezieht, ist romanisch benannt: Stadt, Mauer, Dorf, Thurm, Brunnen, Bad, Haus, Hütte, Treppe, Ofen, Zelt, Glocke; König, Krone, Gericht, Gesetz, Krieg und Frieden, Freund und Feind, Nachbar. Im Familienleben sind die Worte für Enkel, Stiefsohn, Ehe, Waise und Witwe Lehnworte. Kleidungsstücke wie Hemd, Hose, Mütze, Tasche, Aermel, Gegenstände des täglichen Gebrauchs wie Bett, Buch, Papier, Feder, Kerze, Krug, Löffel, Säge, Stock tragen fremde Namen. Aber auch für Körper und Seele, für Mund, Magen, Leber, Haar, ja für Leben gelten die lateinischen Ausdrücke. Von den Jahreszeiten ist der Frühling lateinisch benannt. Ausdrücke, die erst mit dem Christenthum Eingang gefunden haben, wie Ostern, Weihnachten, Fasten, Engel, Teufel, befremden weniger; auch eine der albanesischen Bezeichnungen für Gott ist lateinischen Ursprungs. Indessen mag auf all dies kein besonderes Gewicht gelegt werden; Mischungen im Lexikon alteriren im Grunde das eigentliche Wesen der Sprache nicht. Wohl ist dies aber der Fall, wenn man das einheimische Gebäude der Flexion durch fremden Einfluß untergraben findet; da beginnen die Erscheinungen, welche schließlich zum gänzlichen Aufgehen in fremder Redeweise führen. Wir nehmen solche im Albanesischen wahr. In der Konjugation finden wir rein lateinische Zeitformen und Modusformen, in der Deklination wird die Mehrheit auch nach lateinischer Weise bezeichnet; man darf die Frage aufwerfen, ob nicht der Artikel und einige wichtige Für-

wörter lateinischen Ursprungs sind, wie es von einigen Zahlwörtern sicher steht. Dem gegenüber will es nichts mehr bedeuten, wenn wir alltäglich gebrauchte Bindewörter, wie ‚und', ‚aber', ‚daß', und zahlreiche Präpositionen als aus dem Lateinischen herübergenommen nachweisen können.

Allerdings ist uns aus der Mitte des fünften Jahrhunderts n. Chr. bezeugt, daß damals das Latein in den Ländern zwischen dem Adriatischen, Aegäischen und Schwarzen Meere als Amts- und Hausprache galt. Jedenfalls aber legt es ein glänzendes Zeugniß von der Assimilirungskraft der römischen Sprache ab, daß es ihr gelungen ist, einem so unbotmäßigen und freiheitsliebenden Volke wie den Albanesen gegenüber derartige Erfolge zu erringen. Keine andere Sprache der Völker, denen die Albanesen nachher gehorcht haben, hat in ähnlicher Weise gewirkt. Gar keine Spuren haben die Gothen und die Normannen zurückgelassen. Alarich war etwa zehn Jahre Präfekt von Illyrien, auch nach seinem Tode sind Gothen in Nordalbanien zurückgeblieben, erst 535 wich das gothische Heer aus Dalmatien. Man darf 130 Jahre als die Dauer dieser germanischen Herrschaft ansetzen. Trotzdem hat Niemand im Ernste vermocht, ein gothisches Wort im Albanesischen nachzuweisen. Ohne Erfolg war der spätere Ansturm der Normannen unter Robert Guiskard und Boëmund. In die Zwischenzeit fallen verschiedene Einfälle der Slaven, welche wahrscheinlich im dritten Jahrhundert zum erstenmale auf der Balkanhalbinsel erschienen waren. Seitdem ziehen sich diese slavischen Invasionen wie ein rother Faden durch die byzantinische Geschichte. Ihnen im Einzelnen nachzugehen, ist hier nicht der Ort; die bekannten Unter-

ſuchungen, unter denen die des bulgariſchen Gelehrten Drinov mit beſonderer Auszeichnung zu nennen iſt, geben darüber den erreichbaren Aufſchluß. „Um die Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts war die ſlaviſche Coloniſation der Balkanhalbinſel vollendet.“ Nordalbanien bildete bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Provinz des ſerbiſchen Reiches; erſt in den Wirren, welche nach dem Tode Stephan Duſchans unter deſſen Erben ausbrachen, machten ſich die einheimiſchen Dynaſtengeſchlechter frei. Der Süden Albaniens ſtand etwa hundert Jahre lang unter der Herrſchaft der Bulgaren; des Zaren Symeon Reich umfaßte die albaneſiſche Küſte mit Ausnahme einiger byzantiniſch gebliebener Seeplätze von Corfu bis an die Drinmündung, gegen Serbien bildete der vereinigte Drin, der weiße Drin und der Ibar die Grenze. Erſt das Deſpotat von Epirus löſte die bulgariſche Herrſchaft ab.

Ueber die Slaven in Albanien giebt es eine ruſſiſch geſchriebene Unterſuchung des um die Geſchichte der Südſlaven wohl verdienten Makuſchev, die mir leider bis jetzt nicht zugänglich geworden iſt. In der Sprache der Albaneſen iſt ſtarker ſlaviſcher Einfluß nicht zu verkennen. Die zahlreichſten ſlaviſchen Lehnwörter finden ſich in den Mundarten von Nordalbanien, das dem Slaventhum am längſten gehorchte und das auch heute noch in fortwährender Berührung mit ſlaviſchem Elemente ſteht. Aber eine Anzahl ſlaviſcher Lehnwörter ſind allen albaneſiſchen Mundarten gemeinſam, auch denen, die in Griechenland und in Italien geſprochen werden; das beweiſt, daß ſie ziemlich früh, jedenfalls vor dem 14. Jahrhundert, im Albaneſiſchen recipiert waren. In Italien braucht man z. B. die ſlaviſchen Wörter für Schlüſſel,

Krippe, Marktplatz, Nagel; letzteres kommt in dieser Form (gožd) nur im Bulgarischen vor. Sonst haben fast alle slavischen Elemente im Albanesischen serbische Lautform. Die Entlehnungen gehen auch hier oft weiter, als es sonst der Fall zu sein pflegt; nicht wenige Verba sind z. B. eingedrungen. Die Flexion ist dagegen ganz unberührt geblieben. Die zahlreichsten Lehnwörter beziehen sich auf Begriffe des bäuerlichen Lebens; dazu stimmt Kallays Behauptung, daß die Albanesen im serbischen Reiche vorzugsweise Viehzüchter waren. Mütze (šapkë) und Sandale (opinkë) tragen slavische Namen, von Gewerben das des Schmiedes (kovač) und des Webers (kač). Thier- und Pflanzennamen sind wenige eingedrungen, dagegen die auf Besitzverhältnisse sich beziehenden Worte četa und baština; zakon für Gebrauch, Gewohnheit ist auch in Italien bekannt.

Die albanesischen Einwohner des Königreichs Italien beziffern sich auf etwa hunderttausend Seelen. Die ersten mögen herüber gekommen sein, als Skenderbeg 1461 seinen Abenteurerzug zur Unterstützung Ferdinands von Aragonien nach Apulien unternahm. Es wird berichtet, daß ihm für diesen etwas mäßigen Beistand die Stadt Trani mit zwei anderen befestigten Orten als Zuflucht und Nothanker für den Fall einer Katastrophe überlassen wurde. Diese trat bald nach Skenderbegs Tode (1468) ein. Eine große Anzahl Flüchtlinge fand auf italienischem Boden gastfreundliche Aufnahme und den Genuß werthvoller Privilegien. Aus jener Zeit stammen die albanesischen Dörfer in Calabrien, der Capitanata, Basilicata und der Terra d'Otranto, deren genaues Verzeichniß man bei Biondelli nachlesen mag. In Sicilien war die erste Niederlassung Contessa (1450), es folgten Palazzo Adriano

(1481), Piana bei Greci (1488) und Mezzojuſo (1490); Santa Criſtina iſt eine im 17. Jahrhundert von Piana ausgegangene Zweigcolonie. Die Mundarten der italieniſchen Albaneſen tragen die Hauptzüge des Südalbaniſchen, zeigen aber vielfach älteren Typus als das heutige Toskiſche. Daß ſie von italieniſchen Lehnwörtern wimmeln, iſt ſelbſtverſtändlich; daß ihnen ſlaviſche nicht fremd ſind, wurde bereits erwähnt. Wenn wir hören, daß noch heut ein Lied geſungen wird, in welchem in ſchmerzlicher Klage Moreas gedacht wird, ſo erweiſt das, daß ein Theil dieſer Anſiedler aus Griechenland kam, und darum wird uns das Vorkommen einzelner griechiſcher Wörter in ihrem Sprachſchatz nicht befremden dürfen. Auffallender ſind hier türkiſche Entlehnungen: in den Sprachproben bei Papanti finde ich hak ‚Recht', inat ‚Zorn'; bei Otranto ſagt man für ‚Markt' potsar, das iſt ‚Bazar'; in den Volksliedern Radas kommt pedžer für ‚Fenſter' vor. Solche und andere Wörter müſſen von jenſeits des Meeres mitgebracht ſein und beweiſen, wie wenig widerſtandsfähig das Albaneſiſche gegenüber der damals noch ſo kurzen Einwirkung des Türkiſchen war.

Voll türkiſcher Wörter iſt heute das im türkiſchen Albanien geſprochene Albaneſiſch, beſonders die gegiſchen Mundarten, hier wieder vornehmlich der Stadtdialekt von Scutari. Die puriſtiſchen Beſtrebungen von Kriſtoforidis richten ſich beſonders gegen dieſe Eindringlinge. In Südalbanien iſt das Zuſammenwohnen mit dem griechiſchen Elemente nicht ohne Folge geblieben. Am ſtärkſten iſt der Prozentſatz griechiſcher Wörter natürlich unter den Albaneſen des Königreichs Griechenland; unter zehn Wörtern, nach denen ich fragte, bekam ich immer fünf bis ſechs griechiſche zu hören. Man weiß, daß in

Attika die Landbevölkerung vorwiegend albanesisch ist (z. B. in Eleusis, in Menidhi u. s. w.); wer vor die Thore Athens tritt, hört Albanesisch reden, und der „kleine Hydriot" Wilhelm Müllers, der unsere Quartaner zu Deklamationsübungen begeistert, ist ein albanesischer Knabe. Auf den ruhmvollsten Blättern der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes sind Albanesen verzeichnet, die Botzaris und Tzavellas und der kühne Flottenführer Miaulis. Auch in anderen Theilen des Königreichs Griechenland, besonders in Böotien, Argolis, Korinth, dem südlichen Arkadien sind sie zahlreich vertreten, im Ganzen wohl nicht viel unter zweihunderttausend. Genaueres über den Zeitpunkt und über die Provenienz dieser Ansiedelungen wissen wir nicht; zum erstenmal werden 1349 Albanesen im Peloponnes genannt, doch ist nicht zu bezweifeln, daß albanesische Schaaren schon viel früher in Griechenland gewohnt haben. Die Prüfung der Sprache zwingt uns, Einwanderung aus Südalbanien anzunehmen.

Alla mia nazione divisa e dispersa ma una — so schrieb ein patriotischer Albanese Italiens, Vincenzo Dorsa, als Widmung vor sein 1848 in Neapel erschienenes Buch dagli Albanesi, ricerche e pensieri. Die italienischen Albanesen, die an Cultur ihren Stammesgenossen in Epirus längst voraus sind, haben das Gefühl der geistigen Zusammengehörigkeit mit ihnen niemals verloren, trotzdem daß ihnen nichts ferner liegt als irgend ein panalbanischer Gedanke. Aber die Einheit der Schkipetaren des Stammlandes selbst in politischer, religiöser und sprachlicher Beziehung läßt noch sehr viel zu wünschen übrig. Politisch in eine Anzahl Clans von verschiedener Größe und verschiedenem Einfluß zersplittert, deren gegenseitige, durch

die Blutrache fast immer in Athem gehaltene Rivalität Gopčević in seinem Buche über Ober-Albanien in lebendigen Farben geschildert hat, religiös durch den Gegensatz des Christenthums und des Islam und den womöglich noch schrofferen des Katholicismus und der griechischen Orthodoxie aus einander gehalten, haben die Albanesen auch noch an der Verschiedenheit der Sprache zu leiden, die den Nordalbanesen, den Gegen, für den südlichen Tosken nur schwer verständlich macht.

Es darf Niemanden Wunder nehmen, daß unter einem Volke, bei dem Lesen und Schreiben höchst seltene Luxusartikel sind und wo die Flinte — und was für eine alte, ehrwürdige Steinschloßflinte! — häufig den kostbarsten Besitz des Einzelnen bildet, noch kein Dante oder Luther aufgetreten ist, um ihm die Wohlthat einer Schriftsprache zu schaffen. Die armen Albanesen sind noch weit schlimmer daran; sie haben nicht einmal eine allgemein angenommene Lautbezeichnung. In Nordalbanien, wo die christlichen Albanesen durchweg römisch-katholisch sind, herrscht der Einfluß des italienischen Klerus; für ihn hat die Propaganda in Rom ein paar grammatische und lexikalische Hilfsbücher compiliren und einige geistliche Tractätchen in's Albanesische übersetzen lassen. Sie sind nach italienischer Lautbezeichnung gedruckt; für die dem Albanesischen eigenthümlichen Laute sind ein paar neu erfundene, nicht sehr geschmackvoll aussehende Zeichen gebraucht, die schon der Geistliche Blanchus (ein geborener Albanese) in seinem 1635 erschienenen Wörterbuche angewendet hatte. Auch die italienischen Albanesen schreiben mit lateinischen Buchstaben; nur der Sicilianer Demetrio Camarda hat in seiner Grammatik und seinen Texten sich des griechischen Alphabetes bedient.

Wo, wie im Süden Albaniens, das griechiſche Element das geiſtig herrſchende iſt, überwiegt auch der Gebrauch griechiſcher Lautzeichen; mit ſolchen iſt z. B. eine im Jahre 1827 in Corfu erſchienene Ueberſetzung des Neuen Teſtamentes gedruckt. Indeſſen kommt ſelbſt unter den Albaneſen des Königreichs Griechenland vereinzelt der Gebrauch lateiniſcher Schrift vor, wie die mir vorliegende Correſpondenz des verſtorbenen Dr. Reinhold in Athen beweiſt. Von den fremden Gelehrten vollends, die ſich mit albaniſcher Sprache beſchäftigt haben, hat ſo ziemlich jeder ſeine Beſonderheiten in der Wiedergabe der einheimiſchen Laute; Xylander und von Hahn brauchen griechiſche, Miklosich und Dozon lateiniſche Buchſtaben, im Einzelnen weichen alle vielfach von einander ab.

Es liegt auf der Hand, daß die Schöpfung einer einheitlichen Schrift die Grundbedingung iſt für Herſtellung eines geiſtigen Bandes zwiſchen den verſchiedenen Stämmen und Mundarten der Schkipetaren. Patriotiſche Männer haben daher zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Verſuche dazu gemacht. Herr von Hahn machte in Elbaſan die Bekanntſchaft eines aus zweiundfünfzig Zeichen beſtehenden nationalen Alphabets und hat im erſten Theile ſeiner „Albaneſiſchen Studien“ ausführlich darüber berichtet. Ich glaube nicht, daß Jemand heute noch ſeine Meinung theilen wird, daß daſſelbe ein uraltes, parallel mit dem griechiſchen aus dem phöniziſchen Alphabete entwickeltes Denkmal pelasgiſcher Cultur ſei; der griechiſche Schulmeiſter Theodor, an deſſen Namen die Tradition daſſelbe knüpft, wird wahrſcheinlich für den Urheber deſſelben zu gelten haben. Dann iſt es gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zuſammengeſtellt worden. Verbreitung über Elbaſan hinaus hat

es nicht gefunden; ſelbſt dort beträgt die Zahl der Perſonen, die deſſelben kundig ſind, nicht über fünfzig. Aus einer kleinen, in Lamia 1861 gedruckten Schrift erfahre ich, daß ein gewiſſer Naum Bithkukki das Albaneſiſche mit ſlaviſirenden Buchſtaben ſchreiben wollte; etwas Näheres über ſeine Methode habe ich nicht erkundet. Jedenfalls berührt ſich dieſer Verſuch mit dem des bekannten Linguiſten Kopitar, der in einem für die damalige Zeit geradezu vortrefflichen Aufſatze in den Wiener Jahrbüchern der Literatur von 1829 (S. 59—106) über die rumäniſche, bulgariſche und albaneſiſche Sprache in ihren gegenſeitigen Beziehungen handelte und dabei eine albaneſiſche Sprachprobe (die Parabel vom verlornen Sohn aus dem Lucas-Evangelium) mittheilte, in der er den Text mit lateiniſchen Buchſtaben unter Zuhilfenahme cyrilliſcher Zeichen ſchrieb. Vom griechiſchen Alphabete ſind mehrere Vorſchläge ausgegangen, die ein für Vergangenheit und Zukunft ſeines Volkes in etwas confuſer Weiſe begeiſterter Toske in einer 1860 in Lamia begründeten Zeitung machte. Der erſte Jahrgang derſelben hat mir durch die Güte des Herrn Gymnaſialdirectors Dr. Stier in Zerbſt vorgelegen. Ob mehr erſchienen iſt, weiß ich nicht — das Gegentheil wäre jedenfalls weder für die Menſchheit im Allgemeinen noch für die Albaneſen ein Verluſt. Das Wiſſen des Herrn Pykäos — ſo heißt der Herausgeber — ſteht mit ſeiner Vaterlandsliebe nicht auf gleicher Höhe, und obwohl man bei der Beſchäftigung mit den dilettantiſchen Beſtrebungen auf dem Gebiete der Albanologie gegen Unſinn allmählich etwas abgeſtumpft wird, ſo überſchreitet das hier Gebotene bedeutend das ſonſt übliche Maß. Die hier angewendeten oder empfohlenen Schreibweiſen haben ebenſo wenig Verbreitung gefunden

wie eine in der atheniſchen Zeitung „Elpis“ vom 15. November 1860 befürwortete. Ohne Zweifel iſt der Gebrauch des durch einige Zeichen ergänzten lateiniſchen Alphabetes nicht nur für wiſſenſchaftliche Zwecke das einzig Richtige, ſondern auch in praktiſcher Hinſicht vernünftig, da ja doch die meiſten Völker Europas ſich deſſelben bedienen. Daher haben auch diejenigen Verſuche zur Schöpfung eines nationalen Alphabetes, die eine reellere Unterlage haben, als die angebliche pelasgiſche Urverwandtſchaft mit den Hellenen, die lateiniſche Schrift zum Ausgangspunkte genommen. Es ſind ihrer zwei: den einen hat Herr Kriſtoforidis aus Elbaſan unternommen, ein gebildeter und wiſſenſchaftlich thätiger Albaneſe, dem der franzöſiſche Conſul Dozon die Einführung in das Albaneſiſche zu danken hatte und der ein reichhaltiges Wörterbuch derſelben im Manuſkript liegen hat. In einer gegiſchen Ueberſetzung des Neuen Teſtaments, ſo wie in einer Fibel und einem Abriß der bibliſchen Geſchichte hat er ein durchaus rationelles Syſtem der Schreibung angewendet, lateiniſche Buchſtaben mit diakritiſchen Zeichen, wie ſie bei uns in wiſſenſchaftlichen Werken üblich ſind und wie ſie z. B. die Tſchechen in ihrem auffallend vernünftigen Alphabete gebrauchen. Der Fremde würde noch die Hinzufügung von Accentzeichen wünſchen, aber die ſind freilich dem Einheimiſchen entbehrlich.

Ich weiß nicht, warum ein zweiter, neuerdings gemachter Anlauf ſich von dieſer Methode des Herrn Kriſtoforidis ſo weit entfernt hat. Durch die Freundlichkeit des Herrn Profeſſor Comparetti in Florenz iſt mir ein im Jahre 1879 in Konſtantinopel gedrucktes Schriftchen zugekommen, welches die Statuten einer

Gesellschaft enthält, die sich zu dem Zwecke gebildet hat, Bücher für das albanesische Volk in albanesischer Sprache drucken zu lassen. Die achtundzwanzig patriotischen Albanesen, die am Schluß unterzeichnet sind, gehen in einer kurzen Vorbemerkung von der Erwägung aus, daß alle aufgeklärten und gebildeten Völker diese Aufklärung und Bildung lediglich durch Bücher in ihrer Sprache erlangt hätten, daß dagegen jedes Volk, das seine Sprache nicht schreibe und keine Bücher in derselben besitze, in Finsterniß und Barbarei lebe. Die Albanesen hätten sich bis jetzt in dieser Lage befunden, und daher habe sich eine Gesellschaft gebildet, um durch Druck und Verbreitung von Unterrichtsschriften den Albanesen die Möglichkeit zu eröffnen, ihre Muttersprache lesen und schreiben zu lernen. Die einzelnen Bestimmungen der in albanesischer Sprache abgefaßten Statuten sind nicht von weitergehendem Interesse. Zugleich mit ihnen habe ich ein von dem Verein bereits herausgegebenes Abc-Buch erhalten, das außer den Uebungen zum Lesen und Schreiben kurze Abrisse der albanesischen Geschichte, der Erdkunde, der Elemente der Naturlehre, der vier Species und dergleichen wissenswürdige Dinge mehr enthält. Die Schreibung steht der von Herrn Kristoforidis angewandten an Einfachheit und Klarheit bedeutend nach, da die Buchstaben mit diakritischen Zeichen durch solche mit willkürlicher Veränderung der ursprünglichen Form oder durch willkürlich verwendete griechische Zeichen ersetzt sind. In derselben Orthographie beginnt soeben in Konstantinopel eine albanesische Zeitschrift zu erscheinen, Drita, ‚das Licht'.

Zunächst ist es noch nicht sehr viel, was die Albanesen mit diesem oder einem andern Alphabet, über das sie sich etwa einigen sollten, drucken können. Ich will

von dem, was man albanesische Literatur nennen könnte, zunächst die schon oben berührten Uebersetzungen ausschließen, welche die Propaganda veranstaltet hat. Es liegen mir eine ganze Menge solcher kleiner Hefte im gegischen Dialekte vor. Der enge Anschluß an Wort- und Satzfügung des Italienischen hat naturgemäß dem Geiste der anderen Sprache allzu häufig Gewalt angethan, als daß wir erwarten dürften, in diesen Uebertragungen, die ja von keinem Schlegel oder Heyse herrühren, einen getreuen Ausdruck echter und unverfälschter albanesischer Sprechweise zu finden. Für die Grammatik und das Wörterbuch haben sie trotzdem einen gewissen Werth. Dasselbe gilt von den Bibelübersetzungen. Die bereits genannte toskische Uebersetzung des Neuen Testaments, die im Jahre 1827 in Corfu erschienen ist, wurde 1858 in Athen neu gedruckt; sie war für die grammatischen Arbeiten der Herren Xylander und von Hahn eine ausgiebige Fundgrube. Mir sind außerdem noch ein paar neuere Uebersetzungen bekannt geworden. Das Neue Testament ist 1879, der Psalter schon 1868 in Konstantinopel in albanesischer Sprache mit griechischen Lettern gedruckt worden; die Mundart ist hier wiederum die toskische, Uebersetzer Herr Kristoforidis. Weit interessanter sind aber die von demselben verfaßten, 1872 in Konstantinopel erschienenen Uebersetzungen des Neuen Testaments und der Psalmen in den weit weniger bekannten nordalbanischen oder gegischen Dialekt. Endlich hat der durch seine linguistischen Bestrebungen besonders auf dem Gebiete italienischer und baskischer Mundarten bekannte Prinz Lucian Bonaparte das Matthäus-Evangelium in die Mundarten der Albanesen von Piana bei Greci in Sicilien, von Frascineto in Calabrien und von Scutari

übertragen und in sehr zierlichen Ausgaben in London 1868—70 drucken lassen. Die hier angewendete Schreibung des Albanesischen ist die einfachste und beste, die ich kenne; die Büchlein sind leider nur in einer sehr kleinen Auflage gedruckt worden und daher wenig bekannt, ich verdanke Exemplare derselben der Freundlichkeit des Herrn Comparetti in Florenz, sowie des Prinzen Bonaparte selbst.

Wenn ich zunächst von den Literaturbestrebungen der Albanesen Italiens einige Worte sage, so geschieht das darum, weil hier wirklich seit längerer Zeit ein reges geistiges Leben herrscht, das unter uns gänzlich unbekannt, kaum in Italien selbst sehr beachtet ist. Die gebildeten Albanesen nehmen durchaus Theil an der politischen und literarischen Entwickelung ihres Vaterlandes — der bekannte und vor nicht langer Zeit viel genannte Deputirte Crispi ist ein sicilianischer Albanese — ohne deshalb doch eine warme Anhänglichkeit an ihre Nationalität aufzugeben. Bei der Ausnahmestellung, die den italienischen Albanesen in kirchlicher Beziehung noch immer reservirt ist — sie sind römische Katholiken mit griechischem Ritus — und dem daraus hervorgehenden Bedürfniß, durchweg nationale Priester zu haben, darf es nicht wundern, wenn eine große Anzahl geistig strebsamer Männer sich dem Priesterstande zugewendet hat und wir unter den literarisch Thätigen vorwiegend Geistlichen begegnen. Wer sich im Einzelnen über diese seit dem Anfang dieses Jahrhunderts niemals erloschenen Bestrebungen unterrichten will, den kann ich auf einen Aufsatz der Fürstin Helena Ghika verweisen, die unter dem Schriftstellernamen Dora d'Istria Mehreres über die Balkanvölker geschrieben und überall ein feines Verständ-

niß für das Nationale und Volksthümliche an den Tag gelegt hat. Er ist in der Indépendance hellénique erschienen und von Herrn N. Camarda als besonderes Büchlein in's Italienische übersetzt worden (Gli scrittori albanesi dell' Italia meridionale, Palermo 1867). Das hier gesammelte Material ist vollständiger als in der älteren Abhandlung von G. Stier „Die Albanesen in Italien und ihre Literatur" in der Allgemeinen Monatsschrift von 1853, Seite 864—874, der sich im Wesentlichen blos auf die schon früher erwähnte Schrift von Vincenzo Dorsa stützen konnte. Ich will den Leser weder von Giulio Variboba unterhalten, der, wie der Mönch Otfried, in die heilige Geschichte hineingriff und ein gereimtes Gedicht über das Leben der Jungfrau Maria schrieb, noch von Antonio Santoro, der 1848 einen begeisterten Hymnus an die Freiheit dichtete und als Verfasser von Novellen und einem Drama genannt wird, oder von Anderen, deren Werke entweder niemals gedruckt wurden oder mir nicht vor die Augen gekommen sind. Ich beschränke mich darauf, einige Worte über den thätigsten und hervorragendsten Poeten der italienischen Albanesen zu sagen, über Girolamo de Rada. Er stammt aus San Demetrio in Calabria citeriore und seine Familie wird schon im sechzehnten Jahrhundert erwähnt. Seine Dichtungen, die zum Theil vor 1848 entstanden sind, aber bis in die neueste Zeit mehrfach in Neapel gedruckt wurden, behandeln Stoffe aus der Heldenzeit Albaniens unter Skenderbeg im fünfzehnten Jahrhundert. Rada ist von eigenthümlichen ästhetischen und literargeschichtlichen Anschauungen beherrscht, die ihn in der Composition seiner Dichtungen sich gänzlich haben vergreifen lassen. Er hat seine Impulse von den Volks-

liedern empfangen, wie sie unter seinen Stammesgenossen immer noch gesungen werden, und hat in seinen Gedichten die Form dieser Volksdichtung für die Kunstdichtung zu verwenden gesucht. Das heißt eine Form, wie er sie sich vorstellt und künstlich zurecht gelegt hat. Nach seiner Ansicht existiren unter den Albanesen seiner Heimat noch solche Liedercyklen, wie sie die gelehrte Forschung als Vorstufe und Grundlage der Homerischen Dichtungen und anderer älterer Epen mit mehr oder weniger Berechtigung anzunehmen pflegt. Er hat später — im Jahre 1866 — solche albanesische Volkslieder herausgegeben, die er „Rhapsodieen eines albanischen Gedichtes" betitelt hat. Es ist nicht zweifelhaft, daß diese Sammlung echte und wirkliche Volkspoesien enthält; aber ebensowenig zweifle ich daran, daß wir es im Großen und Ganzen mit etwas Aehnlichem zu thun haben wie mit dem Macpherson'schen Ossian. Nicht nur die ganze Anordnung der einzelnen Stücke rührt von dem Herausgeber her, sondern er scheint auch als Interpolator aufgetreten zu sein, um Verbindungen zwischen den einzelnen Liedern herzustellen, und Ton und Darstellung des Ganzen ist hier und da von seiner überarbeitenden Hand beeinflußt worden. Ganz in die nämliche Form, die de Rada hier für die Volkspoesie der calabrischen Albanesen herzustellen gesucht oder vielmehr in sie hinein getragen hat, sind seine eigenen Dichtungen gekleidet. Lyrische Ergüsse wechseln mit kurzen erzählenden oder dialogischen Fragmenten, und die wirklichen poetischen Schönheiten, die sich zerstreut finden, besonders in descriptiver Beziehung, können Niemanden für den Mangel einer fest durchgeführten, einheitlichen Handlung, für die nebelhafte Charakteristik der Personen, für die allzu häufig ge-

ſchraubte und dunkle Darſtellungsweiſe entſchädigen. Gut gemeinter Patriotismus iſt auch ſo ziemlich das Einzige, was der italieniſche Literarhiſtoriker Ceſare Cantu an dieſen Gedichten zu rühmen fand, und Lamartine, dem de Rada ſeinen Miloſao mit italieniſcher Ueberſetzung zuſandte, fand als Anerkennung dafür nichts als ein paar billige Phraſen. Deutſche Leſer, die ſich eine Vorſtellung von der Eigenart dieſer Schöpfungen machen wollen, finden eine Probe davon überſetzt von Herrn G. Stier in einer 1856 erſchienenen Wittenberger Gratulationsſchrift. Die Geſtalt Rada's hat für mich etwas rührendes; der neuerdings durch den Tod des Sohnes und des Enkels ſchwer niedergebeugte Greis wird nicht müde in Wort und Schrift für ſeine über alles geliebte Nationalität zu wirken und giebt ſeit einiger Zeit ſogar eine albaneſiſche Zeitſchrift heraus.

Der hervorragendſte Kunſtdichter, den das eigentliche Albanien hervorgebracht hat, iſt Neſim Bey aus Premet. Von ſeinen Gedichten, die niemals gedruckt worden ſind, iſt nur wenig bekannt. Sie ſind in gegiſcher Mundart verfaßt und der Dichter erfreut ſich eines großen Rufes unter ſeinen Stammesgenoſſen. Herr von Hahn hat acht Lieder von ihm in ſeine Sammlung albaneſiſcher Volkspoeſien aufgenommen; im Beſitze eines Beys von Elbaſan ſoll ſich eine mit türkiſchen Buchſtaben geſchriebene, ſehr dickleibige Sammlung der Dichtungen Neſims finden. Die paar von Hahn mitgetheilten Gedichte ſind meiſt im Geiſte der üppigen und maßloßen orientaliſchen Erotik gehalten und werden dadurch unſerm Geſchmacke nicht näher gerückt, daß ſie nicht an eine Geliebte, ſondern an einen Geliebten gerichtet ſind. Dieſe Art von Liebeslyrik, bei uns trotz

Shakeſpeare und Platen befremdlich, entſpricht durchaus einer nationalen Eigenthümlichkeit der Gegen. Jeder Nordalbanier hat vor ſeiner Verheirathung ein ſehr leidenſchaftliches, wenn auch durchaus platoniſches Verhältniß zu einem andern Jüngling, der ihn ſo ſchlecht behandelt, als dies bei uns eine tugendhafte oder kokette Geliebte nur irgend thun kann; zahlreiche kleine Volkslieder geben von der Grauſamkeit des Geliebten, von der Bewunderung und den Qualen des Liebenden Kunde. Dem nach der Türkei und nach Perſien hinweiſenden Geiſte der Dichtungen Neſims entſpricht auch die ſprachliche Form; den albaneſiſchen Worten iſt ein ſo ſtarker Prozentſatz von türkiſchen, beziehungsweiſe perſiſchen und arabiſchen Vokabeln beigemiſcht, daß nur ein der orientaliſchen Sprachen Kundiger dieſe Poeſien zu verſtehen vermag. Ich theile eines der einfacheren Lieder Neſims in freier Ueberſetzung mit:

Deinem Sclaven, denn ich bin es,
Schaffe durch den Tod Erlöſung,
Wenn Du nicht durch Liebeszeichen
Ihm gewähren willſt Geneſung.
Stets vergieß ich heiße Thränen
Und verhaßt iſt mir das Leben;
Los zu werden dieſes Sehnen,
Möcht' ich ſelbſt den Tod mir geben.
Nicht ein einzig freundlich Wörtchen
Bringt mir für mein Leid Geneſung;
Darum fleht Dich an Dein Sclave:
Schaff' ihm durch den Tod Erlöſung.

Kann ſomit von nationalem Schriftthum auf dem Boden Albaniens keine Rede ſein, ſo finden wir dafür hier das Volkslied um ſo reicher entwickelt. Alle die verſchiedenen, auf der Balkanhalbinſel neben und unter einander wohnenden Stämme, die Serben, Bulgaren, Alba-

nesen und Griechen, erfreuen sich einer sehr reichen Volkspoesie, in welcher im Gegensatze zu andern Völkern das epische Volkslied ganz besonders cultivirt erscheint. Es ist eine für die Völkerpsychologie ganz besonders interessante Aufgabe, das Gemeinsame, das den Liedern dieser vier Völker eigen ist, heraus zu suchen und darzustellen. Die feinsinnige Fürstin Helena Ghika (Dora d'Istria) hat in der Revue des deux mondes vom 15. Mai 1866 die albanische Nationalität nach den Volksliedern in einem geistvollen Aufsatz zu charakterisiren versucht. Freilich könnte man heute über diesen Gegenstand mehr sagen, denn seitdem die Verfasserin schrieb, ist eine große Anzahl von Volkspoesien aus diesen Gegenden neu bekannt geworden. Ein Theil ist von dem französischen Consul August Dozon in seinem Manuel de la langue chkipe (Paris 1879) veröffentlicht worden; die meisten aber stehen in einer sehr reichhaltigen Sammlung, die ein in Aegypten lebender Toske, Herr Mitkos, im Jahre 1878 in Alexandrien unter dem Titel „Albanische Biene" herausgegeben hat. Was man früher wohl bezweifelt hat, ist durch dieses Buch sichergestellt worden, nämlich daß die Erinnerung an manches Ereigniß der Nationalgeschichte auch bei den Albanesen im Liede lebt. Freilich nur aus neuerer Zeit; vergebens sucht man auch in dieser Sammlung nach dem großen Nationalhelden des Mittelalters, nach Georg Kastriota Skenderbeg. Nur bei den italienischen Albanesen wird noch heute von ihm gesungen, wie die oben erwähnten „Rhapsodien" des Herrn von Rada darthun. Ins Riesenhafte hat sich hier der Held ausgewachsen, der „im heißen Sommer Eichen ausreißt und sich damit Kühlung zufächelt". Alle Gräuel der Türkenzeit, welche die Vorfahren jenseits des

Meeres erlebt haben, ſind in dieſen Liedern noch lebendig. Im einſamen Thurme am Meere ſitzt der einzige Sohn der Witwe gefangen. Ein Zug Vögel fliegt vorüber, und wie der Gefangene am Maurenſtrand in dem ſchönen Gedichte Béranger's, fragt er ſie, ob ſie aus ſeiner Heimat kommen. „Nein, aber wir müſſen an deinem Dorfe vorbei.“ Da bittet er einen Vogel, ihm einen Brief an die Mutter mitzunehmen:

Vor der Thüre meines Hauſes
Steht ein Oelbaum; auf dem Oelbaum
Laß dich nieder, ſchlag die Flügel,
Daß der Brief zur Erde falle.
Meine Mutter kommt am Morgen,
Herzuſchau'n nach dieſen Bergen,
Sieht den Brief am Boden liegen,
Trägt ihn hin zum Schriftgelehrten:
„Dieſen Brief hab' ich gefunden.“
„'s iſt ein Brief von deinem Sohne,
Und er ſagt, wann er zurückkehrt.
Wenn zum Weinberg wird die Salzfluth,
Dann kehrt dir dein Sohn zurück;
Wenn am Eichbaum Nüſſe wachſen,
Dann kehrt dir dein Sohn zurück.“

Ein noch dunkleres Nachtſtück weiß uns das Volkslied zu malen. Ein Türke verfolgt eine junge Frau in die Berge, er holt ſie ein und bindet ſie mit den Haarflechten an den Schweif ſeines Roſſes. Die Schreie der Geſchleiften hallen in den Thälern wieder. Vier Albaneſen, die auf den Hirſch lauern, ſtellen ſich dem Reiter entgegen. Der Erſte ſchießt und fehlt, ſo auch der Zweite und Dritte; Nik Petta aber trifft den Türken ins Herz. Er bringt das Pferd zum Stehen, und wie ſein Blick auf die junge Frau fällt, erkennt er ſein eigenes Weib im Todeskampfe. Aber dieſe Türken erzitterten,

wenn Skenderberg ſein Schwert zog, und wie der ſpaniſche Cid noch als Todter auf ſeiner Babieça feſt gebunden die Mauren ſchreckte, ſo ſpricht der ſterbende Gegenheld zu ſeinen Getreuen:

Auf dem Rücken meines Roſſes
Bindet feſt ihr meine Fahne;
In der Mitte meiner Fahne
Bindet feſt mein gutes Schlachtſchwert.
Wenn die Tramontana wehet,
Wird mein Schlachtroß fröhlich wiehern,
Meine Fahne ſich entfalten
Und mein Schwert mit hellem Klingen
An den Schaft der Fahne ſchlagen.
Und der Türke hört's, und angſtvoll
Denkt er an den Todesſchrecken,
Der auf meinem Schwerte ſchlummert,
Läßt euch eure Straße ziehen.

Dagegen ſtehen in den Liedern bei Herrn Mitkos die Kriege Ali Paſchas im Vordergrunde; doch auch neuere Ereigniſſe, wie die Kriege in Bosnien und mit den Bewohnern der Schwarzen Berge, haben der Volkspoeſie Stoff geboten. Daß ſich, wie Biondelli berichtet, unter den epirotiſchen Volksliedern ein bis in die Zeiten des Pyrrhus reichendes Kriegslied befinde, erlaube ich mir um ſo mehr zu bezweifeln, als es auch Biondelli unbekannt geblieben iſt. Die große Verwandtſchaft, die zwiſchen dieſen albaneſiſchen Liedern und den griechiſchen Klephtenliedern aus Epirus beſteht, wird Niemandem entgehen. Ich ſetze als Probe ein altes, ſehr verbreitetes Lied auf den Tod eines jungen albaneſiſchen Söldners in der Ueberſetzung von O. L. B. Wolff her:

Jenſeits von Kjabeſes Brücke
Fiel ich durch des Feindes Tücke.
Sagt der Mutter, o Gefährten,
Die zwei Ochſen zu verwerthen

Und das Geld dafür zu geben
Meiner Liebſten, meinem Leben.
Wenn die Mutter fragend quälet,
Sagt, ich hätte mich vermählet;
Wenn ſie fragt, wer meine Luſt,
Sprecht: drei Kugeln in die Bruſt,
Sechs in meine Arm' und Beine;
Fragt ſie dann, wer zum Vereine
Sei des Hochzeitsmahls gekommen,
Sagt: die Krähen und die Raben,
Kamen als Verwandte, haben
Alles freſſend fortgenommen.

Das erotiſche Volkslied der Albaneſen läßt im Ganzen die Einfachheit und Zartheit vermiſſen, welche das griechiſche in ſo hohem Grade auszeichnen. Die Sinnlichkeit iſt roher und die Darſtellungsweiſe überladener, mehr dem Geiſte des Morgenlandes ſich zuneigend. Das hindert nicht, daß mancher feine und geiſtreiche Gedanke ſich darin findet, zumeiſt in den vierzeiligen Improviſationen, die mit einem türkiſch-arabiſchen Worte Beït's genannt werden. Sie repräſentiren hier wie überhaupt die älteſte Form des volksthümlichen Liebesliedes und laſſen ſich den norditalieniſchen Vierzeilen und den griechiſchen Liebesdiſtichen vergleichen, die nur ſcheinbar zweizeilig ſind, da ja jeder der die ganze griechiſche Volkspoeſie beherrſchenden „politiſchen" Verſe in zwei Hälften von ſelbſt zerfällt. Des eigenthümlichen Umſtandes, daß ein großer Theil der albaneſiſchen Erotik einem geliebten Jüngling gilt, geſchah ſchon Erwähnung. Hier einige Beiſpiele in proſaiſcher Uebertragung. Auf der Straße bleibt der Liebende ſtehen und ſendet zärtliches Mienenſpiel nach dem Fenſter des Geliebten:

Ich blieb wie ein Stein auf der Straße ſtehen — und jeder ſtößt an mich mit dem Fuße; — die Roſe ſteht in ihrem Topfe — und wir wechſeln zärtliche Blicke.

Die Schönheit des Geliebten ſcheint im Winter den Frühling vorzuſpiegeln:

Hyacinthen und Narciſſen — hab' ich niemals im Winter geſehen, — verrathe mir, wo du ſie gepflückt haſt, — denn ſie haben uns den Frühling gebracht.

Der Liebende fleht den Geliebten um ein einziges freundliches Wort an:

Geliebter, ich will Dir ein Wort ſagen, — aber magſt Du es erhören! — Du kennſt, o Geliebter, meine Leidenſchaft, — ſprich und rede ein Wort mit mir.

Aber dieſer iſt grauſamer als die rauhen Berge:

Dieſe ſchneebedeckten Berge — wie weinen ſie über meinen Kummer! — Was haſt Du, o Geliebter, daß Dein Mund ſtumm bleibt? — Mögeſt du von Gott beſtraft werden!

Und doch iſt er der einzige Gedanke des Anbeters, den in die Moſchee und bis in den tiefſten Traum ſein Bild verfolgt:

Als ich in die Moſchee gekommen war, — warf ich meine Augen nach allen Seiten; — wie ſehr iſt mein Verſtand ſchon zerſtört! — Die Thränen floſſen mir von den Wangen.

Selbſt während des Schlafes, den ich ſchlafe, — verzehrt mich fortwährend die Liebe zu Dir; — bis ſie mich mit Erde zudecken, — werde ich mich von Dir, o Gebieter, nicht ſcheiden.

Ich will nichts von albaneſiſchen Sprichwörtern und Räthſelfragen ſagen und nur noch eine Seite der Volksliteratur kurz berühren, das Märchen. Herr von Hahn hat in ſeinen „Griechiſchen und albaneſiſchen Märchen" (Leipzig 1864) neun albaneſiſche Märchen in Ueberſetzung mitgetheilt; vierunzwanzig ſtehen im Urtext in dem Buche des Herrn Dozon, der auch eine franzöſiſche Ueberſetzung derſelben herausgegeben hat, und ein weiteres Dutzend in der „Albaniſchen Biene" des Herrn Mitkos. Wir begegnen den bekannten Märchenſtoffen, die ſich ſeit den Forſchungen der Brüder Grimm als

bei allen europäiſchen Völkern verbreitet herausgeſtellt haben, auch hier wieder: dem Schneewittchen (in zwei Verſionen, Hahn Nr. 103, Dozon Nr. 1), dem in ein Lämmchen (hier Ziege) verwandelten Brüderchen (Mitkos 1), den Brüdern mit den wunderbaren Gaben (Dozon 4, Mitkos 10), dem Fortunatusmärchen (Mitkos 9) u. ſ. w. Ich will zum Beweiſe, daß auch die Darſtellungsweiſe dieſer Märchen häufig eine ganz geſchickte iſt, das Schneewittchenmärchen in der Faſſung bei Dozon überſetzen; der Leſer mag es mit den ſicilianiſchen Märchen in der Sammlung von Laura Gonzenbach Nr. 2 bis 4 und den von Reinhold Köhler in der Anmerkung dazu angeführten anderer Völker vergleichen, zu denen jetzt noch das griechiſche Rodia-Märchen gekommen iſt, das in der „Deutſchen Rundſchau" vom Juli 1881 und bei Legrand Contes populaires grecs Seite 133 ff. überſetzt iſt, während in dem Märchen bei Bernhard Schmidt, Griechiſche Märchen, Sagen und Volkslieder Nr. 17 unſer Märchen mit dem von dem Mädchen mit den abgeſchnittenen Händen combinirt erſcheint.

„Es waren einmal drei Schweſtern; die jüngſte von ihnen, welche Fatime hieß, war ſchöner als die beiden anderen. Eines Tages erhoben ſie ſich und fragten die Sonne: ‚Sonne, liebe Sonne, welche von uns iſt am ſchönſten?' ‚Fatime.' Da überlegten die beiden andern, was ſie ihr anthun könnten, und ſprachen unter einander: ‚Morgen wollen wir uns ſtellen, als ob wir nach Holz gingen, und wir wollen uns früher aufmachen als Fatime und zu ihr ſagen: wo wir die Kürbisflaſche aufhängen, da kannſt Du uns finden.' Das beſchloſſen ſie, und am folgenden Tage ſprachen ſie zu Fatime: ‚Kehre das Haus, wir wollen Holz ſchneiden und Du findeſt

uns dort, wo wir die Kürbisflasche aufhängen.' Die Schwestern gingen fort, und als Fatime das Haus gekehrt hatte, ging sie dorthin, wo die Kürbisflasche hing. Sie suchte hier, sie suchte da, aber sie konnte die Schwestern nicht finden, denn diese waren auf einem andern Wege nach Hause zurückgekehrt. Da ging sie nach allen Seiten durch den Wald um einen Weg zu finden, aber sie fand keinen. Unterdessen wurde es Nacht, und sie stieg auf den Gipfel eines Baumes. Da sah sie von weitem ein schwaches Licht, ging ihm nach und trat unter vielen Gebeten in ein Haus.

Dies Haus aber war die Wohnung von vierzig Räubern, welche in der Nacht auf Raub ausgingen und bei Tage in dieses Haus einkehrten. Nach ihrer Gewohnheit kamen sie auch an diesem Tage in das Haus, schlugen mit einem Gewehr an die Thür, so daß sie aufging, und traten herein. Als sie bei Tisch saßen, merkten sie, daß die Speisen nicht von der Hand ihres Dieners zubereitet waren. Dieser nämlich hatte Fatime beauftragt, die Speisen zu bereiten, da er sich rasch in sie verliebt hatte. Sie sprachen zu dem Diener: ‚Hast Du Jemand im Hause?' Er wollte anfangs nichts gestehen, endlich aber sagte er ihnen die Wahrheit. Hierauf wollte ein Jeder sie zur Frau nehmen, um aber keinen Streit anzufangen, gaben sie sie dem Diener. Und seit der Zeit ging auch der Diener mit ihnen aus, und die vierzig Räuber liebten Fatime wie ihre Schwester und brachten ihr tausend schöne Dinge mit nach Haus.

Ihre Schwestern aber erfuhren, daß Fatime lebe und sich verheirathet habe. Darüber ärgerten sie sich sehr und beschlossen, sie auf irgend eine Weise zu tödten. Eines Tages schickten sie ihr durch eine Dienerin ein

goldenes Halsband, das ſie vergiftet hatten, damit ſie ſtürbe, wenn ſie es umgelegt. Die Dienerin ging hin, bot ihr, wie es ihr die Schweſtern befohlen hatten, Gruß und Heil und gab ihr das Halsband; und ſowie jene es umgelegt hatte, ſtarb ſie. Die Räuber kamen und ſchoſſen ihre Gewehre ab, damit ſie, wie gewöhnlich, die Thür öffne; endlich aber, als keine Antwort kam, ſchlugen ſie die Thür mit Gewalt ein und traten ein. Da ſahen ſie Fatime ausgeſtreckt in der Mitte des Zimmers liegen. Sie ſchüttelten ſie von allen Seiten, zuletzt nahmen ſie ihr das Halsband ab und ſogleich wurde ſie wieder lebendig. Hierauf erzählte ſie ihnen, wie ſie geſtorben war, und wie ſie das hörten, geboten ſie ihr, ſie ſollte ein anderes Mal nichts von ihren Schweſtern annehmen.

Als die Schweſtern am folgenden Tage hörten, ſie ſei nicht todt, ſchickten ſie ihr durch dieſelbe Dienerin ein Sieb voll Goldſtücke. Fatime ließ ſich bethören, und als ſie die Goldſtücke in ihr Kleid ausgeſchüttet hatte, ſtarb ſie wieder. Die Räuber kehrten ſammt ihrem Mann vom Rauben heim, und da ſie Fatime wieder todt fanden, durchſuchten ſie ſie wieder von allen Seiten und fanden die Goldſtücke, die ſie in ihren Buſen geſchüttet hatte. Da ſchärften ſie ihr noch eindringlicher ein, ſie ſollte nichts annehmen, was ihr die Schweſtern ſchickten; aber ſie ließ ſich wieder bethören, denn am dritten Tage ſchickten ihr die Schweſtern, die gehört hatten, ſie ſei wieder nicht todt, einen Ring, Fatime nahm ihn und ſtarb wiederum, als ſie ihn an den Finger geſteckt hatte. Die Räuber kamen vom Raube zurück und fanden ſie wieder todt; ſie ſuchten hier und da, aber es kam ihnen

nicht in den Sinn, an der Hand zu suchen, und so fingen sie an um sie zu weinen.

Hierauf legten sie das Mädchen in einen Sarg, deckten ihn zu und setzten ihn auf einen Baum, an dessen Fuße eine Quelle war. Eines Tages kam ein Stallknecht des Königs zu dieser Quelle um seinem Pferde Wasser zu geben; als aber das Pferd sich der Quelle näherte, floh es und vermochte nicht zu trinken, denn im Wasser erschien das Abbild des Sarges. Der Stallknecht kehrte zum Könige zurück und erzählte ihm den Vorfall; da ging der König selbst hin, und wie das Pferd floh, sah er nach dem Wasser und erblickte das Abbild des Sarges. Er befahl denselben herunter zu nehmen, und da er eine so schöne Frau darin sah, nahm er ihn mit sich und verschloß ihn in eins seiner Gemächer. Als nun Fatime längere Zeit todt lag, begann sie mager zu werden, und da fiel ihr der Ring vom Finger und sie wurde lebendig und der König nahm sie zur Frau. Sie wurde alt und lebte glücklich."

Auf dem Gebiete der Literatur, das sieht man deutlich, wächst der Lorbeer nicht, nach welchem der Albanese greift und greifen darf. Er ist, wie vor tausend und zweitausend Jahren, so noch heute wesentlich ein Kriegsmann. Tapferkeit und die warme Liebe zum heimischen Boden sind die hellsten Punkte im Bilde des Albanesen. Lange Jahre, oft ein halbes Menschenleben lang, ist er als Soldat draußen in fremden Landen und sieht üppigere Sitten und froheren Lebensgenuß; und wenn er zurückkommt, sind ihm des Vaterlandes unwirthliche Berge und rauhe Thalschluchten gerade so lieb wie damals, wo sein Vater ihn dort zum erstenmale mit der Büchse schießen gelehrt. In einer schönen

Strophe des „Childe Harold“ hat Lord Byron die Kriegertugenden der Albaneſen geprieſen:

Rauh ſind Albaniens Söhne, dennoch ſchmücken
Auch Tugenden dies wilde Berggeſchlecht.
Wo ſah'n die Feinde jemals ihren Rücken?
Wer trägt die Laſt des Krieg's ſo ungeſchwächt?
Feſt wie die Berge ſteh'n ſie im Gefecht
Und zweifelhafter Zeit drangvoller Noth;
Ihr Zorn iſt tödtlich, ihre Freundſchaft echt;
Treibt Ehr' und Dankbarkeit ſie in den Tod,
Stürzen ſie blind zum Kampf auf ihres Herrn Gebot.

Der Schluß der Schilderung iſt etwas zu optimiſtiſch gefärbt. Wohl weiß der Albaneſe dem Blutsbruder, der ſein Blut vermiſcht mit dem eigenen in einem Becher Weines getrunken hat, Treue zu halten; ſonſt aber ſind Tücke und Hinterliſt ſeinem Weſen untrennbar beigeſellt. Das Leben des Orientalen iſt nicht wie das unſerige umhegt von dem ſicheren Schutz des Geſetzes; fortwährend muß Jeder vor Jedem auf der Hut ſein, daher die größere Schlauheit und Findigkeit, daher aber auch die Unaufrichtigkeit und Unzuverläſſigkeit aller Bewohner des Orients.

In keinem Manne haben dieſe ſchlechten wie die guten Eigenſchaften der Albaneſen einen ſo vollendeten Ausdruck gefunden, wie in Ali Paſcha, dem Fürſten von Jannina. Man darf nicht ſentimental ſein, wenn man dieſe dämoniſche Geſtalt richtig würdigen will. Kaum ein Anderer hat das Fürſtenideal des Macchiavelli ſo getreu verwirklicht wie er. In ſeine Laufbahn getrieben durch das gigantiſche Rachegelüſt von Mutter und Schweſter, das in ſeiner furchtbaren Unverſöhnlichkeit an die Kriemhild unſeres Heldenliedes erinnert, hat er ein langes Leben hindurch mit beiſpielloſer Conſequenz und

Kühnheit geraubt und gemordet, geheuchelt und gelogen, Eide gebrochen und Verträge verhöhnt; und trotzdem muthet es faſt tragiſch an, wenn der achtzigjährige, von Allen verlaſſene Tyrann das erſtemal, wo er vielleicht arglos vertraute, von dem Handſchar ſeines Gaſtes ins Herz getroffen wird. Ein Mann, den der große Napoleon mit Zuvorkommenheit behandelte, iſt ſicher kein gewöhnlicher Mann geweſen. Und in der That hat ſein Leben der Verwirklichung zweier großer politiſcher Gedanken gegolten. An dem einen iſt er geſcheitert: die Losreißung ſeines Heimatlandes von der Oberherrlichkeit der Pforte iſt ihm nicht geglückt; den andern aber hat er durchgeführt. Wie einſt der elfte Ludwig in Frankreich, ſo hat er in Albanien die Selbſtändigkeit der einzelnen Clanherrn gebrochen und damit für ſein Land das Mittelalter abgeſchloſſen. Er ſteht an der Schwelle der neuen Geſchichte Albaniens. Freilich ſind nach ſeinem Tode die Stammesfehden wieder entbrannt, und das Fortbeſtehen der Blutrache zeigt, daß dort das Mittelalter noch weit unheimlichere Reſte zurückgelaſſen hat, als bei uns; aber wenn heute eine albaneſiſche Liga beſteht, ſo iſt das ein Beweis, daß der Einheitsgedanke Ali Paſchas ihn überlebt hat. Ueberlebt hat ihn auch die Erinnerung an ſeine ruhmreichen Kriegsthaten, und gern kann der türkiſche Albaneſe einſtimmen in die Zeilen des Kriegerliedes bei Byron:

Seit Mahomed iſt's, daß der Halbmond nicht ſah
So ruhmvollen Helden wie Ali Paſcha.

IV.

Das heutige Griechisch.

Der Sohn eines großen Mannes ist in einer wenig beneidenswerthen Lage. Der Name, den er trägt, fordert zu beständiger Vergleichung seiner Leistungen mit denen seines Vaters heraus, und was er selbst Verdienstliches schafft, wird leicht verkannt in der Erinnerung an das Größere, das man mit seinem Namen zu verbinden gewohnt ist. Dem Volke, welches heute den classischen Boden des alten Hellas bewohnt, geht es nicht anders; das Unvergängliche, das seine Vorfahren geschaffen, hat das Urtheil über seine Bestrebungen häufig getrübt und eine unparteiische Würdigung des modernen Griechenthums vielfach verhindert. Man kann sich allerdings der Erkenntniß nicht verschließen, daß die Neugriechen selbst ihr redliches Theil dazu beigetragen haben, um sich bei dem gebildeten Europa in Mißcredit zu bringen. Die Erhebung der Griechen gegen das türkische Joch wurde allenthalben im Westen mit einer Begeisterung aufgenommen, die bei der Lethargie, in welche die Metternich'sche Politik alle Seelen versenkt hatte, doppelt staunenswerth war. Die heldenmüthige Vertheidigung des kleinen Suliotenhäufleins gegen die Uebermacht Ali Paschas wird eines der ergreifendsten Blätter in der Geschichte bleiben, so lange man das Aufgeben der Existenz für ruhmvoller hält, als das der Freiheit. Die blutigen Schlächtereien von Chios und Kreta riefen einen Schrei

der Entrüſtung überall wach, wo die Liebe für das Alterthum auch die Pietät für die alten Culturſtätten großgezogen hatte. Man ſah damals merkwürdige Dinge ſich begeben. Allenthalben Comités und Sammlungen zur Unterſtützung des Befreiungskampfes, voran die reichen Grundbeſitzer und Kaufherren jenſeits des Canals mit großartigen Beiträgen; maſſenhaft ſtrömten Freiwillige aus Deutſchland, Frankreich und England nach Hellas, mehr aus Begeiſterung für die Sache als aus abenteuerndem Trieb; der Dichter-Lord Byron gab ſein üppiges italieniſches Liebesleben auf, um in der Sumpfluft Meſſolonghis zu ſterben, und ein harmloſer deutſcher Profeſſor ritt kriegeriſch bewehrt zwiſchen Inſurgentenbanden hin und her. Die Kabinette konnten die mächtige Strömung nicht dämmen, und die Unabhängigkeit Griechenlands wurde von den Großmächten ſanctionirt.

Was dann folgte, mußte allerdings ernüchternd auf dieſen Enthuſiasmus wirken. Noch war der Boden des Vaterlandes nicht von den türkiſchen Truppen befreit, da kehrte man in wildeſtem Parteihader die vom Feindesblute noch nicht getrockneten Schwerter gegen einander; ſtatt die verwüſteten Felder zu beſtellen, die verbrannten Dörfer aufzubauen, machte man ſie zum Schauplatze beklagenswerther Bürgerkriege; die unter großen Opfern aufgenommene Staatsſchuld wurde zur Organiſation von Räuberbanden vergeudet, und alte, nur im Guerillakriege brauchbare Condottieri beanſpruchten eine politiſche Rolle. Verdiente Männer wurden nach dem bereits in Altgriechenland erprobten Recepte in den Kerker geworfen; der Präſident Kapodiſtrias, der trotz ſeiner ruſſophilen Tendenzen und ſeiner engherzig perſönlichen Politik unleugbar große Verdienſte um die Anbahnung geordneter

Verhältniſſe hatte, fiel durch Mörderhand, und ein hervorragender Dichter verglich ſeinen Mörder Mawromichalis mit Harmodios und Ariſtogeiton. Endlich kam, von dem durch und durch monarchiſch geſinnten Volke der Hellenen mit Jubel begrüßt, der König, mit ihm der Schwarm bayriſcher Beamten und Offiziere. Der ganze weitſchichtige Verwaltungsapparat eines deutſchen Kleinſtaates der Reactionszeit wurde ohne Weiteres auf die ganz heterogenen Verhältniſſe des jungen Königreichs übertragen, ſchweres bayriſches Bier in die ungereinigten Weinſchläuche Griechenlands gefüllt. Es bekam Beiden nicht gut. Man fing das Gebäude von oben zu bauen an, ſtatt erſt die Grundſteine zu legen; man arbeitete ein großes Geſetzbuch aus und hatte keine Richter, die der Landesſprache kundig waren; man richtete theuer bezahlte Offizierſtellen ein und verſäumte es, die Klephten militäriſch zu dreſſiren; man gründete eine Univerſität, und im ganzen Lande konnte Niemand leſen und ſchreiben; man organiſirte eine Hauptſtadt nach europäiſchem Zuſchnitt, und nirgends gab es eine ordentliche Fahrſtraße. Die derbe Inſolenz, mit der die Altbayern wirthſchafteten und regierten, ließ die ſchlimmen Seiten des griechiſchen Volkscharakters in der bedenklichſten Weiſe zu Tage treten, und wohl fühlte man ſich erinnert an die Worte, die im dritten Jahrhunderte der Sophiſt Flavius Philoſtratus in ſeiner Lebensbeſchreibung des Wundermannes Apollonios von Tyana einem Gegner des Griechenthums in den Mund gelegt hatte: „In ihnen ſteckt gar nichts Geſundes, ſondern ſie ſind ein zuſammengelaufenes Geſindel, zu Gewaltthätigkeit und jeder Art ſtaatlicher Unordnung geneigt, abergläubiſch und in Armuth verkommen, und zwar betrachten ſie die Armuth nicht als

etwas Anständiges, sondern nur als Vorwand zum Stehlen."

Unmuthig entzog man seine Sympathien dem Volke, das die Erwartungen der gebildeten Welt so wenig rechtfertigte. Vielleicht hatte man auch zu viel erwartet. Die beispiellosen politischen und administrativen Zustände, die durch lange Zeit hindurch das Land zur förmlichen Caricatur eines Verfassungsstaates machten, waren zum großen Theile eine Folge davon, daß man eine bei den gebildeten Völkern des Westens durch lange Zeit consolidirte und bewährte Schablone einfach einer halbbarbarischen Nation anzupassen suchte, so gut es eben ging. Perikless giebt es auch sonst nicht immer und überall. Schließlich war es verfehlt, alle Zustände des alten Griechenlands in dem erhabenen und ruhigen Lichte sich vorzustellen, in dem uns die Venus von Milo erscheint; in den Barbierstuben des alten Athen wird es im Großen und Ganzen ebenso menschlich zugegangen sein, wie in den Cafés am Constitutionsplatz. Kurz, man gelangte endlich zu so extremen Anschauungen und Urtheilen, daß es weitgehenden Beifall fand, als Fallmerayer die Behauptung aufstellte, die heutigen Griechen seien gar keine Nachkommen der alten Hellenen, sondern Abkömmlinge slavischer Horden, die im Mittelalter das Land erobert und sich dort festgesetzt hätten.

Neugriechenland wurde auf diese Weise dem Interesse der Gebildeten allmählich immer mehr entfremdet. Man warf die Griechen in einen Topf mit den zahlreichen halbasiatischen Nationchen, welche den Südosten unseres Erdtheils bewohnen. Auch die Sprache dieses Volkes wurde einer ernsthaften Beachtung nicht mehr für werth gehalten. Die sonderbarsten Vorstellungen

über den Jargon, der in Griechenland gesprochen werde, kamen in Umlauf und sind heute noch verbreitet. Man schien vergessen zu haben, daß das heutige Griechisch eines der Hauptmittel des Verkehrs in der ganzen Levante ist; man dachte ebenso wenig daran, daß es ein directer Abkömmling der Sprache sei, die uns in den Tragödien des Sophokles so sehr entzückt, und daß wir ihr darum doch mindestens dieselbe Ehrfurcht schulden, mit der wir eine Matrone betrachten, in deren frische Augen wir in ihrer Jugend oft und gern geblickt.

Viel Schuld an dieser Vernachlässigung der neugriechischen Sprache hat die classische Philologie. Wie sie sich gegenüber dem Studium des Sanskrit und der modernen Sprachwissenschaft allzu lange vornehm in ihren antiken Faltenwurf gehüllt hat, so hat sie bis auf den heutigen Tag ihre Abneigung gegen das verwahrloste Kind der edlen Mutter, wie man das moderne Griechisch zu bezeichnen pflegte, nicht überwinden können. Man pries wohl den feinsinnigen Kenner des hellenischen Alterthums, Otfried Müller, glücklich, daß ihm beschieden war, am Ufer des Kephissos seine Ruhestätte zu finden; aber man konnte sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, daß die Laute, die sein Grab umtönen, einer ernsthaft wissenschaftlichen Beachtung werth seien. Allerdings hängt das ja zusammen mit den Grundprincipien der classischen Philologie. Sie hat die Aufgabe, die gesammten Lebensäußerungen eines Volkes in Religion und Sitte, Kunst und Wissenschaft, Staat und Familie zu verstehen und darzustellen; sie verlangt vor Allem Literaturdenkmäler von culturhistorischem Werthe; wie konnte ihr demnach ein Volk imponiren, das politisch so haltlos sich darstellte, wie eine Sprache, die eben mühsame

Versuche machte, sich zur Literatursprache zu erheben? Die moderne Sprachwissenschaft war berufen, auch hier neue Impulse zu geben. Sobald sie das Princip aufgestellt hatte, daß nicht blos die Phase im Leben einer Sprache, wo sie Ausdruck für eine reich entwickelte Literatur geworden ist, Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtung sein dürfe, sondern daß für sie der gesammte historische Entwickelungsgang einer Sprache und die Erkenntniß der Gesetze desselben das Ziel der Forschung seien, so war damit auch für die Berücksichtigung der neugriechischen Sprache der Boden geschaffen; und wenn man anerkannte, daß für den Sprachforscher die Sprache des armen litauischen Bauern oder gar der schnalzende Dialekt eines Hottentotten im Grunde dasselbe Interesse habe wie die Sprache Homers oder Kalidasa's, so hatte mindestens denselben Anspruch auf Beachtung eine Sprache, in der kühne Räuberromanzen und zarte Liebeslieder noch heute allerorten in Griechenland gesungen werden.

Es ist unrichtig, wenn man die Beurtheilung der neugriechischen Sprache abhängig macht von der Frage nach der größeren oder geringeren Mischung des Volkes mit fremden Elementen. Man hat lange Zeit diese Frage allzu sehr in den Vordergrund gestellt — sie ist für die Sprachwissenschaft von geringem Belang. In der That ist ja in den Blättern der Geschichte kaum noch ein Land verzeichnet, das so beklagenswerthe Schicksale zu erdulden hatte, wie der Boden von Hellas. Gothische und slavische Horden überflutheten zu wiederholten Malen das unglückliche Land, brannten die Städte nieder, zerschlugen die alten Götterbilder und richteten sich schließlich wohnlich ein auf den alten Trümmerstätten — zahlreiche slavische Ortsnamen, besonders im Peloponnes, geben

davon Zeugniß. Dann kam die lange Herrſchaft der franzöſiſchen Barone in Morea und auf den Inſeln — das venezianiſche Königreich auf Cypern — Beſitzergreifung ausgedehnter Strecken durch die Albaneſen — ſchließlich die Eroberung des ganzen Landes durch die Türken. Wir müſſen ſtaunen über die Lebensfähigkeit und Widerſtandskraft der griechiſchen Sprache, die unter ſo überaus ungünſtigen Verhältniſſen doch noch fortexiſtirt hat.

Eins nur iſt es, was den weſentlichen Charakter einer Sprache ausmacht, mit deſſen Verſchwinden ſie auch ſelber zu Grunde geht; das iſt der grammatiſche Bau der Flexion von Verbum und Nomen. Die normanniſche Invaſion in England hat dem angelſächſiſchen Wortſchatz wohl eben ſo viele romaniſche Beſtandtheile beigemengt, als einheimiſche vorhanden waren: trotzdem iſt das Engliſche noch heute durch und durch eine germaniſche Sprache, denn Declination und Conjugation beruhen auf dem nämlichen Typus, wie bei den germaniſchen Schweſterſprachen auf dem Continent. Im türkiſchen Lexikon haben arabiſche und perſiſche Elemente die türkiſchen bei weitem überwuchert: aber der flexiviſche Bau legt unwiderleglich Zeugniß davon ab, daß die Sprache weder ſemitiſch noch indogermaniſch iſt, ſondern mit dem Ungariſchen, Finniſchen und den übrigen uralaltaiſchen Sprachen ſich zu einer Gruppe zuſammenſchließt. Wer ein neugriechiſches Wörterbuch zur Hand nimmt oder die griechiſchen Volkslieder zu verſtehen ſucht, wird freilich erſtaunen über die große Menge von Wörtern, von denen Perikles und Aſpaſia nichts gewußt haben; denn der Wortſchatz keiner Sprache kann ſich auf die Dauer den Einflüſſen eines erobernden oder auch blos in engem

geistigem und commerciellem Austausch mit ihm stehenden Volkes entziehen. Am frühesten hat sich im Griechischen der Einfluß des Lateinischen geltend gemacht; die Schriften der byzantinischen Historiographen, die Sammlungen von Gesetzes- und Ritualvorschriften sind überfüllt mit lateinischen Ausdrücken, die oft ohne weitere Aneignung einfach mit griechischen Schriftzeichen umschrieben sind. Dieses Element ist nie volksthümlich geworden, so wenig wie die französischen Verbrämungen der deutschen Schriftsprache des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Etwas tiefer ist das romanische Element eingedrungen, das durch die Herrschaft der französischen Barone und die Handelsverbindungen mit den Venezianern importirt wurde. Die umfangreiche, von Buchon herausgegebene Reimchronik, welche die Eroberung Morea's durch die Franzosen behandelt, ist ungemein reich an französischen Wörtern; die interessanten Chroniken von der Insel Cypern, die, im einheimischen Dialekt geschrieben, uns ein werthvolles Bild von der auf dieser Insel im fünfzehnten Jahrhundert gesprochenen Sprache geben, sind stark mit italienischer, speciell venezianischer Ausdrucksweise versetzt; auch in den griechischen Nachbildungen abendländischer Ritterromane, die ebenfalls zum größten Theil auf den Inseln entstanden zu sein scheinen, ist der romanische Vocabelschatz nicht unbedeutend. Es war das bei der großen Verbreitung der italienischen Sprache in allen diesen Gegenden, wo Venezianer und Genuesen den Handel mit dem Orient vermittelten, sehr erklärlich; zahlreiche griechische Jünglinge studirten in Padua, in Rom wurde 1613 sogar ein griechisches Seminar errichtet. Trotzdem ist in der heutigen Volkssprache das romanische Element nicht eben

bedeutend. Herr Deffner glaubt nach einer ungefähren Berechnung dem neugriechischen Lexikon etwa 600 italienische Wörter zuweisen zu können; von diesen sind aber weitaus die meisten technische Ausdrücke des Seewesens und des Handelsverkehrs oder Bezeichnungen für Luxusartikel, Toilettengegenstände und dergl., bei denen mit der Sache auch der Name entlehnt wurde, und diese dürfen ebensowenig als volksthümlich gelten, wie etwa bei uns die Artikelchen eines Damenboudoirs, von denen uns nur mit Hilfe eines französischen Dictionnaires eine ungefähre Vorstellung aufdämmert. Das italienische Element ist also mit dem Schwinden des italienischen Einflusses immer mehr zurück getreten und hat die äußere Gestalt der griechischen Volkssprache wenig verändert. Natürlich fallen hierbei die griechischen Dialekte, die im Süden der Halbinsel Italien selbst, in der Terra d'Otranto und bei Reggio, gesprochen werden — ich werde ihnen unten noch einige Worte widmen — aus der Betrachtung heraus; sie haben, rings umgeben von italischer Redeweise und in fortwährender Berührung mit derselben, ein massenhaftes Eindringen italienischer Vocabeln nicht abwehren können, wie ein flüchtiger Blick in die von Morosi publicirten Volkslieder dieser Gegenden zeigt, und werden wohl überhaupt nicht mehr allzu lange dem Schicksale gänzlicher Absorption widerstehen können.

Und nun die schrecklichen Slaven, die uns Fallmerayer als die eigentlichen Bewohner des heutigen Hellas vorgestellt hat. In den „Acta Sanctorum“ wird aus dem Jahre 723 berichtet, daß Seefahrer aus Sicilien über das adriatische Meer fuhren und nach der Stadt Manasia (d. i. Monemvasia oder Napoli di Malvasia) kamen, „in slavinica terra“, im slavischen Lande; und damit

ſtimmt das bekannte, zum Ueberdruß citirte Zeugniß des Conſtantinus Porphyrogenneta, daß der Peloponnes ſlaviſirt und ganz barbariſch geworden ſei. Noch im erſten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts werden Slaven unter den im Peloponnes wohnenden Völkern angeführt. Aber nicht die Griechen ſind von den Slaven aſſimilirt worden, ſondern vielmehr die Slaven ſind in der höheren Bildung der Griechen vollſtändig aufgegangen, wie die galliſchen Kelten in der römiſchen. Beweis iſt die Sprache. Der bedeutendſte jetzt lebende Kenner der ſlaviſchen Sprachen, Franz Mikloſich, hat die ſlaviſchen Elemente im Neugriechiſchen einer beſonderen Unterſuchung unterzogen (Wien 1870). Das dort gegebene Verzeichniß enthält etwa hundert Worte, die mit Sicherheit als ſlaviſche Lehnwörter anzuerkennen ſind; dabei iſt aber zu berückſichtigen, daß eine Anzahl derſelben nur aus mittelalterlichen Geſchichtsquellen genommen iſt, was für ihre lebendige Exiſtenz in der Volksſprache nichts beweiſt; und daß andere wieder durchaus nicht allgemein verbreitet ſind, ſondern nur in Gegenden gebraucht werden, wo auch heute noch Berührung zwiſchen griechiſcher und ſlaviſcher Bevölkerung ſtattfindet; bei anderen endlich iſt die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß ſie durch das Medium des Türkiſchen und Albaneſiſchen in's Griechiſche eingedrungen ſind. Man ſieht, die mit ſo viel Zuverſicht vorgetragene und mit ſoviel Zuſtimmung begrüßte Hypotheſe Fallmerayer's braucht die Sprache der heutigen Griechen nicht zu discreditiren. Wie viel oder wie wenig ſlaviſches Blut dem griechiſchen beigemiſcht ſei, wir wiſſen es nicht, und es kommt für die Beurtheilung der Sprache nicht in

Betracht, die eben so wenig slavisch ist, wie das Deutsch in Schlesien oder Pommern. In der eben erwähnten Abhandlung hat Miklosich noch ein zweites Argument Fallmerayer's zurückgewiesen. Der heutige Grieche hat keinen Infinitiv. Er kann nicht mehr sagen: ich kann arbeiten, ich will geben, sondern er bedient sich der Umschreibung: ich kann, daß ich arbeite, ich will, daß ich gebe. Auch diesen eigenthümlichen Verlust hat Fallmerayer den Slaven zur Last gelegt, denn die Bulgaren theilen denselben. Mit Recht folgert aber Miklosich aus dem Umstande, daß die Bulgaren der einzige slavische Stamm sind, dem ein Infinitiv abgeht, daß diese sowohl als die Neugriechen diese Eigenthümlichkeit einer dritten Nation entlehnt haben. Diese ist vielleicht die der Albanesen. In einem großen Theil des Landes ist die albanesische Sprache die herrschende. Albanesen bilden die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung in Attika, Megaris, Böotien und Argolis; die Inseln Hydra, Spezzia, Paros und Salamis sind ausschließlich von ihnen bewohnt; sie haben fast das ganze südliche Euböa und den nördlichen Theil der Insel Andros inne. Von Hahn (Albanesische Studien I, S. 14) glaubt ihre Gesammtzahl auf etwa 200 000 schätzen zu dürfen. Beide Sprachen haben Einfluß aufeinander ausgeübt; es möchte indeß unschwer zu beweisen sein, daß das Albanesische dem Griechischen mehr verdankt, als umgekehrt. Wenigstens steht fest, daß der Albanese, besonders der Toske, genau so denkt und spricht, wie der Neugrieche, so daß sich Redensarten und Sätze bis auf die Wortstellung genau aus dem Griechischen ins Albanesische übertragen lassen; das deutet darauf hin, daß die Ein-

wirkungen sich weiter erstrecken, als auf den bloßen Wortschatz.

Ich enthalte mich eines näheren Eingehens auf die türkischen Vocabeln, von denen die griechische Sprache naturgemäß nicht verschont geblieben ist. Auch sie haben wohl die Physiognomie derselben etwas fremdartig gemacht, ohne jedoch ihr innerstes Wesen im geringsten zu verändern. Dieses ist vielmehr durch und durch griechisch geblieben, natürlich mit den Modificationen, die eine mehr als tausendjährige Entwickelung bedingt. Ich kann mich, um diese Entwickelung verständlich zu machen, am besten auf die Analogie der romanischen Sprachen in ihrem Verhältniß zum Lateinischen berufen. Die drei Hauptmomente, welche dieselbe hier wie überhaupt bei den meisten modernen Sprachen bedingt haben, sind lautlicher Verfall, theilweise Auflösung der Flexionsformen in analytische Ausdrucksweise und Modificationen im Wortschatz. Alle drei sind auch bei der Entstehung des modernen Griechisch thätig gewesen. Dabei ist noch ein Punkt vor allen Dingen zu berücksichtigen. Es steht außer allem Zweifel, daß die romanischen Sprachen nicht anknüpfen an die Gesellschaftssprache der Salons der römischen Republik oder an die Ausdrucksweise der kaiserlichen Kanzleien, sondern daß sie hervorgewachsen sind aus dem Boden der römischen Volkssprache, die den einzelnen römischen Provinzen hauptsächlich durch das Militär vermittelt wurde, im Großen und Ganzen natürlich von vorn herein eine und dieselbe, aber im Laufe der Zeit durch mannichfache Einflüsse local gefärbt. In dieser Volkssprache waren die meisten Ansätze zu den Erscheinungen, die den romanischen Sprachen ein vom Latein so abweichendes Gepräge geben, bereits vorhanden;

Herr Schuchardt hat uns eine reichhaltige Darstellung der Lautverhältnisse dieses „Vulgärlateins“ gegeben. Für das Griechische sind wir nicht in der glücklichen Lage, die Anknüpfungspunkte an die altgriechische Volkssprache mit solcher Genauigkeit nachweisen zu können. Nachdem die Waffen Alexander's des Großen und die Monarchien, in die nach seinem Tode sein Reich zerfiel, die Herrschaft des griechischen Geistes im ganzen Osten bis an die Grenzen des Reiches der Mitte zur Anerkennung gebracht hatten, war in diesem gesammten Ländercomplex eine einzige Schrift- und Verkehrssprache zur Geltung gekommen, das sogenannte Gemeingriechisch, im Wesentlichen beruhend auf den Normen des Dialektes von Attika. Die anderen Dialekte, die früher eine selbständige, zum Theil reiche und schöne Literatur entwickelt hatten, traten zurück und verschwanden immer mehr und mehr, auch aus den öffentlichen Urkunden der einzelnen Districte. Daß sie trotzdem aber hie und da als Volkssprachen weiter gesprochen wurden, ist wahrscheinlich, überdies durch ausdrückliche Zeugnisse bis in die byzantinische Zeit hinein verbürgt; aber freilich wo und bis zu welchem Grade dies der Fall war, darüber fehlt noch jede eingehende Untersuchung. Die neugriechischen Mundarten, sowohl die auf dem Festlande wie die auf den Inseln gesprochenen, beruhen alle im wesentlichen — bis auf eine wichtige Ausnahme — auf derselben Grundlage, auf jener griechischen Gemeinsprache. Ein direktes Anknüpfen des heutigen kretischen oder cyprischen Dialektes an das Altkretische oder Altcyprische ist verfehlt. Das schließt nicht aus, daß hie und da eine vereinzelte Eigenthümlichkeit einer alten Mundart sich erhalten hat; nur muß dergleichen mit großer Vorsicht aufgesucht und be-

urtheilt werden. Man begeht in dieſer Hinſicht bis auf den heutigen Tag viele Fehler. Jene eine wichtige Ausnahme ſind die Tſakonen. Sie waren auch in den Zeiten, als Fallmerayer's Angriffe das kleine Häuflein gläubiger Hellenenfreunde bange erzittern machten, das feſte Bollwerk, das ſelbſt jener gefürchtete Gegner nicht anzugreifen wagte; es hatte ſich eine Zeit lang ein förmlicher Mythus gebildet von dieſen alten Spartanern, die in den wohlverwahrten Bergthälern des Eurotas die wilden Stürme von Jahrhunderten hatten ruhig über ihren Häuptern wegbrauſen laſſen. In der That ſind die Tſakonen ein merkwürdiger Beweis dafür, wie unter günſtigen localen Verhältniſſen ſich mitten unter wildeſter Bewegung eine Sprachinſel rein und unvermiſcht erhalten kann. Sie gehen unmittelbar zurück auf die Bewohner des alten Lakonien, deren Name doch auch wohl in dem ihrigen ſteckt. Unberührt von allen fremden Beeinfluſſungen ihres Wortſchatzes haben ſie in der Geſtaltung ihrer Laute und ihres Formenbaues eine vollſtändig eigenthümliche Entwickelung durchgemacht und dabei eine Anzahl hervorſtechender Beſonderheiten des alten doriſchen Dialektes ſo treu bewahrt, daß über ihre ethnographiſche Stellung kein Zweifel ſein kann. Ihr Gebiet wird im Norden vom Fluſſe von St. Andrea, im Oſten vom Meer, im Süden vom Gießbache von Lenidhi, im Weſten vom Malevò begrenzt.

Eine beſondere Erwähnung verdienen die griechiſchen Dialekte in Unteritalien. An den beiden äußerſten Endpunkten, welche die Halbinſel in's Meer hinausſtreckt, wohnen zwei Häuflein griechiſch redender Bevölkerung, wohl den Wenigſten bekannt von Denen, die das ſchöne Land ſonſt nach allen Richtungen hin durchſtreift haben.

Es sind in der Terra d'Otranto die Ortschaften Martano, Calimera, Castrignano, Melpignano, Corigliano, Soleto, Sternatia, Martignano und Zollino; und in Calabrien, in der Provinz Reggio, die Dörfer Bova, Condofuri, Roccaforte und Rofudi. Sie sind nicht die einzigen Griechen in Italien; bekannt ist die griechische Colonie in Venedig; weniger bekannt vielleicht die Niederlassung in Corsica, die im Jahre 1676 von einer Anzahl vor den Türken flüchtiger Mainoten gegründet worden ist. Aber von diesen beiden ist der historische Ursprung und ihr Zusammenhang mit dem Mutterlande vollständig außer Zweifel, während die Colonien in Unteritalien lange Zeit der Gegenstand der abenteuerlichsten Vermuthungen waren. Es hat sogar nicht an Solchen gefehlt, welche diese Griechen, deren Gebiet übrigens im Laufe der letzten Jahrhunderte immer mehr eingeschränkt worden ist, für unmittelbare Abkömmlinge der alten griechischen Pflanzstädte in Unteritalien hielten, die ja bekanntlich der Romanisirung sehr lange erfolgreichen Widerstand leisteten. Daran ist nicht zu denken; ihre Sprache theilt so viele Eigenthümlichkeiten mit dem übrigen Vulgärgriechischen, daß ihr Ursprung nur eine Folge von Einwanderungen im Laufe des Mittelalters sein kann. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wann diese Einwanderung stattgefunden hat, und wir sind bis jetzt zu einer völlig sicheren Entscheidung bei dem Mangel verläßlicher historischer Anhaltspunkte noch nicht gelangt. Der italienische Gelehrte, dem wir eine vortreffliche Darstellung beider Sprachgruppen verdanken, Giuseppe Morosi, setzt die Einwanderung der apulischen Griechen an's Ende des neunten Jahrhunderts, während

er für die calabrischen geneigt ist, nochmalige Zuzüge im Laufe des elften und zwölften Jahrhunderts anzunehmen; und in der That lassen sprachliche Merkmale vermuthen, daß wenigstens zwei Bevölkerungsschichten hier über einander gelagert sind, von denen eine mit den Bewohnern der griechischen Inseln im Zusammenhang zu stehen scheint.

Wie wir die gesammte Cultur der heutigen Griechen nicht direkt an die alten Hellenen, sondern zunächst nur an die Byzantiner anknüpfen dürfen, so ist dies auch mit der heutigen Vulgärsprache der Fall. Besonders sind hier nun diejenigen literarischen Produkte der byzantinischen Zeit von Interesse, welche zwar im Großen und Ganzen immer noch eine Nachahmung der alten Schriftsprache zur Schau tragen, dabei aber sich einem mehr oder minder starken Einflusse der damals gesprochenen Volkssprache nicht haben entziehen können und welche in den groben Schnitzern, die sie machen, lehrreicher sind als in ihrer affektirten Sprachrichtigkeit. Erst in jüngster Zeit hat man angefangen, diesen Sprachdenkmälern des griechischen Mittelalters die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie aus dem Staube der Bibliotheken ans Tageslicht zu ziehen. Unter den Gelehrten, welche sich dieser mühseligen Arbeit unterzogen haben, seien die Griechen Sathas und Lambros, der Deutsche Wilhelm Wagner, der Franzose Legrand mit Auszeichnung genannt. Eine große Menge Gedichte und einige prosaische Werke sind bis jetzt auf diese Weise bekannt geworden.

Sie sind wenig erquicklich, die vulgärgriechischen Gedichte, die diesen Namen zum allergrößten Theil nur ihrer gebundenen Form zu verdanken haben. Sie tragen alle den Stempel derselben jämmerlichen Mittelmäßigkeit,

welche die ganze byzantinische Geschichte vom großen Constantin bis zum Falle der Hagia Sofia charakterisirt. Bezeichnend ist für sie besonders das Metrum: ein Vers, der an ermüdender Eintönigkeit den Alexandriner womöglich noch übertrifft, der sogenannte politische (d. h. volksthümliche) Vers, eine fünfzehnsilbige jambische Zeile mit einem regelmäßigen Einschnitt in der Mitte; der alte Hexameter war unmöglich geworden mit dem Aufgeben der alten Silbenquantität. Die Stoffe sind im Wesentlichen dieselben, wie in allen mittelalterlichen Literaturen. Weitschweifige moralische Betrachtungen werden von gekrönten Häuptern mit demselben Mangel an Witz und Ueberfluß an Behagen angestellt, wie von schreiblustigen Mönchen; an Invectiven gegen geistliches und weltliches Regiment fehlt es auf beiden Seiten nicht, doch ist im Allgemeinen hier mehr Respekt vor der Kirche zu merken, als im Abendlande. Ein kleines Gedicht schildert in lebhaften Farben die Bedrängnisse eines jungen Mädchens, das aus Vermögensrücksichten einen alten Herren hat heirathen müssen; in einem anderen wird in nicht uninteressanter Weise die Unsicherheit nächtlicher Existenz in den Straßen Constantinopels gezeichnet. Auch hier müssen sich ferner antike Stoffe die Einkleidung in das Gewand mittelalterlicher Romantik gefallen lassen: eine unendlich langathmige Behandlung des trojanischen Krieges sucht die längstvergessenen Dichtungen Homers in ihrer Weise zu ersetzen. Ein weiteres Contingent liefert die historische Legende; neben mehrfachen Darstellungen der Sage von dem mit Undank belohnten und geblendeten Belisar findet sich auch hier die durch alle mittelalterlichen Literaturen verbreitete Legende von Alexander dem Großen. Einige Stücke gehören der

Thierfabel zu; es wird interessant sein, zu constatiren, ob sie östlichem oder westlichem Einfluß zu verdanken sind. Bei weitem am ausgedehntesten aber sind die Nachbildungen abendländischer Ritterromane und Erzählungen; Flor und Blancheflor, Peter von der Provence und die schöne Magellone, sowie Apollonius von Tyrus mit seiner schwer geprüften Tochter treffen wir hier als alte Bekannte wieder. Wie großer Verbreitung sich diese Volksbücher auch in der griechischen Welt erfreuten, davon legt der Umstand beredtes Zeugniß ab, daß sie zum Theil noch bis heute in der griechischen Druckerei „Phönix" in Venedig neu aufgelegt werden.

Ich bin weit davon entfernt zu glauben, daß wir in dieser im Vorigen kurz skizzirten Literatur die reine und unverfälschte Volkssprache des griechischen Mittelalters haben; vielmehr liegt uns auch hier eine mannichfach modificirte und künstlich zurecht gemachte Schriftsprache vor. Aber diese Zuthaten sind glücklicher Weise meist so plump und so leicht erkennbar, daß sie den Werth dieser Schriftdenkmäler als wesentlichste Quelle für die Erkenntniß der geschichtlichen Entwickelung des modernen Griechisch nicht beeinträchtigen können. Es wird eine Aufgabe der nächsten Zukunft sein, das hier niedergelegte Material linguistisch zu verwerthen, die einzelnen Gedichte ihren dialektischen Eigenthümlichkeiten nach zu gruppiren und diese mit den heutigen griechischen Mundarten in Contact zu bringen. Auch die Beurtheilung dieser selbst ist gegenwärtig noch großen Schwierigkeiten unterworfen. Volkslieder, dieser treueste Spiegel des Volksgeistes und der Volkssprache, sind schon seit längerer Zeit aus allen Gegenden Griechenlands gesammelt worden, aber eben auch von jedem Standpunkte

aus eher, als vom linguistischen. Schon daß sie von allen Sammlern im altgriechischen Alphabet, dessen sich ja allerdings die heutigen Griechen auch noch bedienen, aufgezeichnet worden sind, macht ihre Benutzung zum Theil recht problematisch. Denn das Neugriechische hat durch die im Leben jeder Sprache mehr oder weniger eintretende Lautverwitterung und Lautentstellung eine Anzahl neuer Laute und Lautnuancen bekommen, die sich mit den wenigen Zeichen des alten Alphabets gar nicht oder nur höchst unvollkommen ausdrücken lassen. Deutsche und italienische Gelehrte der jüngsten Zeit haben daher bei Behandlung neugriechischer Mundarten sich bereits eines allgemeinen, linguistischen Alphabets bedient, so Deffner uud Morosi in ihren Arbeiten; die griechischen Gelehrten dagegen können sich noch nicht von dem gewiß recht erklärlichen und entschuldbaren Vorurtheil los machen, daß der Gebrauch der alten Schriftzeichen für Aufzeichnungen in ihrer Sprache etwas Wesentliches sei. Da nun aber gerade die Lautverhältnisse eines der allerwichtigsten Kriterien für die Bestimmung der Verwandtschaftsverhältnisse von Dialekten sind, so ist unsere Kenntniß derselben noch sehr im Rückstand, abgesehen davon, daß das Material noch nicht aus allen Theilen Griechenlands gleichmäßig vollständig vorliegt.

Wenn man das lebhafte Interesse vergleicht, das in allen romanischen Ländern, besonders in Frankreich und Italien, der wissenschaftlichen Erforschung der eigenen Muttersprache entgegen gebracht wird, so ist es betrübend, constatiren zu müssen, daß dafür in Griechenland noch so gut wie gar nichts geschehen ist. Die ganze wissenschaftliche Entwicklung dieses Landes liegt ja freilich noch sehr in den Windeln, und speciell für linguistische Studien

ist nirgends Interesse und Verständniß zu finden. Die Philologen — und Griechenland besitzt deren einige recht tüchtige — haben die allersonderbarsten Anschauungen über die Geschichte ihrer Sprache, und ein Lehrstuhl für vergleichende Sprachwissenschaft existirt an der Universität in Athen nicht. Es giebt einen einzigen griechischen Gelehrten, welcher mit richtigem Verständniß für die in Frage kommenden Probleme Untersuchungen über neugriechische Grammatik anstellt. Das ist der junge Doktor Hatzidakis aus Kreta, der ein Schüler deutscher Sprachwissenschaft und gegenwärtig Privatdocent in Athen ist. Die Arbeiten, welche er bis jetzt veröffentlicht hat, sind ohne Ausnahme vortrefflich. Leider wird seine Arbeitskraft durch eine seiner gänzlich unwürdige Stellung an einer Volksschule mehr als gebührend in Anspruch genommen. Auch von den deutschen Forschern sind diese Studien bis jetzt in auffallender Weise vernachlässigt worden. Die Hoffnungen, welche die Wissenschaft auf Herrn Deffner gesetzt hatte, haben sich nicht erfüllt. Dieser, ein Schüler von Georg Curtius, ließ sich vor etwa zwölf Jahren in Athen nieder und seine ersten Arbeiten berechtigten zu der Erwartung, daß er uns eine wissenschaftliche Darstellung der neugriechischen Grammatik geben werde. Leider hat er in Griechenland den Zusammenhang mit der modernen Entwickelung der Linguistik gänzlich verloren und seine Darstellung der tsakonischen Lautlehre zeigt blos, daß er dieser Aufgabe nicht gewachsen ist. Herr Dr. Foy, seit einigen Jahren Erzieher in einem griechischen Hause in Konstantinopel, hat sich dort sehr hübsche praktische Kenntnisse der lebenden Mundarten angeeignet, die er hoffentlich bald in einer Darstellung der vulgärgriechischen Grammatik

zu verwerthen im Stande sein wird. Neuerdings hat sich ein Münchener Privatdocent, Herr Dr. Krumbacher, diesen Studien zugewendet und hat in einer kleinen Erstlingsarbeit tüchtige Kenntnisse und einen gesunden methodischen Sinn gezeigt. Mit Auszeichnung ist ein italienischer Gelehrter zu nennen, Professor Morosi in Florenz, ein Schüler Ascolis, welcher die griechischen Mundarten Unteritaliens in ganz vorzüglicher Weise dargestellt hat.

Man erlebt es häufig, daß Jemand, der aus niederem Stande sich in einen Platz innerhalb der höheren Gesellschaftsklassen hinaufgearbeitet hat, mit ängstlicher Sorgfalt bemüht ist, jede Erinnerung an die Vergangenheit von sich abzuthun: Genossen der Jugend werden ferngehalten, Kleidung und Auftreten mit mehr oder weniger Geschick den neuen Verhältnissen angepaßt. So geht es den Griechen mit ihrer Sprache. Die armen Volksdialekte sind bei den gebildeten Griechen in Ungnade gefallen, seit man wieder anfing, sich als selbständige Nation zu fühlen; man will die Entwickelung eines Jahrtausends wegleugnen und heute so schreiben und sprechen, wie in der Blüthezeit des alten Hellas. Ich rede von den Bestrebungen der Neugriechen, eine Literatursprache zu schaffen. Es ist das gewiß eine interne Angelegenheit der Nation, und Fremde haben kaum eine Berechtigung, hineinzureden; aber wer sich wirklich für die Zukunft des viel geprüften Volkes interessirt, der wird nicht ohne Bedauern sehen, wie man sich hier wirklich zum Theil in bedenklichen Illusionen befindet. Nimmt man eine griechische Zeitung oder gar ein wissenschaftliches Buch zur Hand, so erstaunt man über die Leichtigkeit, mit der man mit bloßer Kenntniß des Altgriechischen

lesen und verstehen kann; denn sie sind in einer Sprache geschrieben, die zwar dem Platon oder Demosthenes wenig sympathisch sein dürfte, aber doch von den Normen spätgriechischer Redeweise nicht sehr abweicht. Man hat die meisten der Eigenthümlichkeiten, die eben den Charakter des Neugriechischen wie der modernen Sprachen überhaupt bedingen, einfach nicht für existenzberechtigt erklärt und dafür ohne Weiteres die altgriechischen Formen und Ausdrucksweisen wieder eingesetzt, so daß das Ganze eine wenig anmuthende Verquickung wirklichen Lebens mit todten Stoffen darbietet. Aber durch gelehrte Gesellschaften und academische Decrete läßt sich eine historische Entwicklung nicht rückgängig machen; es ist, als wenn man bei uns den Versuch machen wollte, plötzlich mittelhochdeutsch zu schreiben und zu sprechen. Eine Schriftsprache entsteht auf andere Weise. Als Dante seinen florentinischen Heimatsdialekt zum Ausdrucke bedeutender Geistesproducte verwendete, hatte er damit den Italienern ihre Schriftsprache geschaffen; die geistige That der Luther'schen Bibelübersetzung gab uns Deutschen dasselbe Geschenk. Auch für das Griechische wird eine Literatursprache nur möglich sein auf der Basis der heutigen Volksdialekte. Ich bin eine kurze Schilderung derselben noch schuldig.

Lautlicher Verfall ist das, was sehr viele Veränderungen im Leben einer Sprache bedingt; er geht Hand in Hand mit der fortschreitenden Cultur eines Volkes, mit dem Ueberwiegen des geistigen Elementes in der Rede über das sinnliche der Laute. Auch das Griechische hat solche Veränderungen in reichem Maße erfahren. Ganz besonders ist schon frühzeitig eine weitgehende Neigung hervorgetreten, eine Anzahl früher

geſchiedener Diphthonge und Vocale in den Laut „i“ aufgehen zu laſſen; es hat dies vornehmlich zu dem weit verbreiteten Vorurtheile verleitet, das Neugriechiſche ſei eine höchſt übelklingende Sprache. Nichts iſt verkehrter, als das. Zwar iſt der Streit, ob eine Sprache wohlklingend ſei oder nicht, ein ziemlich müßiger; individuelle Sympathien und Antipathien entſcheiden hier bei den meiſten. Thatſache iſt aber, daß das Griechiſche gar nicht ſo viele „i“ hat, als man ihm aufbürdet; eine einfache Berechnung in dem erſten beſten Volksliede kann Jeden davon überzeugen, daß die verſchiedenen Vocale hier in derſelben Harmonie vertreten ſind, wie in jeder anderen Sprache. Die zahlreichen Veränderungen in der Flexion und im Wortſchatze haben das Gleichgewicht wieder hergeſtellt; denn wenn man Altgriechiſches nach der heute üblichen Ausſprache lieſt, ſo iſt allerdings der Eindruck ein wenig wohlthuender. Hier iſt ein zweiter Punkt, wo ich fürchten muß, meine griechiſchen Freunde zu verletzen. Man iſt in Griechenland ziemlich allgemein der Ueberzeugung, daß die claſſiſchen Hellenen ungefähr gerade ſo geſprochen haben, wie die heutigen Griechen die betreffenden Laute ausſprechen: αι wie ä, ει, η, οι, υ wie i, θ wie das engliſche th und ſo weiter. Man überſieht dabei, daß der Unterſchied zwiſchen der neugriechiſchen und der bei uns adoptirten Ausſprache (der ſogenannten erasmiſchen) nicht eine Frage der bloßen Ausſprache, ſondern der Lautgeſchichte iſt; daß man mit dem Zurückdatieren der heutigen Ausſprache in die Zeiten des Perikles Das für's Griechiſche leugnet, was man für alle anderen modernen Sprachen zugeben muß. Auch unſere Ausſprache des Griechiſchen iſt in einigen Punkten nachweisbar falſch; der Lautwerth der Schrift-

zeichen einer längst vergangenen Sprache wird sich immer nur mit annähernder Richtigkeit bestimmen lassen; aber das ist unumstößlich sicher, daß die heutigen griechischen Laute sich zu verschiedenen Zeiten, in einer Landschaft früher als in der anderen, aus den ursprünglichen entwickelt haben — unsere Sprachwissenschaft hat den Beweis dafür längst angetreten.

Das Zweite, was die neueren Sprachen im Verhältniß zu ihren älteren Vorstufen charakterisirt, ist der Uebergang von synthetischer zu analytischer Ausdrucksweise. Wo dem Römer donavi genügte, sagt der Franzose j'ai donné, d. i. eigentlich: ego habeo donatum; die Stelle des lateinischen Genitiv patris vertritt im Italienischen del padre, entstanden aus: de illo patre. Es liegt auf der Hand, daß diese Umschreibungen, zum Theil auch durch Lautzerstörung und dadurch eintretendes Zusammenfallen ursprünglich verschiedener Formen, die nun wieder differenzirt werden mußten, hervorgerufen, den Charakter der romanischen Sprachen wesentlich bedingen. Im Neugriechischen ist es nicht anders. Die Declination enthält sich zwar der präpositionalen Umschreibungen, hat aber dafür den Dativ und den ganzen Dual verloren und die alten Declinationsarten auf zwei reducirt; tiefer eingreifend sind die Veränderungen im Bau des Verbums, wo nicht nur Futurum, Plusquamperfektum und Conditionalis durch dem Romanischen ganz analoge Umschreibungen ausgedrückt werden, sondern auch, wie ich schon oben bemerkte, der ganze Infinitiv verloren gegangen ist. Da das Gefüge der Syntax wesentlich auf dem Verbum beruht, so war damit auch für diese eine Quelle wichtiger Veränderungen gegeben. Das dritte endlich ist die theilweise Umgestaltung des

Wortschatzes. Einsilbige Wörter, die überdies durch die eingetretenen Lautwechsel noch unbedeutender geworden waren, sind aufgegeben; der auch in den romanischen und slavischen Sprachen stark hervortretende Zug zur Diminutivbildung hat bedeutender noch im Griechischen gewirkt; so sind viele Vocabeln, die in der Volkssprache längst schon neben den Ausdrücken gebildeter Rede im Gebrauch waren, wirklich zur alleinigen Herrschaft gelangt. Wie die romanischen Wörter für Pferd, Feuer, Tag nicht auf equus, ignis, dies zurückgehen, sondern auf die vulgären Bezeichnungen caballus (cheval), focus (feu), diurnum (jour), so sagt der moderne Grieche nicht mehr ἵππος sondern ἄλογον (eigentlich das Thier überhaupt), nicht ὕδωρ, sondern νερόν (das Feuchte), nicht οἶνος, sondern κρασί (das Gemischte). Hier ist der Punkt, wo auch die classische Philologie Grund hat, sich für die neugriechischen Studien zu interessiren; denn manches gute alte Wort, von dem wir sonst keine Kunde hätten, hat der Volksmund aus den Tagen des antiken Hellas treu bewahrt.

Mir kommt vor, wir Deutschen könnten uns etwas mehr um die neugriechische Sprache kümmern, als es bisher geschehen ist. Es liegt mir fern, etwa den Bestrebungen das Wort reden zu wollen, welche wohl hie und da aufgetreten sind mit dem Anspruch, die heute in Griechenland geltende Aussprache des Griechischen in unseren Schulen für die Aussprache des Altgriechischen einzuführen. Das ist wissenschaftlich sicherlich falsch und darum nach meiner Ansicht auch pädagogisch nicht richtig. Aber es wäre doch vielleicht möglich, unsere Jugend wenigstens auf die bescheidene Existenz des Neugriechischen aufmerksam zu machen. Jeder Gebildete hat eine Vor-

stellung davon, was in Frankreich, in Schweden, in Rußland für Sprachen gesprochen werden; seine Unkenntniß dieses Punktes in Bezug auf Griechenland einzugestehen scheut sich niemand. Für Jemand, der sein Griechisch auf dem Gymnasium gelernt hat, ist es eine verhältnißmäßig geringe Mühe, sich die Kenntniß des heutigen Griechisch zu erwerben. Die Literatur Neugriechenlands besitzt zwar nichts Bedeutendes, aber viel Achtungswerthes, Anmuthiges und Liebenswürdiges. Reisen nach Griechenland gehören längst nicht mehr zu den seltenen, nur von Forschern unternommenen Expeditionen, und sie werden, wie es scheint, in nicht allzu ferner Zeit durch Eisenbahnanschlüsse noch mehr erleichtert sein. Die vielen ungünstigen Urtheile, welche man selbst von ernsteren Reisenden immer noch über Griechenland und griechische Zustände hören kann, werden sich einschränken oder aufhören, wenn sich diese Leute die Mühe nicht verdrießen lassen, ein bischen Griechisch zu lernen, bevor sie das Land besuchen. Denn nur, wer mit dem Volke spricht, findet einen Weg zu seinem Herzen.

V.

Constantin Sathas und die Slavenfrage in Griechenland.

Noch vor wenigen Jahren hätte derjenige, der von mittelgriechischer Philologie hätte sprechen wollen, Mühe gehabt, diesen Ausdruck zu begründen. Zwar gehört die gesammte byzantinische Literatur der Zeit nach in die Periode, welche wir mit dem Namen Mittelalter zu bezeichnen pflegen; allein sie ist durch die Stoffe und durch die Form so eng mit der altclassischen Literatur der Hellenen verknüpft, daß sowohl das capriciöse Werk Bernhardy's als die kritiklose Compilation Nicolai's sie im Zusammenhang mit dieser behandelt haben. Und mit Recht. Der Begriff des Mittelalters muß für den südöstlichen Theil unseres Erdtheils anders begrenzt werden als für den Westen. Wenn hier der Zusammenbruch des römischen Reiches in Italien und die sich an die Völkerwanderung anschließenden neuen Staatenbildungen einen bedeutsamen Abschnitt in der Geschichte bezeichnen, so darf nicht vergessen werden, daß im Osten die Agonie des byzantinischen Reiches um tausend Jahre länger dauerte, ein Zeitraum, der ausgefüllt ist durch einen fortgesetzten Kampf ums Dasein gegen slavische und tatarische Einfälle, die zu wiederholtenmalen das unglückliche Reich vom Norden und vom Osten her überflutheten und die Reste der alten Cultur in diesen Gegenden dauernder und energischer

vernichteten, als es den Germanen im Westen möglich gewesen ist. Erst mit dem Falle Konstantinopels durch Mohammed II. beginnt hier etwas wesentlich Neues, für das griechische Volk und die griechische Literatur eine Zeit, die man nach ihren hauptsächlichsten symptomatischen Erscheinungen wohl mit dem Namen des griechischen Mittelalters bezeichnen kann. Sie geht erst dann zu Ende, als die letzten Wellen der im Westen im Anfang des 18. Jahrhunderts beginnenden Bewegung Griechenland erreichten, als Rhigas die Marseillaise gräcisirte und die Geheimbünde den Befreiungskampf gegen die Türken vorbereiteten.

Um dieselbe Zeit beginnen auch die von Korais geförderten Versuche für die griechische Literatur eine moderne Schriftsprache zu schaffen. Bis dahin hatte man in einem Jargon geschrieben, besonders gedichtet, der je nach der größeren oder geringeren Bildung der Autoren haltlos hin und her schwankte zwischen engerer Anlehnung an das classische Griechisch in seiner byzantinischen Mumificirung und zwischen der Aufnahme zahlreicher Vulgarismen und Italianismen oder Gallicismen. Bis ins 12. Jahrhundert hinauf lassen sich solche Schriftwerke nachweisen, diese Zeit gewinnen wir also als die andere Grenze derjenigen Periode, die wir als die der mittelgriechischen Sprache und Literatur bezeichnen dürfen. Bis vor nicht gar langer Zeit war nur sehr wenig von dieser Literatur bekannt, dieses wenige meist durch den verstorbenen Göttinger Ellissen. Um so lebhafter ist in jüngster Zeit die Publikation auf diesem Gebiete geworden. Man ist beinahe schon versucht, über ein Zuviel zu klagen. Aber freilich, wer wird es den Griechen verdenken dürfen, wenn sie aus der langen Periode ge-

waltsamster Fremdherrschaft möglichst viele Werke ans Licht zu ziehen trachten, die zwar mit den Meisterwerken ihrer großen Vorzeit keinen Vergleich auszuhalten im Stande sind, aber doch von dem Fortbestehen geistigen Lebens in gewissen Kreisen und gewissen Gegenden ein immerhin nicht unrühmliches Zeugniß ablegen? Ich habe oben eine kurze Charakteristik dieser Literatur gegeben.*) Für denjenigen, der es einmal unternehmen wird, eine wissenschaftliche Darstellung der neugriechischen Sprache zu schreiben und ihre historische Entwickelung aus dem Altgriechischen klarzulegen, enthalten die mittelgriechischen Producte besonders in lexikalischer Beziehung sehr viel des Interessanten und Merkwürdigen, trotzdem daß sie keinen Anspruch darauf machen dürfen, eine jemals so wirklich gesprochene Sprache zu bieten. Und dem vergleichenden Literarhistoriker kann es nicht unerwünscht sein, zahlreichen abendländischen Stoffen hier in neuer Verkleidung zu begegnen. Man kann es freilich beklagen, daß der poetische Werth aller dieser Machwerke kein höherer ist; aber man darf dem gegenüber daran erinnern, wie viele trostlose Dinge die mittelhochdeutsche Philologie ans Licht gezogen hat und mit großem Aufwande von Fleiß und manchmal auch von Scharfsinn immer wieder aufs neue unter die Loupe legt, um noch einen übersehenen Schreibfehler zu entdecken; oder wie jämmerlich häufig die altfranzösischen Texte sind, mit deren Herausgabe sich die jungen Romanisten faute de mieux ihre Sporen verdienen.

Seit dem Tode Wilhelm Wagners ist der rüstigste unter den Arbeitern auf dem Felde mittel- und neugrie-

*) S. 106 ff.

chischer Literaturgeschichte Constantin Sathas. An unverdrossener Arbeitslust und Arbeitskraft kommt ihm unter den modernen Hellenen keiner gleich, wenige wohl an hingebender patriotischer Begeisterung für die Vorzeit seines Volkes. Frühzeitig zu massenhafter Produktion gedrängt, hat er früher manches gearbeitet, was strengerer Kritik nicht Stand hält; jetzt, wo seine wissenschaftliche Methode abgeklärt und gereift ist, darf er auf einen ehrenvollen Platz in der europäischen Gelehrtenwelt Anspruch machen. Einige biographische Notizen über ihn werden erwünscht sein; ich verdanke sie seiner eigenen freundschaftlichen Mittheilung.

Constantin Sathas ist geboren im Jahre 1842 zu Galaxidi, einer lokrischen Stadt, die auf der Stelle des alten Diantheia steht, von der uns ein in der merkwürdigen heimischen Mundart geschriebener Bündnißvertrag mit einer Nachbarstadt auf einer Bronzetafel erhalten ist. Angespornt durch das Beispiel seiner Verwandten mütterlicherseits, die alle hervorragende Aerzte waren, wollte er anfänglich denselben Berufszweig ergreifen und ließ sich in Folge dessen bei der medicinischen Facultät der Universität Athen inscribiren. Es zeigte sich indessen bald, daß die wirkliche Neigung den jungen Mann zu einem anderen Forschungsgebiete hinzog. Im Jahre 1865 veröffentlichte Sathas eine kleine Chronik, die er in Galaxidi gefunden hatte. Der Text derselben bietet nur ein höchst mäßiges Interesse, aber die lange Einleitung, die der Herausgeber hinzufügte, verlieh der Publikation eine weit über den Werth der Urkunde selber hinausgehende Bedeutung und zeigte vor allem, daß der junge Student eine ausgeprägte Begabung für historische Forschung besaß. Durch diese Arbeit zog Sathas unter anderen auch

die Aufmerksamkeit von Constantin Lombardos auf sich, einem der bedeutendsten Redner und Staatsmänner Griechenlands, der damals Unterrichtsminister war. Ihm gelang es, Sathas zu bestimmen, die Medicin zu Gunsten der Geschichte aufzugeben, wie er selbst früher dieselbe Wissenschaft der Politik geopfert hatte. Zugleich vertraute er seinem Schützling eine wissenschaftliche Mission an, die Durchforschung der Archive der Jonischen Inseln und der Klosterbibliotheken des Festlandes von Griechenland. Als Ergebniß derselben erschienen 1867 in Athen die Anecdota graeca in zwei Bänden, zu deren Publikation das griechische Parlament die Summe von 5000 Drachmen bewilligt hatte. In demselben Jahre stellte die Universität in Athen eine Preisaufgabe, deren Thema eine Darstellung des geistigen Lebens in Griechenland vom Falle Konstantinopels bis zum Jahre 1821 war. Sathas gewann den Preis mit einem umfangreichen Werke, von dem ein Theil 1868 in Athen unter dem Titel *Νεοελληνικὴ φιλολογία* publicirt wurde. Es enthält Biographien aller in dem Zeitraum von 1453—1821 literarisch thätigen Griechen und ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für jede Darstellung neugriechischer Literaturgeschichte. Ein Supplement behandelt die Geschichte der Frage nach der Entstehung der neugriechischen Sprache (Athen 1869). Bald folgten drei weitere dicke Bände: die Geschichte Griechenlands unter der osmanischen Herrschaft (Athen 1869), historische Abhandlungen (1870) und die Geschichte des Patriarchats von Konstantinopel im sechzehnten Jahrhundert (Athen 1870), abgesehen von einer Anzahl kleinerer Publikationen über griechische Geschichte im Mittelalter aus denselben Jahren.

Der griechische Unterrichtsminister durfte mit dem

Fleiß und der Ausdauer seines Schützlings wohl zufrieden sein, und die wissenschaftliche Welt hat alle Veranlassung, ihm dafür dankbar zu sein, daß er dieses bedeutende Talent entdeckt und gefördert hat. Der wichtigere und reifere Theil von Sathas' Thätigkeit beginnt mit dem Jahre 1870, wo er sich, wiederum im Auftrage der Regierung, zur Durchforschung der italienischen Bibliotheken und Archive nach dem westlichen Europa begab. Es ist staunenswerth, was er in diesen letzten vierzehn Jahren abgeschrieben, publicirt und zur Publikation vorbereitet hat. Zunächst ist hier zu nennen die „Griechische Bibliothek des Mittelalters," von welcher sechs Bände erschienen sind, gewissermaßen eine Ergänzung zu der Bonner Ausgabe der Byzantiner. Der erste Band enthält byzantinische Chroniken, der dritte spätere Chronographen, der vierte und fünfte Schriften des Michail Psellos. Von hervorragender linguistischer Bedeutung sind der zweite und der sechste Band, welche uns mit dem im Mittelalter auf der Insel Cypern gesprochenen Dialekt bekannt machen. Im zweiten werden zwei die Geschichte des Königreichs Cypern bis zum Aufhören seiner Selbständigkeit behandelnde Chroniken zum erstenmal nach zwei Handschriften der Marcus-Bibliothek mitgetheilt, die im Dialekt der Insel selbst abgefaßt sind. Die ältere, deren Verfasser Leontios Machäras ist, umfaßt die Zeit von der Colonisation der Insel unter Constantin dem Großen bis 1432 und ist in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts geschrieben; das Chronikon des Georgios Bustron setzt den Machäras bis zum Jahre 1501 fort, ist also im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entstanden und im ganzen weniger weitschweifig und leichter verständlich.

Auf einer älteren Stufe zeigen uns den cyprischen Dialekt die Assisen des Königreichs Cypern, die im sechsten Bande mit einer werthvollen Einleitung von Sathas aus zwei Handschriften der Pariser Nationalbibliothek publicirt sind. Jene Ausgabe des Machäras stützte sich einzig und allein auf eine Handschrift der Marciana. Später hat Hr. Sathas eine zweite Handschrift des Werkes, welche der Bodlejana in Oxford gehört, benutzen können, und war in Folge dessen in der Lage in einer neuen in Gemeinschaft mit dem französischen Philologen Miller veranstalteten Ausgabe einen bei weitem besseren und kritisch gesichteteren Text zu geben. Beide Handschriften sind allerdings durch Willkürlichkeiten ihrer Schreiber in Hinzufügungen und Weglassungen arg entstellt, wie in noch höherem Grade die venezianische Uebersetzung des Machäras von Diomede Strambaldi; der Schreiber des Oxforder Manuscripts ist sogar so weit gegangen, den Namen des armen Machäras selbst, wo derselbe von sich erzählt, zu unterdrücken Daher haben die Herausgeber die venezianische Handschrift zu Grunde gelegt, dieselbe aus der Oxforder ergänzt und die Varianten der letzteren unter den Text gesetzt. Auch die Uebersetzung Strambaldi's ist, wo es angezeigt schien, nach einem Manuscript der Bibliothèque nationale in Paris angeführt. Haben wir auch auf diese Weise nicht den ursprünglichen Text des Chronisten gewonnen, so doch jedenfalls einen möglichst vollständigen und lesbaren. Dankenswerthe Zugaben sind ein Glossar und die Reproduction einer alten Karte von Cypern aus dem 16. Jahrhundert im ersten, ein Verzeichniß der Eigennamen im zweiten Bande.

Bei dem wahrscheinlichen Untergange der Chroniken

der meisten griechischen Städte und Inseln in Folge der türkischen Invasion beansprucht das Werk des Machäras eine um so höhere Bedeutung für die gleichzeitige Geschichte der Insel Cypern. Es ist nur ein Glied aus einer Reihe von ähnlichen Darstellungen, die des Machäras Vorgänger und Nachfolger verfaßt haben. Wir kennen seinen Fortsetzer, Georgios Bustron, der von Hrn. Sathas in der ersten Ausgabe des Machäras mit herausgegeben wurde; aber Machäras selbst verweist am Anfange seines Werkes auf eine andere Chronik, welche die Türkenkriege Königs Hugo IV. (1324—1359) erzählte. Er selbst beginnt mit der Thronbesteigung des Königs Peter I. und schließt mit dem Jahre 1458; doch ist der Schluß vielleicht von anderer Hand hinzugefügt, da es nicht sicher ist, daß Machäras so lange gelebt hat. Einen großen Theil der erzählten Ereignisse hat der Autor selber mit erlebt, außerdem standen ihm ohne Zweifel officielle Actenstücke zu Gebote. Die Darstellung ist eine ungemein einfache und wohlthuend natürliche, von oft herodotischer Naivetät; die Sprache das barbarischste Griechisch, das wohl jemals geschrieben worden ist. Machäras kann nicht als reine Quelle des cyprischen Dialekts im Mittelalter betrachtet werden; die Assisen des Königreichs Cypern im sechsten Bande der *Μεσαιωνικὴ βιβλιοθήκη* sind dafür viel mehr zu verwerthen. Die Bevölkerung Cyperns war schon vor der Eroberung durch die Lusignan zweisprachig, Griechisch und Syrisch war unerläßlich; nach der fränkischen Invasion kam das Französische hinzu, natürlich nicht zum Heile der griechischen Mundart. Das Werk des Machäras wimmelt von romanischen Fremdwörtern; die im Griechischen selbst vorkommenden Barbarismen, besonders die voll-

ständige Destruction der Syntax, ist auf Rechnung des Syrischen zu setzen, wie mir scheint. Jedenfalls kann ich von einem Einfluß des Albanesischen auf die Sprache der cyprischen Chronik, wie ihn Herr Sathas in der Einleitung nicht unwahrscheinlich findet, nichts entdecken. Es würde aber trotzdem erfreulich sein, wenn ein junger griechischer Gelehrter, der von Herrn Sathas gegebenen Anregung folgend, den Einfluß des Albanesischen auf das Neugriechische zu ergründen strebte. Ich habe bisher nur den umgekehrten constatiren können.

Am Schlusse des ersten Bandes theilen die Herausgeber die beiden Versionen des cyprischen Volksliedes von der Arodaphnusa mit, die in der Sammlung des Herrn Sakellarios, *τὰ Κυπριακά*, Band III, stehen. Das Lied ist durch seine Beziehung zu einem in der Chronik des Mâchäras enthaltenen Vorgange der cyprischen Geschichte oder besser chronique scandaleuse interessant; es mag demnach aus sehr alter Zeit stammen und ist ein neues Beispiel davon, wie historische Ereignisse im Munde des singenden Volkes umgeformt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden. König Peter I. von Cypern hatte zwar seine Gemahlin so gern, daß er auf Reisen ihr Hemd mit sich führte und des Nachts in seine Arme nahm; das hinderte ihn aber nicht, auch auf Seitenpfaden der Liebe zu wandeln, und so weiß der Chronist besonders von drei seiner Liebschaften zu berichten. Eine seiner Maitressen, eine gewisse Jeanne l'Aleman, wurde in seiner Abwesenheit von seiner Frau in den Palast gerufen, dort grausam gequält, ins Gefängniß geworfen und schließlich in ein Kloster gesperrt, aus dem sie erst der König bei seiner Rückkehr befreite. Das Volkslied aber weiß zu berichten, daß Arodaphnusa

von der Königin getödtet wird, die dann ihrerseits der Strafe des Königs nicht entgeht. Nur die erste der beiden Versionen scheint mir ein echtes Volkslied zu sein, die zweite, längere, vielmehr eine bänkelsängerartige, gereimte Verwässerung des Stoffes. Herr Gidel hat in seinen „Nouvelles études sur la littérature grecque moderne", Paris 1878, S. 445 ff., das Lied behandelt; schon vor ihm aber hatte Herr Felix Liebrecht im zweiten Bande des Archivs für Literaturgeschichte („Zur Volkskunde", S. 170) auf die zu Grunde liegende historische Thatsache hingewiesen.

Ich wende mich zu den jüngsten Werken von Sathas, um dieselben etwas eingehender zu behandeln. Im Jahre 1879 erschien in Venedig unter dem Titel „Kretisches Theater" eine Sammlung dramatischer Erzeugnisse des griechischen Mittelalters, die auf der Insel Kreta entstanden sind. Die Einleitung zu dieser Sammlung ist so umfangreich ausgefallen, daß Sathas einen besonderen Band mit ihr ausfüllen konnte. Während dasjenige, was hier über die Zusammenhänge des byzantinischen Theaters mit der Entwicklung des abendländischen Schauspiels vorgetragen wird, wohl auf den Widerspruch der meisten Literarhistoriker stoßen dürfte, ist die nach gedruckten und ungedruckten Quellen gegebene Darstellung der byzantinischen Theaterverhältnisse selbst von hoher Bedeutung. Von Producten mittelgriechischer Dramatiker in der Vulgärsprache war bisher nur eines bekannt, die auch in Sathas' Sammlung enthaltene Erophile des kretischen Dichters Georgios Chortazis, namentlich seitdem Konrad Bursian sie zum Gegenstand einer besonderen literargeschichtlichen Studie gemacht hatte. Der Wißbegierige findet in derselben eine ausführliche Analyse

des Dramas und außerdem den Nachweis, daß dasselbe im Großen und Ganzen die Nachahmung einer in ihrer Zeit und noch lange nachher sehr berühmten italienischen Schauertragödie ist, der Orbecche des Giraldi. Obwohl indessen diese Nachahmung mitunter bis zur mehr oder minder freien Uebersetzung einzelner Stellen sich versteigt, ging doch aus einer genauen Vergleichung beider Stücke hervor, daß dieselbe in Bezug auf den scenischen Aufbau des Ganzen und die Motivirung der Situationen keineswegs eine sclavische gewesen ist. Der kretische Dichter hat ohne allen Zweifel weit mehr künstlerischen Tact besessen als sein italienischer Vorgänger, während dieser ihm in dem energischeren Hervorkehren der speciell dramatischen Momente des Stoffes überlegen ist. Bei Giraldi dauert das heimliche Verhältniß der Königstochter mit ihrem Geliebten bereits vier Jahre, und zwei Kinder sind als eine schwer zu verheimlichende Frucht desselben vorhanden; als nun der Vater hinter die ganze Geschichte kommt, schlachtet er höchst eigenhändig nicht nur den Liebhaber seiner Tochter, sondern auch die beiden Kleinen ab und präsentirt der Prinzessin in verdeckten Schüsseln die Ueberreste. Diese zieht aus den Körpern der Kinder die Messer heraus, bringt damit zunächst ihren Vater um, dem sie Kopf und Hände abschneidet, und stößt sich schließlich das eine der Messer selbst ins Herz. Im Vergleich zu diesem fürchterlichen fünffachen Blutbade geht es in der Erophile weit menschlicher zu; Kinder sind hier nicht vorhanden, können also auch nicht umgebracht werden, und auch der Vatermord wird uns erspart; nach Erophile's Selbstmord wird der König von ihren entrüsteten Palastdamen getödtet.

Indessen diese mildere Auffassungsweise ist doch wohl

nicht einer Anwandlung von althelleniſcher σωφροσύνη bei unſerem griechiſchen Dichter zuzuſchreiben, ſondern erklärt ſich höchſtwahrſcheinlich aus der Contamination zweier ihm vorliegenden Stücke, nämlich außer Giraldi's Orbecche noch der Tragödie Filoſtrato e Pamfila des Antonia da Piſtoja (1508), auf welche Sathas aufmerkſam gemacht hat. Die Fabel iſt eine der Orbecche und der Erophile ſehr verwandte. Am Hofe des Königs Demetrius von Theben wurde ein gewiſſer Philoſtratus aufgezogen, vom König und von all den Seinigen ſehr geſchätzt, am meiſten von des Königs einzigem Töchterlein Pamphile. Sie wird von ihrem Vater, während ſie die von ihm proponirte Vermählung mit einem Großen des Reiches immer hinauszuſchieben weiß, bei einem nächtlichen Stelldichein in den Armen ihres Geliebten ertappt. Der Vater ſtellt ſich, als ob er den Thränen und Bitten ſeiner Tochter, ihr den Philoſtratus zum Gemahl zu geben, willfahren wolle, läßt denſelben aber in einem unterirdiſchen Gemache (daſſelbe figurirt auch in den beiden anderen Stücken) tödten und bringt das Herz des Todten in einem Korbe der Tochter, die ſich bei dieſem ſchrecklichen Anblicke ſelbſt umbringt. Sathas macht bloß auf die allgemeine Uebereinſtimmung der Fabel aufmerkſam; aber es iſt gewiß, daß auch in einzelnen Zügen der kretiſche Dichter den Filoſtrato nachgeahmt hat. Auf das Fehlen der Kinder iſt bereits hingewieſen; ferner überraſcht in der Erophile der König ſelbſt das Liebespaar, das iſt ebenfalls aus dem Stück des Antonio entnommen, in der Orbecche bekommt der König durch die Kammerfrau ſeiner Tochter Kunde von der Sache. Der Stoff der Tragödie des Antonio von Piſtoja ſtammt übrigens aus einer bekannten Novelle des Boccaccio

(IV, 1); Giraldi hat den Stoff seiner Orbecche mit geringen Abweichungen auch in seiner Novellensammlung (gli Ecatommiti II, 2) behandelt, wie Bursian auf Grund der Namen vermuthet, zunächst nach einer orientalischen Quelle. Beides sind offenbar nur verschiedene Metamorphosen derselben alten Novelle, deren Hauptmotiv, das Ueberreichen der Glieder und des Herzens des getödteten Geliebten, mehrfach wiederkehrt; die Verwendung der Kinder in dem Stoffe der Orbecche erhöht die Aehnlichkeit mit den verwandten Erzählungen von den aus Rache zur Speise vorgesetzten Kindern, wie sie schon im Thyestes- und im Philomela-Mythus vorkommen.

Georgios Chortazis war aber überhaupt belesener, als ihm Bursian zugetraut hat, der nur Bekanntschaft mit der Antigone des Sophokles zugeben will. Aus dieser soll der berühmte Chorgesang an „Eros, den Allsieger im Kampf" am Ende des ersten Actes paraphrasirt sein. Nach meiner Meinung schwerlich. Den Worten bei Sophokles „O Eros — der Nachts auf schlummernder Jungfrauen zartblühenden Wangen webet," entspricht wohl ungefähr das ausgeführte Bild (im Original Terzinen):

„Dein Thron ist aufgerichtet auf den Augen
Der Frau'n, auf ihren Wangen, weiß wie Schnee,
Ist unbezwinglich deine Macht verschanzt;
Und auf den goldnen Flechten ihres Haars,
Auf ihrem frischen, silberweißen Busen
Und auf den lieblichen Korallenlippen
Flatterst du Tag für Tag umher" —

aber das ist auch alles. Eher könnte man mit Sathas Kenntniß und Nachahmung einer Stelle des spätgriechischen Dichters Oppianos annehmen. Bedeutend wahrscheinlicher aber ist es mir, daß auch diese Stelle irgend

einem italieniſchen Dichter der damaligen Zeit entnommen ſei, die ja Reminiſcenzen an claſſiſche Stellen und breite Ausführungen derſelben in hohem Grade liebten. Der Chorgeſang am Ende des zweiten Actes der Erophile, wo das Glück des goldenen Zeitalters beſungen wird, iſt nicht gemacht worden ohne Kenntniß des wunderſchönen Chors aus Taſſo's Aminta O bella età dell' oro; dort wie hier wird das S'ei piace, ei lice geprieſen, dort wie hier verwünſcht

„Quell' idolo d'errori, idol d'inganno,
Quel che dal volgo insano
Onor poscia fu detto" —

Der Grieche ſagt *περηφανία* (Hoffart) dafür. Frappant iſt auch, worauf Sathas hinweiſt, die Uebereinſtimmung des Schluß-Chors im vierten Act mit einem Chor aus der Sofonisba des Triſſino, die der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts angehört. Dagegen erſcheinen mir die von Sathas hervorgehobenen Uebereinſtimmungen mit der Fedra eines gewiſſen aus Kreta gebürtigen Francesco Bozza als zufällige, da ſie ſich faſt nur auf ganz naheliegende Gedanken und Phraſen erſtrecken. Ein derartiges, nach unſeren Begriffen höchſt eigenthümliches Umgehen mit dem geiſtigen Eigenthum anderer war damals etwas ganz gewöhnliches; die Italiener plünderten einander mit beneidenswerther Unverfrorenheit, und Ongaro, deſſen Alceo weiter nichts als der ins Fiſcherleben verpflanzte Aminta iſt, genießt nichtsdeſtoweniger den Ruhm mit dieſem „gebadeten Aminta" die favola pescatoria geſchaffen zu haben. Für einen griechiſchen Dichter der damaligen Zeit gab es noch eine ſpecielle Entſchuldigung, die Sathas in die folgenden hübſchen Worte gekleidet hat: „Die Dichter Griechenlands, das

seinen früheren Reichthum ganz eingebüßt hatte und so sehr arm geworden war, entlehnten mit einem gewissen Recht einen geringen Theil des Pfundes ihrer Vorfahren, das in den Händen glücklicherer Nachfolger so reiche Zinsen getragen hatte und die Grundlage ihres geistigen Reichthums geworden war."

Die Erophile ist besonders wegen ihres großen Reichthums an Sentenzen, die freilich nicht selten bedenklich an Gemeinplätze streifen, ein Lieblingsgedicht des griechischen Volkes geworden, und viele Zeilen desselben leben noch heut in dessen Munde, gerade wie Verse aus dem kretischen Rittergedicht Erotokritos. Eine kritische Ausgabe des letzteren vermissen wir noch immer; für die Erophile hat Sathas den ersten Versuch zu einer solchen gemacht, die über die von Gradenigo im Jahre 1676 besorgte Recension hinausgeht. Zu bessern bleibt freilich auch hier noch manches. Der Dichter selbst hat höchst wahrscheinlich keine Originalausgabe veranstaltet; die erste Ausgabe, von der wir Kunde haben, ist eine 1637 erschienene Verballhornung des Originals, in welcher der kretische Dialekt durch das gewöhnliche Vulgärgriechisch ersetzt ist. Entstanden ist das Werk wohl am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, jedenfalls nach 1581; in diesem Jahr ist das „Befreite Jerusalem" zuerst vollständig erschienen, aus dem der Stoff von Rinaldo und Armida in den nach altitalienischer Weise der Erophile eingefügten Intermedien entnommen ist.

Ueber die anderen drei in dem Band enthaltenen Stücke kann ich mich kürzer fassen. Sie stehen an poetischem Werthe weit hinter der Erophile zurück und sind ebenfalls sammt und sonders unter italienischem Einfluß gearbeitet. Erhalten sind sie in einer zu den Codices

Naniani gehörigen Handschrift der Marcus-Bibliothek. Das erste, ein Schauerdrama im crassesten Styl, welches das tragische Ende des Kaisers Zeno behandelt, ist nichts weiter als die frostige Nachahmung, meistens sogar wörtliche Uebersetzung der im Jahre 1678 in Rom erschienenen lateinischen Tragödie Zeno des englischen Jesuiten Joseph Simon: das werthlose Machwerk ist unter den Händen des unbekannten kretischen Uebersetzers nicht bedeutender geworden. Der Stathis, eine Komödie in drei Acten mit zwei Intermedien, ist nach der üblichen altitalienischen Lustspielschablone gemacht; der Name Bravo eines großsprecherischen Bramarbas, der Dottore, der pedantische Schulmeister, der Lateinisch und Italienisch in seine Reden mengt, sprechen deutlich dafür. Wieweit die Nachahmung der von Sathas als nächstes Vorbild angegebenen Komödie Fedele von Luigi Pasqualigo (Venedig 1576) geht, kann ich nicht beurtheilen, da ich dieselbe nicht kenne; weder Tiraboschi noch Klein geben irgend eine Kunde von diesem Poeten. Der Gyparis endlich verdankt seine Existenz den italienischen Schäferspielen, die ja alle im Gange der dürftigen Handlung mehr oder minder einander ähnlich sind. Natürlich ist besonders der Aminta, noch mehr der Alceo des Ongaro ausgebeutet, außerdem mehrfach ein wenig bekanntes Stück eines gebornen Candioten Antonio Pandimo L'amorosa fede (Venedig 1620), der selbst wieder seinerseits mit dem unbefangensten Eklekticismus seine Vorgänger abgeschrieben und unter anderem den Chor über das goldene Zeitalter aus dem Aminta seinem Stück fast ganz unverändert einverleibt hat. Wer die bei Sathas mitgetheilten Stellen aus der Amorosa fede mit denen des Gyparis vergleicht, muß erkennen, daß die letzteren nur

eine meist erweiternde und ausführende Paraphrase der italienischen sind, und darum kann ich die Ansicht des Herausgebers nicht theilen, daß das italienische Stück durch das griechische oder durch eine ältere, ebenfalls griechische Vorlage desselben beeinflußt sei. Die Namen des kretischen Stückes sind durchaus griechische.

Noch ist die „Bibliothek des griechischen Mittelalters" nicht vollendet, und schon hat der unermüdliche Sathas die Herausgabe eines neuen, nicht weniger umfangreich angelegten historischen Quellenwerkes begonnen, von welchem vier Bände in höchst splendider Ausstattung bei Maisonneuve in Paris erschienen sind: die Documents inédits relatifs à l'histoire de la Grèce au moyen âge publiés sous les auspices de la chambre des députés de Grèce, sind auf zehn Bände in zwei Serien berechnet; die erste derselben soll Documente aus venezianischen Archiven enthalten, die zweite sämmtliche in griechischer Sprache geschriebenen Urkunden über die Geschichte des eigentlichen Griechenland aus der Zeit von der Einführung des Christenthums bis zum vierten Kreuzzuge. Wenn das Ganze in dem Sinne vollendet wird, in dem es begonnen ward, so wird es ein würdiges Seitenstück sein zu den bekannten großen Quellensammlungen über deutsche und französische Geschichte; und die Griechen dürfen darauf mit Recht stolz sein, daß sich endlich in ihrer Mitte ein Mann gefunden hat, um die früher ausschließlich von fremden Gelehrten besorgte Arbeit auf seine Schultern zu nehmen.

Es ist nicht meine Sache, den Werth der in den vorliegenden ersten Bänden publicirten Urkunden zu beurtheilen. Dagegen will ich mit einigen Worten auf die Einleitung des ersten Bandes eingehen, in welcher

Sathas mit großer Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn die bekannte Slavenfrage in ein wesentlich neues Licht zu rücken bemüht ist. Das Ergebniß seiner Beweisführung läßt sich kurz dahin zusammenfassen: daß niemals Slaven in den Peloponnes eingedrungen seien, sondern daß die Byzantiner den in Morea angesiedelten Albanesen theils aus Mißverständniß, theils aus Mißachtung den Namen Slaven gegeben haben. Die Slavenfrage wird so in eine Albanesenfrage verwandelt. Ich will es gleich aussprechen, daß ich das Ergebniß des Verfassers nicht für richtig halte. Gern will ich ihm zugeben, daß bei byzantinischen Schriftstellern eine Verwechselung der Slaven und der Albanesen nichts auffallendes wäre; man kann sich diese Scribenten gar nicht dumm und unwissend genug vorstellen, und es soll ja bekanntlich noch auf dem Berliner Congreß einem Diplomaten der Unterschied zwischen beiden Volksstämmen durchaus nicht klar gewesen sein. Das ist aber auch alles. Ich vermisse bei Sathas eine ruhige, Schritt für Schritt vorwärts gehende Widerlegung der Zeugnisse über die Slaveneinfälle im Peloponnes, wie man sie am besten und zuverlässigsten in Hopfs Darstellung bei Ersch und Gruber zusammen findet. Hopf war ja gewiß ein warmer Freund des Hellenenthums und von der blinden Parteilichkeit Fallmerayers, die sich durch den Widerspruch bei ihm von Schrift zu Schrift gesteigert hat, nicht im mindesten angesteckt. Er hat das Fallmerayer'sche Märchen von der gänzlichen Ausmordung aller Griechen im Peloponnes so gründlich widerlegt, als man nur wünschen kann; aber das von Hopf zugegebene Maß von Slavisirung Morea's wird jeder zugestehen müssen, der nicht in die Gefahr kommen will, zu viel zu beweisen. Alles,

was Sathas dagegen sagt, scheitert an den slavischen Ortsnamen Morea's. Zuerst etwas allgemeines. Die bekannte, von Buchon herausgegebene metrische Chronik von Morea bezeichnet den von den „angeblichen" Slaven bewohnten Landstrich als ὁ δρόγγος τῶν Σκλαβῶν. Das ist nach Sathas (S. XXII) ein albanesisches Wort (druja das Holz). Dorothea von Monemvasia giebt dieses δρόγγος durch ein „neugriechisches" Wort wieder, das dieselbe Bedeutung hat, nämlich λόγγος. Aber dieses neugriechische Wort, das allerdings im Königreich Griechenland noch heute gebraucht wird, ist kaum etwas anderes als das slavische lągŭ, der Wald; und so schwer es ist, δρόγγος mit dem albanesischen druja lautlich zu vermitteln, so einfach und leicht ist die Gleichsetzung mit dem slavischen drągŭ, Balken, Holz. Was speciell die Orts-, Fluß- und Gebirgsnamen in Morea betrifft, wie sie entweder in mittelalterlichen Quellen, besonders jener versificirten Chronik, überliefert sind oder noch heut auf der Karte stehen (die Gräcisirung derselben schreitet freilich immer weiter vor), so kann man allerdings Sathas gern zugeben, daß man nirgends vorsichtiger in der Deutung sein müsse, als auf diesem Gebiete. Orts- und Personennamen sind überall den willkürlichsten Umdeutungen und den auffallendsten, an die sonst üblichen Lautgesetze, so scheint es, wenig gebundenen Entstellungen ausgesetzt. Es ist die erste Pflicht des Forschers, hier immer auf die urkundlich als älteste zu belegende Form zurück zu gehen. Wie leicht trotzdem Irrungen möglich sind, kann ein Beispiel zeigen. An der Stelle des alten Pylos steht heute das durch den Seesieg über die Türken berühmt gewordene Navarin, beim Volke immer im Plural οἱ Ναβαρῖνοι. In der Chronik von Morea heißt die

Stadt Avarinos, und darauf hin hatte sie Fallmerayer („Geschichte der Halbinsel Morea" 1, 307) flugs zu einer Avaren-Gründung gemacht. Aber die heutige Form mit n ist doch die ursprüngliche und richtige; der Ort ist von den Navarresen benannt, die bis ins 15. Jahrhundert von dort bis nach Kalamata Besitzungen hatten; ein zweiter Name, den er in venezianischen Urkunden trägt, läßt darüber keinen Zweifel: Spanochóri, das ist Ort der Spanier.

Sathas hat gewiß Recht, mehrere Namen als griechisch in Anspruch zu nehmen, die man nach ihrem höchst ungriechischen Aussehen als fremde aufzufassen geneigt sein könnte. Der Hauptstrom der Landschaft Elis, der alte Alpheios, heißt heute Rufias. Sathas zeigt, daß beide Namen, scheinbar so verschieden, doch identisch sind; aus Urkunden und Hafenbüchern ergeben sich die Zwischenstufen Alfeas, Arfeas, Orfeas, Orfias und daraus endlich Rofias, Rufias. Aber gerade in der schließlichen Umgestaltung von Orfias zu Rofias stehe ich nicht an, slavischen Einfluß zu erkennen; denn gerade die Umstellung eines anlautenden Vocals mit einem folgenden r oder l, im alten und modernen Griechisch ganz unbekannt, ist im slavischen Mund etwas ganz gewöhnliches, ja gesetzmäßiges; der Flußname Albis, Elbe, ist im Slavischen zu Labe, Labi geworden, der Almus in Bulgarien zum Lom, die istrische Arsia zur Rascha; unserem deutschen Wort „Arbeit" entspricht das altslovenische rabota als urverwandtes, das lateinische arca ist als raka (Grab, Bahre) ins Slavische übergegangen.

Ein glänzender Beweis von dem Scharfsinne des Herausgebers ist sein Versuch zur Erklärung des Namens Morea, den der Peloponnes bekanntlich seit dem Mittel-

alter trägt. Man hat eine ganze Menge unmöglicher Etymologien zur Deutung dieſes Wortes aufgeſtellt. Wohl die älteſte iſt die vom Maulbeerbaum, griechiſch μορέα, lateiniſch morus, entweder weil der Baum im Peloponnes häufig iſt oder, wie Herr de la Guilletière im ſiebzehnten Jahrhundert entdeckt hat, weil die Halbinſel die Geſtalt eines Maulbeerblattes habe. Fallmerayer machte auch dieſen Namen zu einem ſlaviſchen, indem er ihn von morje, das Meer, herleitete, während ſeine Gegner das Wort aus Romäa umgeſtellt ſein ließen; Romäer iſt Bezeichnung für die byzantiniſchen Griechen. Allen dieſen Spielereien gegenüber iſt die von Sathas verſuchte Erkläruug die erſte wiſſenſchaftliche. Der Name lautet in der metriſchen Chronik ὁ Μοραΐας, im heutigen Volksmunde Morjás oder Murjás. Sathas geht davon aus, daß, wie im Alterthum, ſo auch im Mittelalter, der Name der Hauptſtadt eines Staates oder einer Landſchaft leicht für dieſe ſelbſt gebraucht wurde; ſo bezeichnete Arta, die Hauptſtadt des Deſpotats von Akarnanien und Aetolien, das ganze Fürſtenthum; die Provinz Aetolien trug den Namen einer heut untergegangenen Stadt Lechonia; das Deſpotat von Theſſalien wurde nach ſeiner Hauptſtadt Patra genannt. Bis zur Zeit der Selbſtändigkeit von Hellas hieß Mittelgriechenland gewöhnlich Livadia, Epirus Jannina, Theſſalien Lariſſa, Macedonien Salonichi, und noch heute nennt das griechiſche Volk die Departements nach ihren wichtigſten Ortſchaften, wie Tripolitza (Arkadien), Patras (Achaja), Pyrgos (Elis), Kalamata (Meſſenien), Meſſolonghi (Aetolien), Lamia (Phthiotis) u. ſ. w. Danach liegt die Möglichkeit oder ſogar Wahrſcheinlichkeit ſehr nahe, daß auch der Name Morea urſprünglich eine Stadt bezeichnet hat. Während

der französischen Herrschaft im Peloponnes wurde der Name Morea sehr selten für die ganze Halbinsel verwendet, sondern meist nur für den Theil derselben, welcher das Fürstenthum Champlitte's und Villehardouins bildete, also für Achaja und Elis. Diese Fürsten haben den Titel Fürsten von Achaja oder Fürsten von Morea, und zwar läßt es sich wahrscheinlich machen, daß Morea nicht als identisch mit Achaja galt, sondern eigentlich den anderen Theil ihres Besitzes bezeichnete, also Elis. Aus der mehrfach erwähnten Chronik von Morea geht hervor, daß am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Bewohner des hohlen Elis Moraiten par excellence heißen, und selbst im folgenden Jahrhundert, wo Morea bereits Gesammtname des Peloponnes geworden war, bezeichnen mehrere Urkunden damit bloß das hohle Elis. Die Ausdehnung des Namens auf die ganze Halbinsel erklärt sich mit Leichtigkeit daraus, daß die Fürsten von Morea (im engeren Sinne) in Wahrheit die Herren des ganzen Peloponnes waren; die anderen Barone erkannten ihre Oberherrlichkeit an.

Nun hat Sathas wirklich eine Stadt entdeckt, von der die Landschaft Elis den Namen Morea bekommen konnte. In dem Prolog der Chronik wird ein Ort Morjás in der Nähe von Pontikos erwähnt; Dorothea von Monemvasia (im sechzehnten Jahrhundert) nennt bei der Erzählung des an jener Stelle des Prologs erwähnten Factums, statt Morjás in der Nähe von Pontikos, vielmehr Oléni. An der Stelle des mittelalterlichen Pontikos oder Pontikokastron (d. i. Mäusestadt) steht heute Katakolon, anderthalb Stunden davon liegt ein Dorf von 175 Einwohnern Namens Olena, zwischen beiden die Fischerei von Muria. Das ist die verschwundene elische

Stadt, welcher der Peloponnes seine Bezeichnung verdankt. Anderweitige Zeugnisse bestätigen ihre Existenz. In einer medicinischen Handschrift der Pariser Nationalbibliothek, die vor dem dreizehnten Jahrhundert geschrieben zu sein scheint, wird die Stadt Pontikos „in der Nähe Moreas" erwähnt, und die arabische Geographie des Abulfeda, welcher den im Jahre 1274 gestorbenen Ibn-Said excerpirte, hat die allerdings ungenaue Notiz: in der Mitte von Morea liegt die Stadt gleichen Namens. Ja, selbst in einem noch jetzt auf den Cykladen gesungenen Volksliede will Sathas eine Erinnerung an diese am Meer gelegene Stadt erkennen (Fauriel-Müller 2, 10. Passow Nr. 476). Der Leichnam einer Jungfrau ist von ihrem Verführer aus dem Schiff ins Meer geworfen worden:

„Da trieben sie die Wellen fort bis nach Moreas Quelle,
Nach Wasser gehn Moreas Fraun, es gehn Moreas Töchter,
Die Krüge senken sie hinab und schöpfen blonde Locken."

Diese letztere Vermuthung von Sathas scheint mir indessen wenig wahrscheinlich. Morea sowohl als Pontikos sind verfallen, als Andravida und Klarentsa, von den fränkischen Herrschern begünstigt, aufblühten; der Glanz dieser beiden Städte erblich wieder unter der Türkenherrschaft gegenüber dem Aufschwung von Pyrgos und Patras.

Die mittelalterliche Stadt Morea will Sathas wieder erkennen in der von Xenophon und Diodor Margana, von Strabon Margala, von Stephanus von Byzanz Margäa genannten elischen Ortschaft des Alterthums, deren genaue Lage freilich nicht zu bestimmen ist (Bursian, „Geographie von Griechenland" 2, 289). Der Uebergang von Margäa in Morjäa, Morjá ist nach neugriechischen

Lautgesetzen völlig zu rechtfertigen, und die Ersetzung des weiblichen Geschlechts (la Morea bei den Venezianern) durch das männliche (ὁ Μοργηᾶς) ist eine auch sonst zu beobachtende Eigenthümlichkeit der griechischen Volkssprache.

Ist aber auch auf diese Weise der Name der Halbinsel selbst von dem Verdachte slavischen Ursprungs, wie mir scheint, vollständig gereinigt, so beweist doch eine große Anzahl unläugbar slavischer Ortsnamen, besonders in Elis, Messenien, Lakonien und Arkadien, das einstige Vorhandensein slavischer Ansiedelungen in diesen Landschaften des Peloponnes. Der Fragmentist ist ohne allen Zweifel zu weit gegangen und hat in Folge des damaligen noch sehr embryonalen Zustandes der Ortsnamenforschung, sowie seiner nicht ausreichenden Kenntniß der slavischen Sprachen manchen Mißgriff begangen; aber auch die heutige Wissenschaft muß den slavischen Ursprung einer nicht unbedeutenden Anzahl peloponnesischer Ortsnamen aufrecht halten. Ich brauche nur an Namen wie Bukovina, Doljana, Divritsa, Glogova, Goritsa, Garditsa, Kritivsa, Pilitsa, Poljani, Rachova, Rogozo, Selitsa, Topolova, Velitsa, Visoka zu erinnern.

Ich glaube, diese Namen, deren Zahl sich leicht noch vermehren ließe, sprechen deutlich genug für sich. Sie kommen zum Theil in derselben Form in anderen, noch jetzt von Slaven bewohnten Gegenden der Balkan-Halbinsel vor. Ihnen gegenüber läßt es sich nicht ableugnen, daß einmal im Peloponnes durch längere Zeit hindurch Slavenansiedelungen bestanden haben. Und damit ist auch die große Wahrscheinlichkeit gegeben, daß mancher Tropfen slavischen Blutes ins hellenische gekommen ist. Die heutige Ethnologie darf den Begriff Volk nicht mehr als den einer Anzahl Individuen von gleicher Abstammung

faſſen; er iſt ein weſentlich pſychologiſcher Begriff geworden, für den die Gleichheit der Sprache das weſentlichſte, wenn auch nicht das einzige Moment iſt. Ein ſehr großer Procentſatz Kelten iſt in den römiſchen Eroberern Galliens aufgegangen; das Product iſt die ſcharf ausgeprägte Phyſiognomie des heutigen Franzoſen, der himmelweit verſchieden iſt von dem Bewohner der grünen Inſel oder der ſchottiſchen Hochlande. Griechen, Italiker, Araber, Normannen, Spanier, Franzoſen, Albaneſen, und was weiß ich noch, haben ſich in Unteritalien und Sicilien mit einander vermengt, und doch iſt der Calabreſe wie der Sicilianer durchaus Italiener, ſelbſt wenn er griechiſch oder albaneſiſch redet. So auch in Griechenland. In allen Theilen des Königreichs ſitzen Albaneſen, wie jeder weiß; Sathas will ja auch die Slaven des Mittelalters dazu ſtempeln. Mehr und mehr geben ſie den Gebrauch ihrer Sprache auf und werden auch in dieſem Sinn Griechen, was ſie ja der Geſinnung nach längſt ſind; für die Unabhängigkeit von Hellas haben ſie mit am tapferſten geſtritten. Und in kommenden Jahrhunderten hat die Geſchichtsforſchung vielleicht Mühe, das einſtige Vorhandenſein von Albaneſen in Griechenland aus Ortsnamen und lückenhafter Tradition nachzuweiſen. So ſind auch die einſt im Peloponnes angeſiedelten Slaven längſt Griechen geworden. Es dürfte ſchwer ſein, eine Spur der geiſtigen Individualität des Slaventhums im heutigen Hellas nachzuweiſen; der Grieche haßt den Slaven ebenſo wie den Türken, ſelbſt die Inſulten, welche Fallmerayer in Athen erfahren mußte, haben mit den bekannten von Zeit zu Zeit ſich wiederholenden tſchechiſchen Straßendemonſtrationen nur äußere Aehnlichkeit. Der Grieche fühlt ſich als Grieche — und das iſt die Haupt-

ſache. An ſeinen Küſten rauſcht noch daſſelbe Meer, das einſt den Rhythmus angab zu den Heldenliedern Homers; über ſeinem Haupte wölbt ſich derſelbe Himmel, der einſt auf buntbemalte Tempel und leuchtende Götterbilder niederblaute; und wenn auch dem Schiffer längſt nicht mehr Lanze und Helmſpitze der Kriegsgöttin von der Akropolis entgegen ſchimmern, ſo blickt er doch, wenn ſeine Barke ihn dort vorbeiträgt, noch immer mit Andacht zu der Höhe empor, die einſt das Herrlichſte trug, was die Welt geſehen.

Zur
vergleichenden Märchenkunde.

I.

Folklore.

Von England her ist uns der Name für eine Sache zugekommen, die nicht specifisch englisch ist, weil sie eben im eminentesten Sinne national ist, der Name Folklore. Man bezeichnet mit diesem Ausdrucke seit einiger Zeit in den verschiedensten Ländern Europa's alles Dasjenige, was das äußere und innere Leben des Volkes in seinen verschiedensten Richtungen ausmacht, seine Sagen, Märchen und Lieder, seine Spiele und Tänze, seinen Glauben und Aberglauben, seine Rechtsanschauungen, seine Bräuche und Sitten, seinen Humor und seine Philosophie. Es giebt nichts, was das Interesse der Gebildeten, und zwar der Gebildeten der verschiedensten Kreise, in hervorragenderem Maße in Anspruch zu nehmen berechtigt wäre. Heutzutage treten ja so viele Dinge mit der Forderung auf, allgemeines Interesse zu erregen. Aber es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen allen diesen und dem Folklore. Mit dem Folklore sind wir alle, welchen Standes wir auch sein mögen, welchen Gang auch unsere Bildung genommen hat, seit unserer ersten Kindheit auf das Innigste vertraut; wir Alle sind mit Wiegenliedern eingeschläfert und mit Märchen wach erhalten worden, manches frische Volkslied haben wir als Jünglinge in

frohem Kreise mit angestimmt, und Viele bewahren sich bis in ihre späteste Lebenszeit die Abneigung dagegen, am Freitag zu reisen oder als Dreizehnter am Tische zu sitzen. Gerne werden wir Alle bereit sein, unsere Erinnerungen an solche Dinge wieder aufzufrischen, sie Anderen mitzutheilen, von Anderen ähnliche Mittheilungen zu empfangen. Und zwar nicht des bloßen Vergnügens an der Kleinkrämerei mit Curiositäten wegen. Ein hoher, ethischer Werth wohnt diesen Bestrebungen inne. Unser Familiensinn, unsere Anhänglichkeit an die Heimat muß dadurch gesteigert werden; wir werden das Volk, unter dem wir leben, mehr schätzen und lieben lernen. Denn es muß ja leider gesagt werden, wir Gebildete stehen im Allgemeinen dem Volke recht fremd gegenüber, unsere Beziehungen zu ihm sind mehr äußerliche, scheinbare; eine wirkliche und eindringende Kenntniß des Volkes ist in unseren Kreisen ungemein selten. Und doch ist diese Kenntniß in jeder Hinsicht eine nothwendige. Denn die besten Bestrebungen jeder Art verlangen eine volksthümliche Basis, wenn sie wirklich für die Gesammtheit ersprießlich sein wollen; im Boden des eigenen Volkes müssen die starken Wurzeln unserer Kraft sein. Daher ist das Interesse für den Folklore ein entschieden nationales und dabei doch ein solches, daß keine politische Partei irgend welcher Färbung daran Anstoß nehmen kann. Ja diese Bestrebungen haben trotz ihres durchaus nationalen Charakters nicht einmal den Beigeschmack eines feindseligen Gegensatzes gegen andere Nationen. Denn wenn wir auch dabei allenthalben die Eigenthümlichkeiten unseres eigenen Volksgeistes deutlich und energisch ausgeprägt sehen, so ist doch andererseits der Stoff geeignet, in versöhnlicher Weise die Kluft zu fremden

Nationen zu überbrücken, indem er die uranfänglichen Zusammenhänge der verschiedensten Völker dem Auge des Forschenden enthüllt.

Der hohe sittliche Werth des Folklore verleiht ihm eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Bildung unserer Jugend. Freilich in anderem Sinne, als sie beispielsweise die Classiker des Alterthums haben. Die Bestrebungen, Heimats- und Vaterlandssinn in den Herzen der zu erziehenden Kinder zu wecken, können dadurch auf das Wirksamste unterstützt werden. Und auch abgesehen davon, kann der Folklore unendlich fruchtbar gemacht werden für die Bildung des Gemüthes. Man denke bloß an den außerordentlichen Einfluß, welchen die Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen bei ihrem Erscheinen ausgeübt haben und immer noch ausüben. Die Erziehung des Volkes kann hier in der anregendsten und erfolgreichsten Weise einsetzen. Denn wie Unkraut unter dem Weizen wuchert, so liegt in den Volksüberlieferungen Schlechtes und Gutes, Schädliches und Nützliches nebeneinander; es gilt, jenes allmählich zu beseitigen und auszurotten, dieses zu pflegen, zu bilden, zu entwickeln. Daher sind mit in erster Linie die Lehrer berufen, dem Folklore verständnißvolles Interesse entgegen zu bringen und die Bestrebungen für seine Pflege zu unterstützen.

Aber der Folklore wirkt nicht bloß auf das Gemüth, sondern auch in hervorragendem Grade auf die Phantasie. Wie wir aus den beengenden Häuserreihen der Stadt hinaus wandern in Feld und Wald, um bessere Luft zu athmen und unsere Sinne durch die Berührung mit der Natur neu zu stärken und zu kräftigen, so wird auch unser Geist durch den Verkehr mit den Aeußerungen volksthümlichen Geisteslebens erquickt und erfrischt, die

Schaffensfreudigkeit erhöht, die Productionskraft gesteigert. Hier sprudelt der wahre Jungbrunnen, von dem das Volksmärchen erzählt. Unter allen Völkern und zu allen Zeiten haben die Dichter ihre besten und wirksamsten Anregungen aus der Volksüberlieferung geschöpft; die homerischen Gedichte gehen auf alte Volkslieder zurück, die beiden tiefsinnigsten Gestalten moderner Dichtung, Hamlet und Faust, wurzeln in volksthümlicher Tradition, der unheimliche Spuk, der uns in „Macbeth" erschüttert, ist Volksaberglaube, und die zartesten Blüthen Goethe'scher und Heine'scher Lyrik haben aus dem Boden der Volkspoesie Kraft gesogen.

Dem Dichter gegenüber steht der Gelehrte. Jener gestaltet die Volksüberlieferung um und entwickelt sie in sich weiter, dieser ist bemüht, sie mit möglichster Treue festzuhalten, aufzuzeichnen und zu wissenschaftlichen Zwecken zu verarbeiten. Die Ergebnisse, welche dabei zu Tage treten, sind von dem höchsten Interesse für die Geschichte des eigenen Volkes wie der gesammten Menschheit. Völkerzusammenhänge, von denen keine geschichtliche Ueberlieferung mehr besteht, werden durch die vergleichende Betrachtung von Märchen und Sagen klargestellt; wir finden einen Spruch, mit welchem unser Volk heute ein verrenktes Bein bespricht, in einer uralten indischen Liedersammlung wieder, und sogleich sind uns die wundersamsten Perspectiven eröffnet in eine Vergangenheit, aus der keinerlei direkte Nachricht zu uns gedrungen ist. Hier ist nichts klein und nichts unbedeutend; die verachtetsten Dinge, wie Räthsel und Kinderspiele, haben schon die merkwürdigsten Streiflichter auf die Urgeschichte der Völker geworfen.

Wir haben gesehen, wie der Folklore von den ver-

ſchiedenſten Seiten betrachtet werden kann. Aber es wäre ein ſehr übel angebrachter Particularismus, wenn Jeder ihn nur für würdig hielte, von der Seite betrachtet zu werden, die ſeinem ſpeciellen Intereſſe am nächſten liegt. Gerade hier iſt die Vereinigung und das Zuſammenwirken der verſchiedenſten Kräfte angezeigt, wie nirgends anderswo; weil die Baſis des Folklore eine allgemeine und natürliche iſt, muß das Intereſſe dafür in die weiteſten Kreiſe dringen. Der Folklore iſt nichts weniger als exkluſiv, wie ſo manche andere Forſchungsgebiete, die auch an das Intereſſe der Gebildeten appelliren. Hier iſt ein Jeder in der Lage, zu ſammeln und beizutragen, ein Jeder in der Lage, an dem Geſammelten ſich zu erfreuen und Antheil zu nehmen. Auch die allerſpeciellſten Neigungen finden hier Gelegenheit, ſich zu bethätigen, ein Jeder findet Uebergänge und Vermittelungen zu ſeiner Berufsthätigkeit. Der Juriſt wird den rechtlichen Anſchauungen des Volkes nachgehen, der Mediciner der Heilkunde desſelben; mannichfachen Aberglauben, wie er ſich an die Pflanzen knüpft, wird der Botaniker ſammeln, der Hiſtoriker den geſchichtlichen Kern mancher Sage herauszuſchälen bemüht ſein; Volksmelodien werden dem Muſiker Gelegenheit geben, über den Volksgeſang und ſeine Urſprünge nachzudenken, und der Philologe und Sprachforſcher wird mit Vergnügen altes Sprachgut im Munde des Volkes treu erhalten finden oder die Wandlungen der Worte und Formen in mundartlicher Redeweiſe verfolgen.

Die Mühe, welche dem einzelnen Sammler hier zugemuthet wird, iſt keine bedeutende; ſie iſt nicht größer, als wenn man ſich bückt, um eine am Wege blühende Pflanze abzubrechen. Gewiß hat der Eine mehr und der

Andere weniger Geschick, mit dem Volke so zu verkehren, daß ihm seine kleinen Geheimnisse abgelockt werden. Und vollends das systematische und planmäßige Sammeln ist schwieriger und zeitraubender. Aber auf diesem Felde ist jeder Beitrag willkommen, auch die kleinste Notiz hat ihren Werth und wird, als Baustein in das Ganze eingefügt, ihre Verwendung finden. Kann doch der einzelne Sammler häufig gar nicht ahnen, welche Bedeutung eine von ihm aufgezeichnete Einzelheit im Zusammenhange des Ganzen gewinnen kann. Arbeitstheilung ist hier nothwendig wie überall heutzutage. Die Einen müssen sammeln, Andere das Gesammelte aufbewahren, anordnen, bearbeiten, wie der Botaniker in seinen Herbarien die Pflanzen aufbewahrt, die ihm von den verschiedensten Seiten zugeschickt werden. Aber ein Unterschied ist hier. Der Botaniker kann aus der Bearbeitung des gesammelten Pflanzenmaterials sehr wichtige wissenschaftliche Ergebnisse gewinnen, aber einen duftigen Strauß aus den getrockneten Blumen zu binden, ist er nicht im Stande; Beides aber vermag, wer mit offnem Herzen den Aeußerungen des Volksgeistes nachzugehen versteht.

Es muß mit einiger Beschämung eingestanden werden, daß Deutschland, das Vaterland der Brüder Grimm, welche zuerst den Bestrebungen für volksthümliche Studien die rechten Bahnen gewiesen haben, gegenwärtig in der systematischen und methodischen Pflege des Folklore sich hat von anderen Nationen überflügeln lassen. Man ist früher in Deutschland rühriger gewesen als jetzt. Zahlreiche Sammlungen von Märchen, Volksliedern, Bräuchen u. s. w. aus allen Gauen unseres Vaterlandes legen Zeugniß ab von den Anregungen, welche die Grimm auch auf diesem Gebiete

geübt haben. Die Vereine für Geschichte einzelner Provinzen, Landschaften und Städte haben auch diese Seite des Culturlebens ihrer Gegend nicht ganz unbeachtet gelassen. Aber es fehlte überall das zielbewußte Streben, das starke, einigende Band für diese Bestrebungen. Dieselben sind ja der Natur der Sache nach auf eine weitgehende Betheiligung von Dilettanten angewiesen; aber was diese zusammenbringen, wird nur in der Hand des methodisch geschulten Kenners werthvoll. Kurze Zeit bestand in Deutschland eine Zeitschrift, welche die Interessen des Folklore vertrat, die Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, im Jahre 1853 von J. W. Wolf begründet, dann von W. Mannhardt fortgeführt. Im Jahre 1859 wurde ihr Erscheinen mit dem vierten Bande eingestellt. Die Wichtigkeit der Volksüberlieferungen für das Verständniß der Mythologie und Religionsgeschichte hatte Grimm längst erkannt; die Vereinigung beider Forschungsgebiete stand im Mittelpunkte von Mannhardt's Thätigkeit, der leider für diese Studien viel zu früh gestorben ist. Die vergleichende Mythologie wäre vor vielen Fehlgriffen, welche dieselbe in den Augen ernsthafter Leute mehrfach compromittirt haben, bewahrt geblieben, wenn man rechtzeitig an Stelle der einseitigen Ueberschätzung des Veda ein vergleichendes Studium der verschiedenen Volksüberlieferungen, mit besonderer Berücksichtigung der noch uncivilisirten Völker, mehr in den Vordergrund gestellt hätte.

Seit jener Zeit fehlt in Deutschland ein Mittelpunkt für diese Folklore-Studien gänzlich. Es giebt weder eine Zeitschrift, welche speciell denselben gewidmet wäre, noch einen Verein größeren oder geringeren Umfangs, der die Sammlung der Volksüberlieferungen in

die Hand nähme, so lange es noch Zeit ist. In Oesterreich liegt die Sache ebenso, doch hat ganz neuerdings die Anthropologische Gesellschaft in Wien einen Anfang gemacht, sich der Sache anzunehmen. Sie hat mit der Versendung von ethnographischen Fragebögen begonnen, deren erster, welcher sich an die Südslaven wendet, bereits ausgegeben worden ist. Er ist von Herrn Dr. Friedrich S. Krauß verfaßt, einem jungen und sehr strebsamen Forscher und Sammler auf dem Gebiete der Volksliteratur und der Volksüberlieferungen. Wesentlich aus seiner Anregung ist das Unternehmen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft hervorgegangen. Ihm als einem geborenen Slavonier steht der südslavische Folklore natürlich am nächsten, um den er sich bereits durch eine Reihe von Publikationen verdient gemacht hat. Der südslavische Fragebogen ist ungemein eingehend; er enthält nicht weniger als 740 Fragen, welche sich auf Sprache, Culturverhältnisse, Sitten, Festgebräuche, Volksglaube, Mantik, Geburt und Tod, Volksmedicin, Blutsverwandtschaft, Wahlverwandtschaft, Hochzeitsgebräuche und Eherecht, Hausgemeinschaft, Familienrecht, Dienerschaft, Grundrecht, Handelsrecht, Vergehen und Verbrechen, die Gemeinde, die Richter beziehen.

Ich weiß nicht, in welcher Weise die Anthropologische Gesellschaft die Ergebnisse dieser Fragebögen zu verarbeiten und zu veröffentlichen gedenkt. Jedenfalls ist ihr Vorgehen durchaus nachahmenswerth. Mir scheint, daß die Gründung von Vereinen für Volkskunde mit mehr oder weniger begrenztem Umfange ihres Wirkungsgebietes das beste Mittel ist, um in größerer Ausdehnung Material zusammen zu bringen. Eine periodische Veröffentlichung, die ein solcher Verein dann heraus-

zugeben hätte, wäre die Sammelstelle für diese Materialien. In jedem Hefte müßten die Mittheilungen nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet sein. Untersuchungen über einzelne Punkte der Volksüberlieferungen sollten ausgeschlossen oder wenigstens nach Kräften eingeschränkt werden. Dilettanten sind ungemein schätzbar, so lange sie sich darauf beschränken, das von ihnen Gehörte oder Gesehene wahrheitsgetreu zu verbuchen; sie werden fürchterlich, wenn sie darüber spekuliren und ihre subjektiven Auffassungen mit eilig zusammengeraffter und übel verdauter Wissenschaft verquicken. Solche Gefahren werden am besten vermieden, wenn man zusammenhängende Erörterungen über das Material — ich meine besonders die so beliebten mythologischen Phantastereien — in einer solchen Vereinspublikation gänzlich ausschließt. Geschieht dies nicht im Principe und weist man dann doch einzelne solcher unwissenschaftlichen Expectorationen zurück, so stößt man Leute vor den Kopf, die sonst in ihrer Weise sehr verdienstlich wirken können.

Etwas anderes wäre es, wenn eine wissenschaftliche Zeitschrift für Volkskunde gegründet würde. Da müßte die methodische Untersuchung in erster Linie stehen. Sie würde zu jenen Sammelstellen ein Verhältniß haben, wie eine Zeitschrift für Linguistik zu Sammlungen von Sprachdenkmälern. Wie eine solche, müßte auch sie zugleich historisch und vergleichend zu Werke gehen. Das Prädikat „international" brauchte sie sich nicht beizulegen, wie eine jüngst neu begründete Zeitschrift für Sprachwissenschaft es zu thun für gut gefunden hat; sie würde es von selbst sein, wie jede echt wissenschaftliche Zeitschrift es immer gewesen ist. Nur liegt es in der Natur der Sache, daß eine in Deutschland erscheinende Zeit-

schrift wesentlich von Deutschen geschrieben wird. Es ist einigermaßen auffallend, daß in einem Lande, in welchem jährlich immer neue wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Journale an's Licht treten, kein Boden für eine die Volkskunde pflegende Publikation zu sein scheint, so daß gegenwärtig Arbeiten, welche dieses Gebiet behandeln, an allen möglichen Orten um Gastfreundschaft zu bitten genöthigt sind. Und doch gäbe es einige Männer, welche wohl im Stande wären, ein solches Unternehmen in tüchtiger Weise zu leiten, und viele, welche dasselbe durch Beiträge fördern würden.

Ein flüchtiger Blick auf andere europäische Länder mag uns zeigen, daß man uns dort in diesen Dingen einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen hat. In Frankreich ist das Interesse für folkloristische Arbeiten gegenwärtig ein sehr reges. Es muß mit besonderer Anerkennung hervorgehoben werden, daß hier einmal die Staatsregierung sich der Sache angenommen hat. Fortoul, Unterrichtsminister zur Zeit der Präsidentschaft von Louis Napoleon, verfaßte einen Bericht an den Präsidenten, welcher die Nothwendigkeit einer Sammlung der französischen Volkslieder hervorhob, und am 13. September 1852 erschien ein von Napoleon gezeichnetes Dekret der Staatsregierung, in welchem eine umfassende Sammlung der Volksdichtungen Frankreichs angeordnet wurde, und zwar nicht blos der bereits in einzelnen Drucken zerstreuten Lieder, sondern auch derjenigen, welche handschriftlich in den Bibliotheken ruhten oder noch im Munde des Volkes lebendig waren. Ein Comité wurde zu diesem Zweck gebildet, Ampère arbeitete Vorschriften für dasselbe aus und Rathery schrieb im Moniteur Artikel über den Charakter der französischen

Volkspoesie. Die Arbeiten sind dann in's Stocken gerathen und die bereits gesammelten Materialien liegen unausgebeutet in der National-Bibliothek zu Paris. Es liegt auf der Hand, wie sehr ein solches Unternehmen durch die Unterstützung der Regierung gefördert werden kann, und das Beispiel Napoleons, der ja bekanntlich in Karl dem Großen einen Vorgänger in derartiger Thätigkeit hatte, verdiente allenthalben Nachahmung zu finden. Nach dem Scheitern dieser officiellen Sammlungen ist in Frankreich durch Privatthätigkeit ein ungemein reiches Material aus allen Provinzen zusammengebracht worden. Auch die Volksliteraturen fremder Völker suchen sich die Franzosen durch Uebersetzungen anzueignen. Neuerdings sind besonders zwei größere Unternehmungen diesem Zwecke gewidmet; die eine, Les littératures populaires de toutes les nations, erscheint bei Maisonneuve, in reizender Ausstattung, aber durch ihren hohen Preis etwas zu exklusiv; die andere, die Collection de chansons et de contes populaires, wird von dem Verleger Leroux geleitet und hat sich ein etwas engeres Programm gesteckt. Von beiden Sammlungen ist bereits eine ganze Reihe von Bänden erschienen. Die spezielle Aufgabe, den französischen Folklore weiteren Kreisen nahe zu bringen, stellt sich eine von den Herren Gaidoz und Sébillot begonnene Publikation La France merveilleuse et légendaire, von welcher mir bis jetzt zwei Bände vorliegen. Endlich muß es mit Freude begrüßt werden, daß eine dem Folklore gewidmete Zeitschrift, welche im Jahre 1877 zum ersten Mal zu nur einjährigem Bestande ins Leben trat, jetzt unter der Leitung der Herren Gaidoz und Rolland wieder zu erscheinen begonnen hat. Die Mélusine legt ihr Haupt-

gewicht auf Mittheilungen von Material; besonders werthvoll sind Zusammenstellungen über einzelne für Volksanschauungen in hervorragender Weise wichtige Dinge, wie über den großen und kleinen Bären, den Regenbogen, die Milchstraße, wo mit Hülfe zahlreicher und sorgfältiger Correspondenten ungemein reiche Mittheilungen aus den verschiedensten Ländern zusammengebracht werden. Aber auch allgemein orientirende und methodische Artikel werden nicht verschmäht.

In Italien ist das Interesse für den Folklore kaum minder rege. Hier erscheint in Palermo eine höchst vortreffliche Zeitschrift für Volkskunde, das Archivio per lo studio delle tradizioni popolari, herausgegeben von dem unermüdlichen Doctor Giuseppe Pitrè, dem bedeutendsten Kenner des sicilianischen Folklore, in Gemeinschaft mit Herrn Salvatore-Marino. Dieselbe steht bereits in ihrem dritten Jahre, und man darf wohl hoffen, daß ihr das frühe Ende der früher von Pitrè und Sabatini herausgegebenen Rivista di letteratura popolare nicht bevorsteht. Ihr hat sich bald nach ihrem Beginne eine zweite, in Neapel erscheinende Revue an die Seite gestellt, welche ihren Namen von dem bekannten Verfasser des Pentamerone geliehen hat: Giambattista Basile. Archivio di letteratura popolare. Chefredakteur ist Herr Luigi Molinaro del Chiaro. Man darf hier vielleicht vor einem Zuviel und vor unnützer Zersplitterung warnen. Es ist ja der Fluch unserer Zeit, wo so Viele sich an der geistigen Arbeit betheiligen, daß ein guter Gedanke sofort in solcher Weise ausgebeutet wird, daß dadurch das Interesse der Sache Schaden leidet. An umfassenden und zum Theil recht guten Sammlungen des Folklore aus den einzelnen Provinzen

fehlt es nicht; leider ist die nach einheitlichem Plane angelegte Bibliothek von Volksliedern und Märchen, welche die Herren Comparetti und d'Ancona leiteten, ein Torso geblieben. Vor Kurzem hat sich in Italien eine „Gesellschaft für das Studium der Volksüberlieferungen" gebildet; ihr Sitz ist in Palermo, ihr Präsident Herr Pitrè.

Mit ganz besonderer Achtung muß man das rege Leben betrachten, welches auf dem Gebiete der volksthümlichen Literatur in Spanien herrscht, das ja sonst in wissenschaftlicher Thätigkeit mehr als billig hinter den romanischen Schwesternationen zurückgeblieben ist. In Nachahmung der Statuten der unten zu erwähnenden englischen Folklore-Gesellschaft erschienen am 3. November 1881 Las bases del Folk-Lore español, ausgearbeitet von Herrn Antonio Machado y Alvarez, der als das Haupt aller dieser Bestrebungen in Spanien betrachtet werden kann. Auf Grund derselben bildete sich im November 1881 die Gesellschaft des Folk-Lore Andaluz, und im Juni 1882 die des Folk-Lore Frexnense. Beide veröffentlichten periodische Schriften unter der gleichen Bezeichnung. Im April 1883 wurden beide zu dem Folk-Lore Betico-Extremeño verschmolzen. Neuerdings hat sich am 23. November 1883 ein Folk-Lore di Toledo e di su provincia und am 1. Februar 1884 eine Sociedad del Folk-Lore Gallego gebildet. In Madrid hat Herr Machado nach seiner Uebersiedelung von Sevilla dorthin einen Folk-Lore Castellano in's Leben gerufen. So ist allenthalben auf der Halbinsel frische Thätigkeit. Größere Materialsammlungen und ältere auf den Folklore Spaniens bezügliche Arbeiten strebt zusammen zu fassen die wiederum von dem unermüdlichen Machado geleitete

Biblioteca de las tradiciones populares españolas, von welcher im Jahre 1884 in Madrid bereits fünf Bände erschienen sind. Neben Machado (der auch unter dem Pseudonym Demófilo schreibt) ist Herr Rodriguez Marin der tüchtigste Folklorist Spaniens, der unter anderem eine sehr vortreffliche Sammlung von Volksliedern herausgegeben hat.

Auch Portugal leidet an rühmenswerthen Forschern auf diesem Gebiete keinen Mangel. Die Herren Braga, Coelho, Consiglieri-Pedroso und Leite de Vasconcellos sind unter diesen in erster Linie zu nennen. Zu einer festen Organisation haben es aber die Folklore-Studien hier ebenso wenig gebracht, wie in Rumänien, wo unter anderen die Herren Hasdeu und Gaster in diesem Sinne sehr verdienstlich wirken.

Unter den Ländern germanischer Nationalität nimmt in Bezug auf systematisch betriebene Folklore-Studien England den ersten Rang ein. Von dort stammt das Wort, welches gegenwärtig ein vollständig internationales geworden ist; dort wirkt die im Jahre 1878 gegründete Folk-Lore-Society, in deren Mitgliederverzeichnisse wir neben anderen illustren Namen auch den des Premier-Ministers Gladstone finden. Bei hervorragender Berücksichtigung der englischen Volksüberlieferungen ist der Inhalt ihrer periodischen Veröffentlichungen — des Folk-Lore Record, des Folk-Lore Journal und des Folk-Lore Magazine — doch ein allgemeiner, welcher nicht blos über England, sondern auch über Europa hinaus greift. Der kosmopolitische Zug der englischen Forschung, welcher durch die in allen Welttheilen liegenden Besitzungen des Volkes ebenso sehr erleichtert wird, wie durch die solide und wissenschaftliche Bildung, die auch

der Beamte und der Kaufmann in England sich anzueignen in der Lage sind, tritt auch in diesen Studien und dem ihnen entgegengebrachten Interesse zu Tage.

In Schweden scheint die „Vestergötlands landsmålsförening" in Lund ähnliche Zwecke zu verfolgen, doch ist mir über ihre Organisation und ihre Veröffentlichungen nichts Genaueres bekannt. In Dänemark, wo der tüchtige Folklorist Nyrop besonders hervorzuheben ist, besteht meines Wissens kein ähnlicher Verein, ebensowenig in Holland.

Sonst ist naturgemäß gerade bei den kleineren Nationen, die ängstlich über die Selbständigkeit ihrer nationalen Existenz zu wachen haben, die Einkehr in das eigene Volksthum als eines der Mittel zu diesem Zwecke ein Hauptfaktor ihres wissenschaftlichen Lebens. So finden z. B. in Griechenland die folkloristischen Bestrebungen mehrfache Betheiligung; Herr Politis in Athen ist ein vortrefflich geschulter, vielseitig gebildeter und sehr belesener Forscher auf diesem Gebiete, der Verein „Parnassos" in Athen hat ein Hauptaugenmerk auf alles Volksthümliche gerichtet, und die im Jahre 1883 gegründete historisch-ethnologische Gesellschaft hat bereits einen stattlichen Band ihres Jahrbuches fertig, in welchem Märchen, Lieder, Sitten und Ueberlieferungen des Volkes einen großen Raum einnehmen.

Rühmlichst bekannt steht unter den Volksliteraturen diejenige Finnlands da, vor allem durch ihr großes Nationalepos „Kalevala". Die Pflege der Schätze heimischer Volksüberlieferung läßt sich dort die Literaturgesellschaft in Helsingfors angelegen sein, welche besonders in den letzten zehn Jahren eine ungemein vielseitige

Thätigkeit entfaltet hat. Sie hat Folkloristen in alle Gegenden des Landes entsendet, besonders in solche, wo die Einwohner noch ihre alten Lieder nicht vergessen haben und den Bräuchen ihrer Väter noch nicht untreu geworden sind. Die Sendlinge haben viel neues Material heimgebracht. Viele hunderte von Liedern und Märchen sind neu gesammelt worden; unter den ersteren ist eine von Herrn Porkka zusammengebrachte Reihe von „Thränenliedern" besonders merkwürdig, welche die Frauen von Ingermanland als Todtenklagen singen. Herausgegeben soll von diesen Materialien zunächst werden eine Zusammenstellung aller Varianten der epischen Lieder, besorgt von J. Krohn und A. Borenius, und eine reichhaltige neue Sammlung der finnischen Sprichwörter, die 10—11000 umfassen wird.

In den slavischen Ländern ist das Interesse für die Sammlung des Folklore ebenfalls rege, doch ist mir nicht bekannt, daß irgendwo eine dem Folklore gewidmete Gesellschaft oder Zeitschrift bestände.

Mich will bedünken, es gehe schon aus dieser flüchtigen Uebersicht hervor, daß wir eine Ehrenpflicht zu erfüllen haben, indem wir uns energischer, als bisher geschehen ist, dem planmäßigen Studium unserer deutschen Volksüberlieferungen zuwenden. Ein Volk, das sich national wiedergewonnen hat, sollte mit um so größerem Eifer den Wurzeln seiner Existenz nachspüren. Gerade bei uns sollten die Anregungen unvergessen sein, welche in den letzten Decennien alle Gebiete unseres Culturlebens durch die Anlehnung an das Volksthümliche erfahren haben. Die ursprüngliche Kraft Anzengruber'scher Volksgestalten hat einen erquickenden Hauch in die par-

fümirte Atmoſphäre unſeres Theaters gebracht; die poetiſche Zartheit und die fröhliche Schalkhaftigkeit unſeres Märchens haben in Schwind's Bildercyklen einen vollendeten künſtleriſchen Ausdruck gefunden, und eine ſeit den Zeiten der Niederländer und Dürer's vergeſſene Welt iſt der Malerei wiedergewonnen worden, ſeitdem Knaus, Vautier und vor allen Defregger den tiefſten Ernſt und den ausgelaſſenſten Scherz des ländlichen Lebens wieder darzuſtellen gewagt haben. Und Richard Wagner iſt nur damals ein wahrhaft nationaler Künſtler geweſen, als er das trauliche Heim deutſchen Bürgerthums der Opernbühne zu gewinnen ſuchte, nicht aber, als er den blutloſen Schemen nordiſcher Göttergeſtalten in der Retorte metaphyſiſcher Spekulation und muſikaliſcher Leitmotive ein trügeriſches Daſein verlieh. Eva zu den Füßen von Hans Sachs, das iſt ein Bild, herausgewachſen aus dem inneren Leben des deutſchen Volkes und darum zum Herzen des deutſchen Volkes ſprechend, nicht aber das unerfreuliche Gelichter von Rieſen und Zwergen, Wunſchmädchen und Schickſalsſchweſtern.

Ludwig Richter hat einmal ein Bild gemalt mit dem Titel „Kunſtregel". Mächtige Eichen ſtehen am Abhang des Hügels, aus friſchem Quell ſchöpft ein friſches Mädchen, und über Thal und Berg ziehen Wanderer in die ſonnige Ferne. Mitten in dieſer lachenden, fröhlichen Welt ſitzt der Maler mit ſeinem Stift. Darüber aber ſteht der Vers: „Und die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch uns." Und er hat Recht gehabt. Nicht die Sonne, welche über der Akropolis oder über den Ruinenfeldern von Olympia aufgeht, iſt für uns die wahre Sonne Homers; aber auch nicht der fahle Schein, der von den im Weltbrande verzehrten

Göttern Islands zu uns herüber leuchtet. Sondern die Sonne, welche täglich über unſeren Bergen und Thälern emporſteigt, zu welcher der fröhliche Jodler des Aelplers empor jubelt, welche der harten Feldarbeit unſeres Landmanns ſcheint und welche ſcheidend im Abendroth das Paar verklärt, das am Dorfbrunnen trauliche Liebesworte flüſtert.

II.

Märchenforschung und Alterthumswissenschaft.

Jedermann kennt das Bild, welches Horaz als abschreckendes Beispiel am Anfange seiner „Dichtkunst" zeichnete. Ein schöner Frauenkopf erhebt sich auf einem Pferdehalse, der Leib ist mit Federn bedeckt, und unten läuft die wunderliche Gestalt in einen Fischschweif aus. Risum teneatis amici! fügt der römische Dichter hinzu — kann man bei solchem Anblicke Ernst bleiben? Nun, in der Märchen-Literatur findet sich manches Geschöpf von ähnlicher Formung. Die schöne Melusine entspricht wenigstens dem Anfange und dem Ende jener Beschreibung. Und eine französische Zeitschrift, welche dem Studium der Volkskunde gewidmet ist, hat sich als Titel gerade den Namen dieser Melusine gewählt.

Man kann daran mancherlei Betrachtungen knüpfen. Das classische Hellenenthum und die Cultur der Renaissance haben eine unverkennbare Abneigung gegen alles Volksthümliche. Der bei den Griechen in so bewunderungswürdiger Weise ausgeprägte Sinn für das Maßvolle und ihr fanatischer Cultus der schönen Form haben sie instinctiv vor den Schöpfungen der Volksdichtung zurückschrecken lassen. Im homerischen Epos treiben sich noch einige ungeheuerliche Gestalten umher, der hundertarmige Briareos, die neun Klafter langen und neun Ellen breiten Riesen Otos und Ephialtes, und die Skylla mit ihren zwölf Füßen, sechs Hälsen und sechs Köpfen, deren

jeder mit einer dreifachen Reihe von Zähnen ausgestattet ist. Das ist später anders geworden. Die wilden Männer des Volksglaubens, wie die Centauren und Satyrn, sind manierlich zugestutzt und zu Typen von eigenthümlicher künstlerischer Schönheit umgestaltet worden. Mühsam müssen wir den Spuren des antiken Volksmärchens nachgehen; in der Heldensage, im Sprichworte ist Mancherlei erhalten, aber eine berufsmäßige Pflege, ein liebevolles Studium der Volksdichtung hat es im Alterthum so wenig gegeben, als unsere moderne Naturschwärmerei. Beides ist das späte Produkt einer Reaction gegen die Ausartung einer auf einer gewissen Höhe des Raffinements angekommenen Cultur. Es ist bezeichnend, daß wir einem der geschmacklosesten und widerwärtigsten Manieristen, dem späten römischen Schriftsteller Appulejus, die Mittheilung einiger interessanten Novellen und Märchen verdanken.

Uns haben die Brüder Grimm die tiefe Poesie, die im Volksmärchen lebt, entdeckt. Das war keine ihrer letzten Thaten. Nur Jemand, der so wie Jacob Grimm bis an sein Ende mit Kindesaugen in die Welt geblickt, konnte die Schätze kindlich naiver Dichtung heben, die im Märchenwalde vergraben waren und die uns zum großen Theil in ein jugendlicheres und froheres Alter unseres Volkes zurückführen. Wir Anderen müssen uns die Empfindung für die Schönheiten der Volkspoesie oft erst künstlich zurechtlegen. Heute ist die Zahl der Schatzgräber auf diesem Gebiete Legion. Auch hier sind natürlich Viele berufen, aber Wenige auserwählt.

Aschenbrödels Schönheit war es, in die sich der Prinz verliebte; und seinem poetischen Gehalte hat es das Märchen zu verdanken, wenn es aus seiner Aschen-

bröbelrolle gezogen ward. Aber nicht das allein erklärt es, wenn man heute alle volksthümliche Dichtung mit so regem Eifer sammelt, wenn zu diesem Zwecke in Frankreich, England, Italien, Spanien, Griechenland — leider weder in Deutschland noch in Oesterreich — Gesellschaften gegründet und Zeitschriften herausgegeben werden. Denn weder ist unsere Zeit in so hervorragendem Maße der Pflege des Poetischen hold, noch ist Alles, was Märchen ist, auch zugleich Poesie. Nicht Alles wandelt sich in Gold, was der Stab des Märchenerzählers berührt. Viel Maßloses und Ungeheuerliches steckt in den Märchen, auch viel Geschmackloses und geradezu Widerwärtiges. Zwar setzt sich meistens die Tugend zu Tisch, aber die vorhergehenden Expektorationen des Lasters sind nicht immer sehr appetitlich. Es ist ein anderer Zug unserer Zeit, welcher dieser Ausdehnung der Märchenforschung Vorschub leistet, dieselbe Vorliebe für das in culturhistorischer und ethnographischer Beziehung Charakteristische, welche die decorative Richtung der Meininger, welche die ethnographische Oper und Operette geschaffen, welche die naturalistische Romandichtung und Malerei ins Leben gerufen hat und welche die unverdienten Erfolge der Herren Dahn und Ebers erklärt. Man konnte ja gelegentlich der „Nibelungen"-Aufführungen zu lesen bekommen, daß ein sterbender Drache sich eben absolut nicht anders benehmen könne als so, wie ihn Wagner sterben lasse. Die Grenzen zwischen Poesie und Wissenschaft fangen an sich zu verwischen; unsere Gelehrten füllen ihre Gelehrsamkeit in sogenannte Dichtungen, und Zola weiß in den Gemüsearten Bescheid, wie Madame Angot. Solchen Tendenzen kommt die Volksliteratur ebenfalls entgegen. Und so wird das duftige Waldkind, dem unsere größten

Lyriker, Goethe und Heine, in verschwiegener Minnestunde die Geheimnisse seiner Kinderseele ablauschten, nicht blos in seiner defecten Toilette in den Salon gezerrt, sondern auch auf den Secirtisch gelegt und bei lebendigem Leibe über alle Heimlichkeiten seines Leibes verhört.

Ich bin gewiß der Letzte, von dem man ein ungünstiges Urtheil über Märchen und Märchensammlungen erwarten wird. Aber wer, wie ich, die Märchenforschung nur als angenehme Erholung von anderer Arbeit betreibt, wie man nach heißer Wanderung gern einen Trunk aus erfrischendem Bergquell thut, der wird vielleicht angesichts der von Jahr zu Jahr immer mehr anwachsenden Literatur auf diesem Gebiete auch fragen: Geschieht hier nicht des Guten manchmal etwas zu viel? Ist es nicht Zeit, von den zerstreuten und zerstreuenden Einzelheiten einmal aufzusteigen zum Allgemeinen? Wir haben genug Theile in der Hand, um endlich einmal das geistige Band suchen zu sollen. Theodor Benfey hat uns in seiner Einleitung zum „Pantschatantra" eine nicht genug zu bewundernde Untersuchung über die Verbreitung der Märchenstoffe vom Orient nach dem Occident gegeben. Man hat sich oft gegen seine Beweisführung aufgelehnt; ernsthaft widerlegt hat sie noch Niemand. In den fünfundzwanzig Jahren, die seit dem Erscheinen dieses Buches verflossen sind, ist unsere Kenntniß der Märchenliteratur der verschiedenen Völker ungeheuer erweitert worden. Mir will scheinen, als ob es Zeit sei, seine Untersuchung wieder aufzunehmen. Wie viel von den Märchen, die unter den europäischen Völkern im Umlaufe sind, dürfen als Niederschläge alter arischer Anschauungen betrachtet werden? Wie viele sind

aus dem Orient, speciell aus dem buddhistischen Indien, eingewandert? Welche Wege haben sie genommen? Diese und ähnliche Fragen fordern schon längst zur Beantwortung geradezu heraus. Das Zusammentragen von Parallelen in jeder neu erscheinenden Märchensammlung ist höchst schätzbar und höchst dankenswerth, aber es ist nicht Alles.

Man hört das große Wort „Völkerpsychologie" seit Langem bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit aussprechen. Trotz der besonderen Zeitschrift, welche dieser Wissenschaft gewidmet ist, finde ich nicht, daß sie aus dem Tasten nach Zufälligem und leicht Erreichbarem herausgekommen sei. Das Volkslied und das Volksmärchen bieten ihr ungeheuer viel Stoff. Denn trotz alles Gemeinsamen, mag dies auf Entlehnung oder auf Urverwandtschaft der Völker oder endlich auf der überall wesentlich gleichen Anlage des menschlichen Geistes beruhen, hat hier kein Volk seine Individualität verleugnet. Sie scheint bis in die kleinsten und äußerlichsten Züge durch. Das „Tischlein deck' dich" zaubert im arabischen Märchen das beliebte Nationalgericht Fatt hervor, im italienischen Maccheroni, im französischen Café und Cognac.

In diesem Sinne wird auch die Alterthumswissenschaft nicht verschmähen dürfen von der Märchenforschung zu lernen. Freilich würde die letztere die Gunst jener nicht verdienen, wären solche Anschauungen allgemein, wie ich sie bei einem begabten jüngeren Märchensammler zu meinem Bedauern ausgesprochen finde. Derselbe kokettirt förmlich mit seiner absoluten Geringschätzung der classischen Philologie. Sie erscheint mir ebenso unberechtigt wie der selbstgenügsame Hochmuth, in dem

ſich die Anthropologie häufig gefällt. „Ich widmete mich der claſſiſchen Philologie," erzählt Herr Krauß in der Vorrede eines ſeiner Bücher. „Vier Jahre lang warb ich mit der Beharrlichkeit eines Ulrich von Lichtenſtein um die Gunſt dieſer Dame. Als ſie mir endlich Einlaß in ihr Allerheiligſtes gewährte, machte ich die Entdeckung, daß ich eine abgelebte Alte vor mir habe, die keine Gunſt mehr auszutheilen hat." Mich hat dieſer Mangel an Galanterie bei einem Schriftſteller befremdet, der nicht blos bei der Erwähnung ſeines alten Mütterchens die wärmſten Herzenstöne anzuſchlagen weiß, ſondern der ſelbſt die ihm gegenüber wohnende Näherin mit ſympathiſchem Auge betrachtet. Doch nicht blos, weil ſie jung iſt? Aber mißt ſich der Reſpect, den wir einer Dame ſchulden, blos nach den vergänglichen Gunſtbezeigungen, die ſie austheilen kann und will? Verehren wir nicht eine alternde Künſtlerin auch dann noch, wenn die Zeit längſt vorüber iſt, in der ſie uns durch ihre Leiſtungen entzückte? Zudem fürchte ich, daß Herr Krauß gar nicht bis in das Allerheiligſte gedrungen iſt. Er hat vielleicht die banauſiſche Menge, welche im Vorhofe Hekatomben von Conjecturen ſchlachtet, mit den Prieſtern verwechſelt, die drinnen ihres Amtes walten. Gewiß ſind auch hier viel Thyrſosträger und nur wenige Bakchen; und gewiß iſt auch hier mancher Prieſter nur ein Haruſpex, welcher lacht, wenn er dem andern begegnet. Aber ich glaube nicht, daß man den berechtigten Haß gegen das profanum vulgus auf die wirklich Eingeweihten übertragen darf, und ſeien ihrer noch ſo wenige. Eine Wiſſenſchaft, die noch vor Kurzem ein Buch wie Niſſen's „Ita-

liſche Landeskunde“ hervorgebracht hat, iſt noch lange nicht todt.

Ein hervorragender claſſiſcher Philologe und Archäologe verſicherte mir einmal, daß die Sprache der heutigen Griechen auf ihn einen höchſt unangenehmen und widerwärtigen Eindruck gemacht habe. Mich, der ich Sprachforſcher bin, hat jedes lebendige Wort eines Griechen mindeſtens ebenſoſehr intereſſirt, als die ehrwürdigen Züge einer verwitterten Inſchrift; trotzdem habe ich den Mann wegen jener Aeußerung nicht geringer geſchätzt. Sie iſt einſeitig, gewiß, aber ſie iſt zu erklären; und Verſtehen iſt auch hier Verzeihen. Ebenſowenig darf man es Jemandem, der nur mit den leuchtenden Geſtalten der griechiſchen Dichtung und Plaſtik umzugehen gewohnt iſt, allzuſehr übel nehmen, wenn er ſich vom Volksmärchen theilnahmslos abwendet. Es iſt der griechiſche Geiſt, der hier weiter wirkt. Der Märchenforſcher übt die beſte Vergeltung, wenn er trotzdem bei der Philologie in die Schule geht und ihr, wenn möglich, neue Quellen erſchließt. Ich glaube, derjenige wird der beſte Märchenforſcher ſein, der auf der tüchtigen Grundlage philologiſcher Bildung ſteht. Die kritiſche Sichtung, die methodiſche Vergleichung, das formelle wie ſachliche Verſtändniß eines ſo weitläufigen und häufig ſo fragwürdigen Materials kann der philologiſchen Vorbildung nicht entbehren.

Um gerade an die ſlaviſchen Märchen des eben erwähnten Forſchers anzuknüpfen, ſo ergeben ſich Beziehungen zwiſchen ihnen und der claſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft mehrere. Ich will nicht die Säulen hervorheben, welche in dem Augenblicke, wo die Stute durchfliegt, zuſammenſchlagen und ihr ein Stück vom Schweife aus-

reißen — ein Märchenzug, der bereits in den Symplegaden der Argonautenſage vorkommt, oder das ebenfalls weit verbreitete Motiv, daß der ungehorſame Finder eines Schatzes ſtatt des Goldes Kohlen in den Händen behält, was ſchon im Altgriechiſchen das Sprichwort: „Kohlen ſtatt Schätzen finden“ hervorgerufen hat. Ich weiſe lieber auf zwei Gattungen von Märchen und Sagen hin, die in der Krauß'ſchen Sammlung durch zahlreiche intereſſante Exemplare vertreten ſind, die Schickſalsſagen und die Hexenſagen. Weit verbreitet iſt z. B. bei den Südſlaven der Glaube, daß die Hexen dem Schlafenden die linke Bruſtſeite öffnen, ihm das Herz herausnehmen und auffreſſen; der ſo ausgeweidete Menſch kann unter Umſtänden noch eine Zeit lang leben, ja die Hexe kann ihm ſeine beſondere Todesart beſtimmen. Herr Krauß hält dieſen ſüdſlaviſchen Glauben für ziemlich jungen Urſprungs. Ich kann dieſe Anſicht deshalb nicht theilen, weil uns Appulejus im Anfang ſeines „Goldenen Eſels“ eine Hexengeſchichte erzählt, die offenbar auf demſelben Glauben beruht. Zwei Reiſegefährten, Sokrates und Ariſtomenes, ſchliefen in demſelben Zimmer. Gegen Mitternacht drangen zwei Frauen in vorgerücktem Alter ein, von denen die eine eine brennende Lampe, die andere einen Schwamm und ein bloßes Schwert trug. Die letztere ſtieß dem Sokrates das Schwert in die linke Seite, holte ſein Herz heraus und verſtopfte die Wunde mit dem Schwamme, indem ſie die Worte ſprach: „Schwamm, Schwamm, Waſſerkind, hüt' dich über'n Fluß zu geh'n!“ Ariſtomenes, der zugeſehen hat, glaubt am andern Morgen, geträumt zu haben, als er ſeinen Kameraden ſich mit ihm auf die Wanderung begeben ſieht. Unterwegs klagt dieſer über Müdigkeit und

großen Hunger und Durst; als er sich über den Spiegel des Flusses bückt, um zu trinken, bricht die Wunde auf, der Schwamm fällt heraus und der Leichnam stürzt in den Fluß. Die Geschichte spielt in Thessalien, dem classischen Lande der Hexen- und Räubergeschichten, und wie die Erzählungen von Briganten, die Appulejus berichtet, dort noch in unseren Tagen Analogien finden, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die Völker der Balkan-Halbinsel seit uralten Zeiten derartige Hexensagen hatten, die vielleicht von den eingewanderten Slaven erst übernommen worden sind.

Bekannt ist der Glaube der Südslaven an die Vorherbestimmung des Schicksals durch Feen, welche hier Subjenice, Rodjenice oder Usude heißen. Unter den in der Sammlung von Krauß mitgetheilten Schicksalssagen ist auch eine Oedipus-Sage. Einem König wurde nach langem Warten ein Sohn geboren. Während der aus Anlaß dieses Ereignisses veranstalteten Festlichkeiten versammeln sich in einem Stalle drei Subjenice und bestimmen ihm nach einiger Debatte — diese Damen sind nämlich niemals derselben Meinung — er solle in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre Vater und Mutter tödten. Ein paar Bettler, die dort übernachteten, haben es gehört und erzählen es den Eltern. Von der Mutter erfährt es der herangewachsene Sohn, und um dem schrecklichen Schicksale zu entgehen, verläßt er das Elternhaus und verbrennt sich im Walde. Aber sein Herz bleibt lebendig, und ein vorübergehendes Mädchen schafft daraus den ganzen Jüngling wieder zum Leben. Er kehrte nach Hause zurück und erschlug einmal, als man ihm sagte, Räuber seien ins Haus eingebrochen, in blindem Umherhauen auch den König und die Königin. Freilich

sind diesem Märchen nur die allgemeinen Umrisse mit der alten Oedipus-Sage gemeinsam. Höchst merkwürdig ist es, daß sich ein zu derselben gehöriger Zug, die Sphinxsage, in einem modernen gascognischen Märchen findet. Dort wird eine mit Schätzen angefüllte Grotte von einem großen Thier mit einem Menschenkopf bewacht, das die Hälfte des Goldes dem versprochen hat, welcher ihm drei Räthselfragen beantwortet. Die dritte derselben stimmt mit dem alten Räthsel vom Menschen überein: bei Sonnenaufgang kriecht es wie die Schlangen und Würmer, Mittags geht es auf zwei Beinen wie die Vögel, bei Sonnenuntergang aber auf drei.

Die neue Sammlung französischer Märchen des Herrn Sebillot, der ich diese Mittheilung entnehme, enthält noch einige andere interessante Beziehungen zum classischen Alterthum. Eine neue Version der Polyphem-Sage fällt nicht besonders auf; mehr vielleicht, wenn ein Motiv derselben auf ein Feenmärchen übertragen worden ist. In Anjou kam eine Fee alle Tage in eine Hütte und nahm das neugeborene Kind der Bewohnerin auf ihren Arm, um es herumzutragen und zu liebkosen. Die Mutter war eifersüchtig darauf und erzählte die Sache ihrem Manne. Dieser versprach ihr, die Fee zu vertreiben. Eines Tages fand die Fee statt der Mutter einen Mann im Zimmer. „Wer bist du?“ fragte sie ihn. „Ich heiße Niemand,“ antwortete der Mann. Als die Fee am Abend durch den Kamin entschwinden wollte, warf ihr der Mann glühende Kohlen an die Füße. Die verbrannte Fee stieß Schmerzensschreie aus; als aber ihre Schwestern sie fragten, wer ihr dergleichen angethan habe, antwortete sie: „Niemand,“ und wurde darüber weidlich ausgelacht. Auch die Geschichte von

Odyſſeus und dem Windſchlauch des Aeolus findet ſich in einem der Sebillot'ſchen Märchen getreulich wieder.

Die Erforſchung der Volksſeele mit Hülfe der Volksdichtung iſt eine edle und ſchöne Aufgabe. Aber die Reconſtruction einer Epoche der Menſchheitsgeſchichte, von deren geiſtigem Kapital wir immer noch zehren und noch auf lange, lange Zeit hinaus zehren werden, bleibt trotz aller Anthropologie und Ethnologie doch eine Wiſſenſchaft, die ebenfalls des Schweißes der Edlen werth iſt. Warum ſoll da Zwietracht herrſchen, wo einmüthige Arbeit beide Theile fördern kann? —

esser conviene
Amor sementa in voi d' ogni virtute
E d' ogni operazion che merta pene.

III.

Aegyptiſche Märchen.

So oft ich in die Sculpturen-Sammlungen des Louvre kam, war mein erſter Gang zur Venus von Milo und mein letzter zu dem ägyptiſchen Schreiber. Vor der leuchtenden Göttergeſtalt verrichtete ich meine Morgenandacht, griechiſchem Genius und erhabenſter Frauenſchönheit zugleich huldigend; und wenn ich vor dem Fortgehen in der ägyptiſchen Abtheilung den niedergekauerten Herrn begrüßt hatte und von ſeinen glänzenden Augen bis zum Ausgange begleitet worden war, dann hatte mir dieſes Meiſterwerk grotesker Realiſtik gewiſſermaßen den Uebergang vermittelt von den idealen Schöpfungen antiker Plaſtik zu den individuellen Typen des Pariſer Straßenlebens. Der Künſtler, der vor ſechstauſend Jahren dieſen Prachtmenſchen aus Kalkſtein nachgebildet hat, iſt klanglos zum Orcus hinabgeſunken, wie alle ägyptiſchen Maler und Bildhauer; er hat zweifellos Anſpruch auf einen hervorragenden Platz in der Geſchichte der bildenden Kunſt. Unſere Zeit kann beſſer als irgend eine andere die unendliche Lebenswahrheit dieſer Schöpfung würdigen, das viereckige Geſicht mit dem Ausdrucke gutmüthiger und unproductiver Intelligenz, die weit abſtehenden Ohren mit den rieſigen Ohrmuſcheln, den Körper von mäßigem Embonpoint, die knochigen Plebejerhände. Und daran welche Finger! Kein Clavierſpieler dürfte heute unzufrieden damit ſein, ſo ſehr ſind ſie durch Anpaſſung an

das viele Schreiben gelängt. So sitzt er da in der noch jetzt den Orientalen familiärsten Stellung, das Schreibrohr in der Hand, auf den Knien den Papyrus, durch die halb angespannte Musculatur verrathend, daß er jeden Augenblick bereit sei, das unterbrochene Geschäft des Schreibens wieder aufzunehmen.

Mir ist dieser Schreiber immer als die Incarnation des eigentlichen und wahren Aegypterthums erschienen. Er ist sicher kein geistreicher Mensch gewesen, und die Aegypter waren kein geistreiches Volk; aber sie waren thätig, pflichteifrig, gewissenhaft, häusliches und öffentliches Leben in musterhafter Ordnung führend, die auch nach der Vernichtung des irdischen Daseins zu wirken fortfuhr. Und diese schätzenswerthen Eigenschaften zeichnen sich auch in den Zügen meines Freundes. Es hat mir zu ganz besonderer Befriedigung gereicht, als ich neulich durch einen Aufsatz eines ägyptologischen Fachmannes darüber belehrt wurde, daß nach ägyptischer Auffassung nur der Schreiber der wahre Mensch war, der hoch über den Vertretern aller anderen Berufszweige stand. Allerdings der Schreiber im weiteren Sinne, der Gelehrte und besonders der Beamte. Auf das Urbild der Statue im Louvre ist freilich nur ein schwacher Strahl von dem Glanze gefallen, der das Schreiberthum seiner Heimat verklärte. Er war keiner von den Großen, kein Minister und auch kein Poet, der endlose Hymnen an den Sonnengott verübte; ja er saß nicht einmal mit seinem Schreibzeug an der Straßenecke, um jungen Leuten, deren große Verliebtheit in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrer Kenntniß der Schreibekunst stand, zu einem angemessenen Ausdrucke ihrer Gefühle zu verhelfen. Er war nur ein bescheidener Privatsecretär und mußte die Naturallieferungen be-

rechnen, welche die Einkünfte seines Gebieters ausmachten. Und im Bilde fuhr er fort, seinem todten Herrn denselben Dienst zu leisten, und zeichnete auf, was an Speise und Trank für diesen von den Angehörigen gesendet wurde. Denn das war der Sinn, wenn man das Bild des Schreibers zusammen mit dem des Hausvaters in einem Grabe barg.

Der alte Herr würde sicherlich große Augen machen, könnte er die zierliche Uebersetzung altägyptischer Märchen sehen, die Herr Maspero, der General-Direktor der Sammlungen des Vicekönigs, veröffentlicht hat. Er mußte sich damit abquälen, die schwerfälligen Züge der hieratischen Cursivschrift in mühseligem Ductus auf seine Papyrus zu bannen, und hier liegen die Erzeugnisse der Erzählerkunst seiner Landsleute in einem reizenden Duodezbändchen vor uns, mit Elzevirdruck auf holländischem Papier, in rothe Leinwand elegant gebunden. Die liebenswürdige Leserin, die durch Georg Ebers langsam und sicher an das Land der Pharaonen gewöhnt worden ist, darf sich nicht scheuen, das Buch in die Hand zu nehmen.

Aber Märchen!? Ist es möglich, daß diese alten Aegypter sich an Märchen vergnügt haben, sie, die seit unserer Schulzeit für uns das Urbild feierlicher und etwas philisterhafter Würde sind, die auf den Bildwerken mit ihren zusammengeschlossenen Füßen und den rechtwinklig gestellten Ellbogen so gravitätisch dasitzen und die uns noch als einbalsamirte Mumien so viel aufrichtige Ehrfurcht einflößen? Dieselben Männer, welche die Pyramiden für die Ewigkeit, so scheint es, gebaut haben, sollten an diesen leichtesten Seifenblasen einer kindlichen Phantasie Gefallen gefunden haben? Aber es

wäre im Gegentheil merkwürdig, wenn die Aegypter keine Märchen gehabt hätten. Es giebt kein Volk auf der Erde, das ohne dieſe Bethätigung ſeiner Einbildungskraft dahinlebt. Wo es nicht die leiſeſte Ahnung einer Literatur giebt, da giebt es doch Märchen. Die ſicilianiſche Bäuerin, die keinen gedruckten oder geſchriebenen Buchſtaben zu leſen vermag, hütet einen Schatz köſtlichſter Volksliteratur in ihrem Gedächtniſſe, und der Albaneſe, für den ein Alphabet noch erfunden werden ſoll, erzählt nach vollbrachtem Wegelagern des Abends am Herdfeuer Märchen, die von Generation zu Generation forterben. Losgelöſt von Ort und Zeit, flattern dieſe anmuthigen Geſchichten von Land zu Land, von Volk zu Volk, und was dereinſt im fernen Indien ausgedacht ward oder beſtimmte Geſtalt gewann, das ertönt heute im Zelte des arabiſchen Scheikhs wie in der Strandhütte des ſchottiſchen Fiſchers. Das deutſche Kind weint über das Loos Schneewittchens, das von dem Haſſe der böſen Stiefmutter bis zu den Zwergen verfolgt wird; und in Griechenland weiß man von Rodia, die ſelbſt unter dem Schutze der Königin der Nacht vor ihren neidiſchen Schweſtern nicht ſicher iſt. Und hier wie dort bezaubert die Scheintodte, im gläſernen Sarge ruhend, das Herz des Königsſohnes und gewinnt, zum Leben erweckt, ſeine Hand, „und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie heute noch“. Allenthalben dieſelben Stoffe, dieſelben Motive, dieſelben Figuren, durch nachbarlichen Verkehr zwiſchen den Nationen ſchon zu einer Zeit in Umlauf geſetzt, als noch nicht die Erfindung Gutenberg's den Gedanken mit Leichtigkeit durch die Welt trug; allgemein menſchlich und doch überall der beſonderen Individualität des Volkes angepaßt; beim Erzählen jedesmal neu geſchaffen, um-

geformt, erweitert, verkürzt, und doch immer die Grundzüge des alten Urbildes bewahrend selbst in der ärgsten Entstellung. Duftigste Poesie geht zusammen mit dem derbsten Schwanke. Des täglichen Lebens nackte Noth und gemeine Leidenschaften treiben die Kinder aus dem Elternhause, das Mädchen fort von Schwestern oder Stiefmutter, aber über dem dunklen Walde wölbt sich der blaue Himmel mit der Pracht seiner Sterne, die mit dem verlassenen Kinde reden, und der Prinz kommt und hebt die Verstoßene auf sein Roß, und dem Erzähler verschwindet seine armselige Hütte und ein glänzender Saal thut sich ihm auf, wo Alles von Golde blinkt und wo Feen in anmuthigster Weise dem armen Bauernsohne die Honneurs ihres Hauses machen. Und so baut sich im Märchen neben der getreu abgezeichneten wirklichen Welt eine phantastische auf, in der die mannichfachen Dissonanzen dieses Lebens sich auflösen in eitel Freude und Wohlgefallen.

Als Herodot in Aegypten reiste, erzählte ihm einer seiner Cicerone eine wahrhaftige Geschichte vom Könige Rampsinit und dem schlauen Diebe in seinem Schatzhause, der Leichenwächter und Prinzessin auf höchst ergötzliche Weise betrog, bis ihm der Fürst Verzeihung zusicherte und ihn schließlich zu seinem Eidam machte. Der Grieche hat mit köstlicher Naivetät diese Erzählung in seinem Geschichtswerke wiedergegeben, und auf diese Weise sind wir zur Kenntniß eines Stückes ägyptischer Volksliteratur gelangt, wie es im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung im Umlauf war. Denn wir wissen längst, daß die Geschichte vom Schatzhause des Rampsinit ein Märchen ist, die älteste Form eines Diebsschwankes, der noch heute ungemein weit verbreitet und uns aus

Indien, Tibet, Rußland, Griechenland, Holland, Tirol, Frankreich und Schottland bekannt ist. Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß alle diese Versionen aus der Erzählung Herodot's abgeleitet seien; sie sind uns zum Theile aus einer Zeit überliefert, wo die Manuscripte seines Werkes noch unerlöst im Staube der Bibliotheken schlummerten. Nur mündliche Ueberlieferung von Volk zu Volk ist möglich. Eine andere Frage ist, ob das Märchen in Aegypten entstanden oder erst dorthin importirt worden ist. Man neigt zu der Annahme, daß alle noch heute cursirenden Märchenstoffe aus Indien nach dem Westen eingewandert seien, und obwohl mir dieselbe weit davon entfernt scheint, bewiesen zu sein, will ich mich doch hier nicht gegen sie auflehnen. Sicherlich hat schon in sehr früher Zeit ein reger Verkehr der Anwohner des Indus und Ganges mit den Vorderasiaten stattgefunden, wenn wir auch nicht immer im Stande sind, seinen Wegen genau nachzugehen; und wie die Inder ihre Schrift von semitischen Stämmen bezogen haben, so können die semitischen Händler sehr wohl außer den Naturprodukten des fernen Wunderlandes auch Märchen und Novellen in die Heimat mitgebracht haben. Und von Syrien nach Aegypten war der Weg ein kurzer.

Das fünfte Jahrhundert ist ja zudem für das Pharaonenreich eine sehr späte Zeit, wo der fremde Eroberer bereits im Lande schaltete und ausländischem Einflusse überall Thor und Thür geöffnet war. Denn daß der Schwank an den Namen des alten Königs Ramses anknüpfte, war nur Willkür volksthümlicher Ueberlieferung oder bewußte Fälschung speculativer Fremdenführer. Viel älter ist das Meiste von dem, was sonst in dem Büchlein des Herrn Maspero steht; die Handschrift zum Beispiel

mit dem Märchen von den zwei Brüdern ist mehr als dreitausend Jahre alt, das Märchen selbst also noch älter. Auch hier erhebt sich immer wieder dieselbe Frage, ob die Ufer des Nils selber die Heimat dieser Märchen und novellenartigen Erzählungen sind. Wer sich die alten Aegypter als ein Volk vorstellt, das in starrer Abgeschlossenheit nur aus sich selbst die Bedingungen seiner ganzen Existenz schöpfte, wird geneigt sein, wenigstens für diese ältere Periode Erzeugung der Märchen im Lande selbst anzunehmen. Keine Vorstellung kann aber irriger sein. Schon die Bedürfnisse der ununterbrochen in Asien Krieg führenden Armeen zogen eine Menge Leute über die Grenzen des Vaterlandes, und die Heimkehrenden weckten leicht den in der Brust eines jeden Menschen schlummernden Reisetrieb. Ein Schreiber vermochte die Beschreibung einer fingirten Reise nach Syrien als Stylübung anzufertigen; die Beschwerlichkeit schlechter Wege, Angriffe durch Briganten, Fährlichkeiten durch leichtsinnige Liebesabenteuer sind nicht vergessen. Und wer die Abenteuer des Sinuhit erzählt hat, muß die geschilderten Gegenden selbst gesehen haben; er wußte, was es heißt, mitten in der Wüste dem Verschmachten nahe zu sein: „Der Durst nahm Besitz von mir, Erschöpfung lähmte meine Glieder, schon sprach ich zu mir: das ist der Vorgeschmack des Sterbens, als plötzlich mein Muth wieder auflebte, denn ich hörte die süße Stimme von Heerden.“ Und in den Matrosenschänken erzählte man sich Schiffermärchen, wie später die Seefahrer im jonischen Meere vom Odysseus sangen, wie noch heute in Kairo den Abenteuern Sindbad's gelauscht wird; die Insel der Seligen fehlt nicht und nicht der Drache, der ihre Schätze behütet und den fremden Waghals reich-

lich beſchenkt mit Parfüm und Weihrauch, mit Elephantenzähnen und hundsköpfigen Affen. Man ſieht, die ägyptiſchen Drachen benehmen ſich manierlicher als ihre Collegen in den europäiſchen Märchen.

Nun, aus Ländern, die ein wirklicheres Daſein hatten, als dieſe Zauberinſel, konnten ſehr wohl ſchon in früherer Zeit Märchen eingeführt werden, wenn man ſchon den Aegyptern gar keine eigene Erfindungsgabe auf dieſem Gebiete zutrauen will. Man geht aber wohl mit der Annahme durchgängiger Entlehnung hier wie anderwärts zu weit und überſieht, daß die überall weſentlich gleiche geiſtige und äſthetiſche Anlage des Menſchen unter gleichen Bedingungen an verſchiedenen Stellen unabhängig das Gleiche zu ſchaffen vermochte. Wir wiſſen aus dem Alten Teſtamente, daß es leider auch in Aegypten Frauen gab, die nicht ganz auf der Höhe ſittlicher Weltanſchauung ſtanden: Potiphar's Weib wirft ihre Augen auf den ſchönen Joſeph, und da er ſtandhaft bleibt, verklagt ſie ihn bei ihrem Gatten eines Attentats auf ihre Tugend. Daß dieſe Geſchichte nicht tendenziöſe Erfindung eines den Aegyptern feindſeligen Iſraeliten ſei, zeigt uns das erſte von Maspero's Märchen. Bitiu lebt bei ſeinem Bruder Anupu, dem er das Feld beſtellt; als er eines Tages allein heimkommt, macht ihm die Schwägerin die nämliche Propoſition wie Frau Potiphar dem hebräiſchen Diener ihres Mannes. Bitiu weiſt ſie ab, iſt ſogar ſo unhöflich, ihr eine Moralpredigt zu halten, und geht wieder hinaus auf's Feld. In ſeiner Abweſenheit ſtellt die brave Gattin dem Eheherrn die Sache mit etwas veränderter Pointe dar, und Anupu lauert dem Bruder hinter der Thüre auf, um ihn zu erſchlagen. Rechtzeitig von ſeinen Kühen gewarnt, die in dieſem ent-

ſcheidenden Momente ſich glücklicherweiſe der menſchlichen Sprache bedienen, flieht dieſer und lebt im Akazienthal ein Leben der Verbannung. Es iſt nicht ſchwer, anderweitig ähnliche Geſchichten aufzufinden; die griechiſche Heldenſage allein bietet mehrere: Bellerophon, der die Liebe der Königin Anteia unerwidert läßt und auf ihre Veranlaſſung dann in fremdes Land geſchickt wird, um dort unterzugehen, und vor allem Hippolyt, der die verbrecheriſche Flamme im Herzen der Stiefmutter entzündete und dafür mehrfach von mitleidsloſen Dramatikern dem Tode geweiht worden iſt. Sollen wir darum glauben, daß Phädra aus Potiphar's oder Anupu's Frau abgeleitet iſt oder gar, daß ſie alle drei Niederſchläge eines uralten indogermaniſchen oder vorindogermaniſchen Sonnen- oder Wolkenmythus ſind? Auch in der Märchenforſchung ſcheint es mir unſtatthaft, ein einziges Erklärungsprinzip durchzuführen. Ich denke, es wird überall vorgekommen ſein, und ſei es auch noch ſo ſelten geweſen, daß ein reiner Jüngling den Verlockungen einer verderbten Frauennatur widerſtanden hat; die Angſt des verſchmähten Weibes vor Entdeckung und die Verleumdung bei dem ahnungsloſen Gatten ſind ſo natürliche Züge, daß ſie ſich daraus ganz von ſelbſt ergeben. Und ſo ſcheint es nicht merkwürdig, daß eine und dieſelbe Erzählung mit denſelben Motiven ſelbſtändig an verſchiedenen Punkten entſtand.

Wir dürfen darum nicht glauben, daß die Frauen im alten Aegypten ſchlechter geweſen ſind, als anderswo. Freilich, in den Maspero'ſchen Märchen erſcheinen ſie auch ſonſt nicht von der rühmlichſten Seite. Die Tochter des Pharao Rampſinit geſtattet, um den Dieb zu entdecken, jedem fremden Manne Zutritt in ihr Schlaf-

gemach; sie bringt, wenn man will, dem Staatswohle ein Opfer, aber das Opfer scheint ihr nicht schwer zu fallen. Die Gattin, welche die Götter dem verbannten Bitiu ins Akazienthal geschickt haben, besinnt sich nicht, gegen einige Kostbarkeiten ihren Mann zu verrathen und die Geliebte des Königs zu werden. Prinz Satni sieht ein wunderschönes Weib zum Tempel gehen, reich geschmückt und gefolgt von zweiundfünfzig Dienerinnen; er erfährt, daß es die Tochter des Oberpriesters von Bast ist, das hält ihn aber nicht ab, seinen Pagen zu ihr zu schicken und ihr zehn Goldstücke für ein Rendezvous zu bieten. Die Dame läßt ihm sagen, sie sei ein anständiges Mädchen und wünsche Aufsehen zu vermeiden, aber in ihrer Wohnung sei er ihr willkommen. Doch weiß sie dann den Preis ihrer Gunst noch bedeutend höher zu schrauben. Allerdings kann sie sich, wie Offenbach's schöne Helena, schließlich damit entschuldigen, daß „es doch nur ein Traum ist"; aber dieser Traum mag doch wohl Vorfälle der Wirklichkeit wiedergespiegelt haben, und wo man Töchtern von Königen und Priestern Derartiges nachsagt, liegt es nahe, auf die allgemeine Moralität ungünstige Schlüsse zu ziehen. Wie mir scheint, mit Unrecht. Schwank und Novelle haben überall und zu allen Zeiten die Tendenz gehabt, die Schwächen des weiblichen Herzens und die Verirrungen der Sinne mit grelleren Farben und in größerer Verallgemeinerung zu malen, als es den Thatsachen entspricht. Die leichtfertigen Frauen des Decamerone heben sich von demselben Hintergrunde ab, wie Dante's Beatrice, und dieselbe Zeit, die sich an Sofronia's Opfermuth und an Erminia's Alles überwindender Liebe erbaute, lachte über die frechen Zoten Aretino's. Einen Maßstab für die Sittlichkeit des

Zeitalters giebt weder das Eine noch das Andere ab. Die ägyptischen Märchen haben viel vom Schwank und von der Novelle, und ihre Erzähler haben dieselbe Rancüne gegen das schöne Geschlecht nicht verleugnen können, die den Verfassern der mittelalterlichen Fabliaux in so hohem Maße eigen ist.

Wird die Leserin nach allem diesen das Buch noch in die Hand nehmen wollen? Für die, welche es thut, noch eine Bemerkung. Der ästhetische Genuß bei der Lectüre ist kein sehr bedeutender; die Grimm'schen oder Gonzenbach'schen Märchen lesen sich entschieden mit mehr Vergnügen. Der leichte Flug und die graziöse Anmuth, die in der herodoteischen Darstellung des Rampsinit-Märchens fesseln, werden in keiner der aus Originalquellen stammenden Erzählungen wieder angetroffen. Aber alle haben echt epischen Fortgang mit liebevoller Ausmalung auch des Nebensächlichen und orientalischer Behaglichkeit, so daß ich ihnen am besten die historischen Bücher des Alten Testamentes vergleichen kann. Wer das Fremdartige zu überwinden versteht, der wird alsbald einen Hauch echt ägyptischen Geistes spüren. Heute, wo Hochzeitsreisen auf dem Nildampfer bis Assuan nicht mehr ungewöhnlich sind, wo man Salongesprächen über Hieroglyphen und Hyksos nicht ausweichen kann und wo Vorlesungen über ägyptische Geschichte an Mädchenlyceen für unerläßlich gehalten werden, sollte auch diesen so boudoirfähig auftretenden Märchen ein Platz auf dem Lesetischchen vergönnt werden, und sei es auch neben Uarda.

IV.

Arabiſche Märchen.

Ein intereſſantes Pendant zu den altägyptiſchen Märchen, mit denen ich den Leſer in dem vorhergehenden Aufſatz bekannt gemacht habe, ſind die zwölf ebenfalls aus Aegypten ſtammenden Märchen, mit denen uns Wilhelm Spitta-Bey bekannt gemacht hat. Aber der Herausgeber hat ſie nicht mühſam aus alten Papyrushandſchriften entziffert, ſondern dem erzählenden Munde des Volkes nachgeſchrieben. Es ſind arabiſche Märchen, denn ſie ſind in dem vulgärarabiſchen Dialekt Aegyptens erzählt, von dem wir Spitta ſelbſt eine vortreffliche grammatiſche Darſtellung verdanken — der Verfaſſer, ſeitdem durch einen allzufrühen Tod der Wiſſenſchaft entriſſen, war eine Zeit lang Vorſteher der Bibliothek des Vicekönigs in Kairo — und doch ſind es auch ägyptiſche Märchen, denn ſie entſtammen, um die Worte Herrn Spitta's zu gebrauchen, „à la vieille Égypte populaire, humble et cachée, mais forte par la chaleur intérieure de sa vie, par l'intimité et la naïveté de ses sentiments, à cette Égypte inconnue des financiers et des diplomates, qui, depuis les Pharaons jusqu'à nos jours, a survécu à toutes les civilisations.“

Viel mehr als jene altägyptiſchen Märchen des Herrn Maspéro ſtehen dieſe modernen mitten drin in dem großen Zuſammenhange, welcher gegenwärtig die Märchen-

literatur aller Völker, bis herab zu den Negern Senegambiens und den Schwarzen der nordamerikaniſchen Südſtaaten, verbindet. Das iſt natürlich, denn die Araber ſind ja auch ſonſt gewiß vielfach die Vermittler geweſen, durch welche Märchenſtoffe aus dem Orient nach dem Occident und umgekehrt gewandert ſind. Es iſt daher auch nicht befremdlich, daß die Spitta'ſchen Märchen gerade mit griechiſchen, mit albaneſiſchen, mit ſicilianiſchen Märchen ganz beſonders auffallende Berührungspunkte zeigen. Dabei ſind ſie durchaus in orientaliſches Leben eingetaucht. Zwei Hauptfactoren des öffentlichen Lebens im Orient, das Kaffeehaus und das Bad, ſpielen in mehreren unſerer Erzählungen eine hervorragende Rolle. Der Sultan, welcher verkleidet des Abends mit ſeinem Weſſier durch die Straßen ſeiner Hauptſtadt wandelt, iſt uns ſchon aus „Tauſend und Eine Nacht“ geläufig; orientaliſche Willkürherrſchaft fehlt nicht, nur ſcheinbar hie und da gemildert durch modernere Auffaſſung. So ſieht im vierten Märchen der König die wunderſchöne Frau eines Fiſchers. Er will ſie beſitzen und ſagt ſeinem Weſſier, man ſolle den Fiſcher kommen laſſen und tödten. Der Weſſier aber antwortet: „Es iſt nicht möglich, daß du ihn tödten läſſeſt, ohne daß er eines Vergehens überwieſen iſt, man würde ſchlecht von dir reden und ſagen: der König hat einen Fiſcher wegen einer Frau getödtet.“ Und dann laſſen ſie den Fiſcher kommen, geben ihm Aufgaben, die nach menſchlichem Ermeſſen für ihn unmöglich zu löſen ſind, und er muß ſich ſchriftlich verpflichten, ſich verbrennen zu laſſen, wenn er ſie nicht löſt. Etwas anders machte es bekanntlich David bei der Frau des Uria. Das „Tiſchlein decke dich“ im neunten Märchen iſt eine Schüſſel,

welche sich auf Commando mit Fatt, einem beliebten arabischen Nationalgericht, anfüllt, von dem uns Herr Spitta das Recept nicht vorenthalten hat. Ich will es zur Prüfung durch deutsche Hausfrauen hersetzen: man siedet Fleisch, gießt die Brühe auf kleine Brodschnitten, dann zerläßt man Butter, giebt Essig und zerstoßenen Knoblauch hinein und schüttet das Ganze auf das Brod; endlich deckt man es mit einer Lage von gekochtem Reis zu, auf welchen man die Stücke des gekochten Fleisches legt. Es ist eben so natürlich, daß in dem entsprechenden sicilianischen Märchen (Gonzenbach Nr. 31) das Tischtüchlein Maccheroni herausgiebt. Ja es fehlen selbst Reste uralter ägyptischer Anschauung nicht. Im zweiten Märchen sieht der Held einen Käfer an der Wand kriechen; er will ihn tödten, da sagt die Sclavin des Zauberschlosses, bei der er sich befindet: „Halt ein, tödte ihn nicht, denn er ist mein Leben.“ Als sie dann eingeschlafen ist, tödtet er ihn und die Sclavin stirbt. Hier hat sich wahrscheinlich durch die vielen Jahrhunderte hindurch der altägyptische Glaube erhalten, nach welchem der Mistkäfer (Scarabaeus), der das Weltei zwischen seinen Füßen rollt, als Princip des Lebens galt; man trug ihn als Amulet und setzte ihn den Mumien an die Stelle des Herzens ein.

Aber trotz all dieser orientalischen Localfarben begegnen wir überall den wohlbekannten Gestalten und Motiven unserer europäischen Märchen. Wir treffen den Geisterfürsten, der seine Frau nur bei Nacht und zwar als Schlange besucht und dabei, wie es Gesetz der Geister und Gespenster ist, zum Fenster hereinkommt und durchs Fenster entschwindet; wir treffen die überirdische Jungfrau, die beim Baden ihr Federkleid ablegt

und vom Könige gewonnen wird, indem er ihr dieſes Federkleid raubt. Zwillingskinder werden in einem Käſtchen auf dem Fluß ausgeſetzt und von einem Fiſcher gerettet und erzogen; brave Jünglinge werden von ruchloſen Stiefmüttern oder laſterhaften Schweſtern zur Löſung ungeheuerlicher Aufgaben ausgeſendet, bei denen ſie ihren Tod finden ſollen. Was im deutſchen Märchen der ſtarke Hans iſt, das iſt in unſeren arabiſchen Erzählungen Mohammed der Schlaue. Das iſt bezeichnend genug für die Auffaſſung des Orientalen, dem Liſt und Verſchlagenheit für das weſentlichſte gilt, um durch des Lebens Fährlichkeiten ſich hindurch zu winden; der rede- und ränkegewandte Odyſſeus war der eigentliche Nationalheld der Griechen, mit dem ja auch die atheniſchen Blätter den hingeſchiedenen Patrioten Kumunduros am liebſten verglichen. Ein Märchen finden wir (Nr. 8), das fängt an wie unſer Dornröschen. Eine kinderloſe Frau bittet um eine Tochter, ſollte dieſe auch am Geruche des Flachſes ſterben. Sie bekommt wirklich eine. Von einer alten Frau (die hier, wie mehrfach in dieſen Märchen, die aus Tauſend und Eine Nacht und dem Decamerone wohlbekannte Rolle einer Kupplerin ſpielt,) läßt dieſe ſich verleiten, Flachs zu putzen; dabei dringt ihr eine Faſer in den Finger und ſie fällt wie todt hin. Man baut einen Palaſt auf Säulen in der Mitte des Fluſſes und legt ſie dort auf ein Bett. Dorthin kommt der verliebte Prinz, dem jene Alte den Beſitz des Mädchens verſprochen hatte; er weint um ſie, und wie er ihre ſchönen Finger betrachtet, findet er die Flachsfaſer, zieht ſie heraus und das Mädchen wird wieder lebendig. Er feiert ſeine Vermählung mit ihr. So weit das Dornröschen. Der Fortgang und Schluß ſtimmt

genau überein mit einem ſicilianiſchen Märchen, Nr. 27 in der Sammlung von Laura Gonzenbach. Aus übergroßer Liebe zu dem Prinzen ſtellt ſich ſeine Frau hinter die Thür, um ihm beim Fortgehen nachzuſchauen. Er ſieht ſie, ſpuckt ſie an und ſpricht zu ihr: „Wenn du nicht in die Männer verliebt wäreſt, ſtellteſt du dich nicht hinter die Thür.“ Dann verläßt er ſie. Mit Hülfe des Salomoniſchen Siegelringes, den ſie im Garten findet, baut ſie ſich einen Palaſt neben dem des Prinzen und verleiht ſich eine größere Schönheit als ſie früher beſeſſen. Der Prinz verliebt ſich in ſie und ſchickt ihr, um ſie zu gewinnen, durch ſeine Mutter koſtbare Geſchenke, die ſie jedesmal in der ſchnödeſten Weiſe verwendet; mit dem Brocat läßt ſie das Haus aufwiſchen, mit einem Smaragdenhalsband die Tauben füttern; von dem Prinzen aber verlangt ſie, wenn ſie ihn heirathen ſolle, müſſe er ſich als Todter, in ſieben Leintücher eingehüllt, durch die ganze Stadt in ihr Haus tragen laſſen. Der Prinz thut es; da ſpuckt ſie ihn an und ſpricht zu ihm: „Wenn du nicht in die Frauen verliebt wäreſt, hätteſt du dich nicht in ſieben Leintücher wickeln laſſen.“ Und dann lebten ſie friedlich beiſammen.

Mit einem anderen ſicilianiſchen Märchen (Gonzenbach Nr. 31) deckt ſich das neunte der Spitta'ſchen Sammlung. Ein Jüngling wird durch den Genuß eines Hühnermagens übermenſchlich ſtark und überwindet ſo eine Prinzeſſin, die nur dem ihre Hand reichen will, der ihr an Stärke überlegen iſt. Im Schlafe nimmt man ihm den Hühnermagen aus der Bruſt, er wird wieder ſchwach und flieht. Unterwegs trifft er drei Männer mit Wunderdingen: einem Teppich, der den, der ſich darauf ſetzt, durch die Luft trägt; einer Schüſſel,

die sich auf Commando mit Speise füllt, und einer Handmühle, die Geld von sich giebt. Er nimmt ihnen mit List diese drei Dinge ab und gewinnt dadurch die Königstochter zum zweiten Mal. Sie weiß ihn aber auch darum zu bringen. Er bleibt allein in einer Einöde zurück; dort entdeckt er zwei Dattelbäume, die gelben Datteln des einen lassen Hörner am Kopf wachsen, die rothen des andern lassen sie wieder verschwinden. Damit gewinnt er die Prinzessin zum dritten Mal. Herr Reinhold Koehler hat in seiner Anmerkung zu den Gonzenbach'schen Märchen mehrere parallele Erzählungen angeführt; auch eines von den albanesischen Märchen, die ich im „Archiv für Literaturgeschichte" in deutscher Uebersetzung veröffentlicht habe, gehört in diesen Kreis, Herr Koehler hat auch dazu noch eine Anzahl verwandter Märchen citirt.

Das erste unserer Märchen ist das bekannte von dem Zauberer und seinem Schüler. Wir treffen alle die Hauptmotive desselben darin an: das Versprechen des Vaters, seinen ältesten Sohn dem Zauberer (der hier ein Maghrabi ist) zu geben; das Entlaufen desselben mit seiner Prinzessin; Verkauf des Hammels ohne den Strick, des Kameels ohne den Bügel; endlich die Verwandlungen, wobei sich der Schüler schließlich in einen Granatkern verwandelt, der Zauberer will ihn als Hahn aufpicken, da wird jener zum Dolch und schneidet dem Hahn den Kopf ab.*)

*) Aus der Zahl der verwandten Märchen vergleiche man besonders das deutsche bei Grimm 68, das italienische bei Straparola 8, 6, das rumänische bei Schott 18, das serbische bei Wuk 6, das albanische bei Dozon 22, das mongolische in der Einleitung zum Siddikür, das avarische bei Schiefner 5. Man sehe auch die Zu-

Das zweite Märchen erzählt uns die Geschichte vom „Küchenbär". Das ist der Sohn einer von den vierzig Frauen, die der König hat verstoßen müssen, als er das durch Wegnahme ihres Federkleides gewonnene Mädchen zu seiner Gemahlin gemacht hat. Er ist durch die List seiner Mutter gerettet worden, während die 39 anderen Kinder von den Frauen aus Hunger aufgegessen wurden. Die Königin stellt sich, um ihn zu verderben, krank und verlangt zu ihrer Genesung das Herz des Stieres aus dem schwarzen Thal; Küchenbär soll es holen. Er löst die Aufgabe mit Hilfe einer alten Hexe, ebenso die zweite, wo es sich um das Herz des Stieres aus dem rothen Thal handelt. Dann soll er eine 22 Kilo schwere Granate aus dem Garten des weißen Thales bringen; diesmal muß der Sohn der Hexe beistehen, der sich mit der wohlbekannten Bemerkung: „Ich rieche Menschenfleisch" einführt. Küchenbär muß in dem Garten den bewachenden Hunden und Drachen Brod vorwerfen und darf sich nicht umsehen, wenn er die Granate gepflückt hat. Alles wohlbekannte Züge, die ja bereits in den griechischen Sagen von dem Eindringen Sterblicher in die Unterwelt oder vom Gewinnen des goldenen Fließes vorkommen. Endlich soll er das fliegende Schloß vom Berge Kâf holen. Er gewinnt es mit Hilfe jener Sclavin, deren Lebenskäfer er tödtet, dazu die Augen der vierzig verstoßenen Frauen, die ihnen auf Befehl der Königin ausgestochen worden waren, und eine Flasche mit dem Lebenswasser der Königin. Diese läßt sie, als er sie ihr überreicht, fallen und stirbt auf diese Weise.

---

sammenstellungen von Benfey in der Einleitung zum Pantschatantra S. 411.

Auch hier ist ein sicilianisches Märchen am nächsten verwandt, die Geschichte vom Cacciaturino bei Gonzenbach 80.

Eine hilfreiche Hexe (Spitta übersetzt das betreffende arabische Wort mit ogresse, es ist die Drakäna der griechischen Märchen) kommt auch im elften Märchen vor, das von den beiden Geschwistern handelt, denen von den neidischen Schwestern ihrer Mutter Hündchen untergeschoben worden sind. Sie selbst sind ausgesetzt, aber gerettet worden. Das Mädchen wird nun angestiftet, ihren Bruder nach allerlei nur mit Lebensgefahren zu erlangenden Dingen auszuschicken; er bekommt alle, selbst die schöne Arab-Zandyq, welche die Stelle der „Schönen der Erde" in griechischen und albanischen Märchen einnimmt. Diese führt die Entlarvung der neidischen Schwestern herbei; die Kinder legitimiren sich durch ihre wunderbaren Zeichen, denn sie haben (so hatte es ihre Mutter dem Könige schon vor ihrer Geburt versprochen) abwechselnd ein gold- und ein hyacinthenfarbiges Haar, und wenn sie weinen, donnert und regnet es, wenn sie aber lachen, scheinen Sonne und Mond.*)

Auch die dankbaren Thiere des deutschen Märchens sind in Aegypten nicht unbekannt. So im vierten Märchen. Ein Fisch, der gebraten werden soll, bittet plötzlich um sein Leben und verspricht dem Fischer dafür seinen Schutz; er ist nämlich eine verzauberte Prinzessin. Mit seiner Hilfe entführt der Fischer die Tochter des

*) Bis auf die Einzelheiten stimmt mit diesem Märchen das albanische bei Dozon 2, das griechische bei Legrand S. 77, das serbische im Archiv für slavische Philologie II 626, das zigeunerische bei Miklosich IV 5, das avarische bei Schiefner 12; Herr Coelho hat in seinen „Contos populares portuguezes (Lisboa 1879)" S. XVIII andere Parallelen zusammengestellt.

Sultans vom grünen Lande für seinen Herrscher, bekommt aber das Mädchen selbst, indem er durch List den König veranlaßt, ins Feuer zu springen. Ebenso in dem sicilianischen Märchen bei Gonzenbach 30; nur wird hier die Schönste der Erde nicht durch ein Schiff, sondern durch ein Rößlein entführt; auch hier heirathet sie den, der ihr einen ins Meer geworfenen Ring wieder bringt; auch hier springt der König am Schluß in einen feurigen Ofen.*)

Ich versage es mir, auf die noch übrigen Märchen näher einzugehen, und bemerke bloß noch, daß Nr. 6, die Geschichte des tugendhaften Mädchens, in „Der Jude und das Mädchen" bei Pio „Contes populaires grecs" S. 143 ff. ihr genaues Pendant hat, und daß man zu der „Geschichte von dem Prinzen und seinem Pferde" (Nr. 12) in der Anmerkung von Wollner zu den „Litauischen Volksliedern und Märchen von Leskien und Brugmann" (Straßburg 1882) S. 537 reichliche Nachweise findet, denen ich noch ein albanisches und ein griechisches (Pio S. 166) Märchen hinzufügen kann. Alle, welche sich für die Märchen-Literatur interessiren, sind Spitta für die Mittheilung wenigstens eines Theiles der von ihm gesammelten Schätze — er hat leider noch andere in seinem Pulte zurückbehalten — zum lebhaftesten Danke verpflichtet. Gerade unsere Kenntniß der semitischen Märchen-Literatur ist noch eine dürftige, und eine Erweiterung derselben um so wünschenswerther, als gewiß gerade die semitischen Völker Vorderasiens und Afrikas in der Uebertragung indischer Erzählungsstoffe nach dem

*) Aehnlich ist Gonzenbach 83, Hahn, Griechische Märchen 63, Schott, Walachische Märchen 17.

Abendlande eine bedeutsame Rolle gespielt haben. Die Freude, welche uns die Herren Prym und Socin seiner Zeit durch ihre Veröffentlichung syrischer Märchen gemacht haben, ist uns wiederum zu Theil geworden, als wir diese Erzählungen aus dem alten Wunderlande der Pyramiden in die Hände bekamen, aus dem ja schon einmal eine umfangreiche und hochberühmte Märchensammlung hervorgegangen ist: Tausend und Eine Nacht.

V.

Amor und Pſyche.

Die neue Bearbeitung des Pſyche-Märchens durch Robert Hamerling hat nicht verfehlt, die allgemeine Aufmerkſamkeit wieder auf einen Stoff zu lenken, der ſeit den Zeiten der Renaiſſance Gegenſtand der mannichfachſten Behandlung für dichtende und bildende Kunſt geweſen iſt. Rafael hat in der Farneſina durch hervorragende Schüler einen Cyklus von Frescobildern mit Darſtellungen aus dem Märchen malen laſſen; die Steinſchneider des Cinquecento haben häufig Motive daraus benützt; noch im Anfange unſeres Jahrhunderts hat Angelika Kaufmann den Stoff behandelt; Thorwaldſen und Canova haben in ſeiner Verkörperung gewetteifert. Marini hat in ſeinem geſchmackloſen Epos „Adonis" die Geſchichte von Amor und Pſyche als Epiſode eingelegt; ſie liegt einem Auto sacramental des Calderon zu Grunde; Lafontaine hat ſie zu einem langathmigen Roman, Molière zu einem üppigen Decorationsſtück verarbeitet; bei uns brachte ſie der alte Vater Gleim in Verſe; Wieland wollte ein allegoriſches Gedicht über den Gegenſtand machen, und der Dichter der „Bezauberten Roſe" ſchuf daraus ein griechiſches Märchen in ſieben Büchern.

Für alle dieſe Darſtellungen giebt es nur Eine Quelle. In einem ſpätlateiniſchen Romane, dem „Goldenen Eſel" des Appulejus, iſt die Geſchichte zum erſtenmal erzählt, eine leuchtende Perle unter wüſten Spukgeſchichten und

zweifelhaften Liebesabenteuern. Der Held des Romans, ein sicherer Lucius, hat während eines Aufenthaltes in dem classischen Zauberlande Thessalien ein Verhältniß mit dem Dienstmädchen einer zauberkundigen Dame angeknüpft; dieses, das von den Büchschen und Fläschchen ihrer Gebieterin sich einige Kenntniß erworben hat, will ihn probeweise in einen Vogel verwandeln, vergreift sich aber in der Salbe und sieht plötzlich zu ihrem Schrecken ein Grauthier vor sich stehen. Als solches muß der arme Lucius bis zu seiner endlichen Erlösung allerlei nicht immer ganz reinliche Abenteuer durchmachen. Im Verlaufe derselben hört er das Märchen von Amor und Psyche an, mit welchem ein in Räuberhände gefallenes junges Mädchen von einer alten Frau zerstreut und getröstet wird. „In einem Lande waren einmal ein König und eine Königin.“ Schon dieser Anfang beweist deutlich, daß wir es hier mit einem wirklichen Volksmärchen zu thun haben. Es kann ja nicht zweifelhaft sein, daß sich auch das griechische und das römische Volk des Alterthums ebenso an Märchen ergötzt haben, wie alle anderen Völker; nur ist niemals unter ihnen ein Grimm erstanden, der diese Producte des Volksgeistes für würdig hielt, dem Interesse der Gebildeten, ja der Wissenschaft näher gerückt zu werden. So kommt es, daß wir vom antiken Volksmärchen ungefähr ebenso wenig wissen, wie vom antiken Volksliede. Aber wenn wir sehen, wie in Portugal noch heute ein Märchen erzählt wird von einem Könige, der Eselsohren hatte und dessen Barbier das Geheimniß einem in die Erde gegrabenen Loche anvertraute, so daß dann vom Rohr dasselbe weitergeflüstert wurde; wenn wir sehen, wie selbst bei den Mongolen eine ganz ähnliche Geschichte im Umlaufe ist, so können

wir nicht mehr umhin, auch die von Ovid so anmuthig erzählte Sage vom König Midas mit den Eselsohren unter demselben Gesichtspunkte zu betrachten und darin nichts Anderes zu sehen, als ein altes Volksmärchen. Und so kann eine aufmerksame vergleichende Betrachtung in manchem alten Mythus die von andersher wohlbekannten Züge des Märchens entdecken.

Auch wir haben ja bis in die neueste Zeit kaum eine Ahnung davon gehabt, welch reicher Schatz von Poesie bei unserem Volke zu heben ist. Und die classische Literatur der Griechen und Römer ist in viel höherem Grade noch als die unsere von dem Volksthümlichen abgekehrt gewesen. Appulejus ist der einzige alte Schriftsteller, der ein wirkliches Interesse an dem zeigt, was wir heute Folklore nennen. Ihn leiten allerdings dabei ganz eigenthümliche Gesichtspunkte; aber trotzdem können wir ihm nicht dankbar genug sein, daß er uns das Märchen von Amor und Psyche aufbewahrt hat. Freilich hat er, dem schlechten Geschmacke seiner Zeit und seinem eigenen noch schlechteren folgend, es für nöthig gehalten, das einfache Original durch die Zuthat phantasievoll und geistreich sein sollenden Aufputzes derartig zu entstellen, daß die Erzählung häufig einer Travestie des Märchens ähnlicher geworden ist, als dem Märchen selbst. Es ist ganz ähnlich, wie später Basile in seinem Pentamerone neapolitanische Volksmärchen erzählt und mit barocken Ausschmückungen entstellt hat, oder wie die Gräfin d'Aulnoy ältere Märchen dem Geschmacke ihres Lesepublikums mundgerecht zu machen suchte. Das Alles ist leicht zu erkennen und auszuscheiden. Aber ein Anderes geht tiefer. Auch die Namen Amor und Psyche sind erst von Appulejus in das Märchen eingeschmuggelt

worden; sie haben sicherlich ursprünglich nichts damit zu thun gehabt. In Folge dessen konnte man lange Zeit die wahre Natur der Erzählung des Appulejus als eines Volksmärchens verkennen, man konnte eine tiefsinnige Allegorie, man konnte Beziehungen auf Geheimlehren und Mysterien da suchen, wo nichts vorlag, als eine Aeußerung der Schöpfungslust des Volksgeistes.

Die Verbindung von Amor und Psyche ist eine sicher wenigstens schon dem letzten vorchristlichen Jahrhunderte geläufige Vorstellung. Auf einem pompejanischen Wandgemälde sitzt Psyche in Gegenwart der Nemesis, welche ganz besonders den Frevel und Uebermuth der Liebe straft, mit auf den Rücken gebundenen Händen da, von einem hinter ihr stehenden Eros gehalten und bewacht. Ein Eros mit Schmetterlingsflügeln steht trotzig mit gespreizten Beinen vor ihr und stemmt mit der Rechten die brennende Fackel gerade auf ihre Brust, während er eine zweite mit der Linken zu hellerer Flamme an der Erde aufschürt. Ein dritter schwebt über Psyche und gießt aus einem Gefäße eine Flüssigkeit auf sie herab, um sie durch diese augenblickliche Erfrischung in den Stand zu setzen, auch fernere Qualen zu ertragen. Aehnlichen Darstellungen mit der von Amor gefesselten und gepeinigten Psyche begegnen wir in den späteren Epochen der griechischen Kunst häufig; Otto Jahn hat einmal eine hübsche Abhandlung darüber geschrieben. Psyche, mit Schmetterlingsflügeln dargestellt, ist die menschliche Seele; die Fesselung und Peinigung durch Eros soll allegorisch die Qualen darstellen, welche dieselbe durch die von ihm angefachte Liebesleidenschaft zu erdulden hat. Andererseits sehen wir auch Eros selbst von Psyche gefesselt, an eine Säule gebunden, weinend

und klagend, vor ihm der zerbrochene Bogen; also kräftige Ueberwindung der Liebe durch die Seele. Und endlich wird Amor in Umarmung oder gemeinsamem Gelage mit Psyche dargestellt, fröhlicher Abschluß des grausamen Spiels. Es läßt sich unschwer nachweisen, daß diese allegorischen Vorstellungen des Verhältnisses von Amor und Psyche nicht aus der unbewußt schaffenden, sagenbildenden Kraft des Volkes hervorgegangen sind, sondern poetischer Reflexion ihren Ursprung verdanken und darum auch niemals wirklich Eigenthum des Volkes geworden sind, sondern auf den Kreis des gebildeten Publikums beschränkt blieben.

Wo ist nun der Punkt, wo diese Anschauungen von Amor und Psyche sich mit dem Volksmärchen berührten, welches von Appulejus benützt worden ist? Das Märchen wird ungefähr so gelautet haben. Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten drei Töchter. Die beiden ältesten waren an zwei vornehme Prinzen verheirathet, die jüngste aber, die allerschönste, mußte — wir können nicht mehr sehen warum, so sehr hat der Erzähler das ursprüngliche Motiv verwischt — einem schrecklichen Drachen zur Frau gegeben werden. Sie ward auf die Spitze eines Berges geführt und von dort in einen wunderschönen Palast entrückt, wo sie Alles, was ihr Herz nur begehren konnte, in Hülle und Fülle vorfand. Als es Abend wurde, kam ihr Gemahl zu ihr und verweilte, ungesehen von ihr, die Nacht bei ihr. Er hatte aber nur des Tages seine Drachengestalt, des Nachts war er ein schöner Jüngling. Seiner Frau verbot er streng, jemals nach seinem Aussehen zu forschen, sonst müßte er sofort von ihr scheiden. Aber die beiden auf ihr Glück neidischen Schwestern, die sie trotz der

Warnungen ihres Mannes zu sich einlud, wußten sie zum Bruche ihres Versprechens zu bewegen; eines Nachts, als ihr Gemahl an ihrer Seite eingeschlummert war, zündete sie eine heimlich mitgebrachte Lampe an und erblickte bei ihrem Scheine nicht ein schreckhaftes Ungethüm, sondern den wunderschönsten Jüngling. Sie beugte sich entzückt herab, um den Schlafenden zu küssen, da fiel ein heißer Oeltropfen aus der Lampe auf seine Schulter; er erwachte und verschwand. Verzweiflungsvoll irrte die Verlassene von Land zu Land, um den Entflohenen zu suchen; endlich kam sie zu einer bösen Zauberin, der Mutter ihres Mannes, welche ihr drei Arbeiten aufgab, die anscheinend unmöglich zu erfüllen waren. Zuerst sollte sie einen Haufen von Getreidekörnern und Hülsenfrüchten bis zum Abend auseinanderlesen; die Ameisen thaten es für sie. Dann sollte sie von wilden Schafen mit goldenen Fließen Wolle bringen; sie wollte sich hoffnungslos in den Strom stürzen, da flüsterte ihr das Schilfrohr zu, sie möge warten, bis die Schafe Wolle an den Bäumen abstreiften; diese sammelte sie dann. Endlich sollte sie Wasser aus einer Quelle holen, die in einer furchtbaren, unzugänglichen Schlucht floß und von Drachen bewacht wurde; ein Adler füllte ihr das Krystallgefäß mit dem verlangten Wasser. Durch ihre Treue und Standhaftigkeit ward ihr Geliebter erlöst und wurde in seiner menschlichen Gestalt nun für immer mit ihr vereinigt.

Das sind die Grundzüge in dem Märchen des Appulejus, wie sie durch die Vergleichung mit verwandten Märchen moderner Völker zu gewinnen sind und in der Erzählung des römischen Schriftstellers noch erkennbar genug durch die Uebermalung hindurchscheinen. Das

arme Mädchen, das die Schuld ihrer Neugier durch langes Suchen nach dem Geliebten und durch eine Reihe von Peinigungen büßen muß, bis sie endlich der Seligkeit dauernder Vereinigung mit ihm theilhaftig wird, bot eine Analogie dar zu der Seele, die von Amor gepeinigt wird, aber endlich beglückt in seinen Armen ruht. So nannte Appulejus die schöne Königstochter Psyche, den verzauberten Prinzen machte er zum Liebesgotte selbst; so ward das einfache Volksmärchen in eine symbolische und allegorische Sphäre gerückt. Die böse Schwiegermutter mußte nun natürlich Venus heißen, die hier freilich nicht mehr die Anmuth und Wolluſt athmende Göttin der Liebe und Schönheit geblieben ist. Vielleicht kam hier der Volksglaube schon entgegen. Wenigstens ist in einem neugriechischen Schneewittchen-Märchen die Mutter des Erotas (das ist die moderne Form für Eros) diejenige, welche nicht dulden mag, daß eine Andere schöner sei als sie selbst, und die deshalb die Prinzessin mit dem vergifteten Apfel und dem verzauberten Ringe zu tödten sucht. Und wie die heutigen Vorstellungen von dem Todesgotte Charos in ein ziemlich hohes Alterthum zurückgehen, so kann man das vielleicht auch für diese volksthümliche Anschauung von dem bösartigen Charakter der Aphrodite annehmen.

Wie dem auch sei, jedenfalls gehört unser Märchen von Amor und Psyche in eine große Klasse von Märchen, deren Wesen die Brüder Grimm folgendermaßen bezeichnet haben: „Die gute und unschuldige, gewöhnlich die jüngste Tochter wird von dem Vater in der Noth einem Ungeheuer zugesagt oder sie giebt sich selbst in seine Gewalt. Geduldig trägt sie ihr Schicksal, manchmal wird sie gestört von menschlichen Schwachheiten und muß dies schwer

abbüßen, doch endlich empfindet ſie Liebe zu ihm, und in dem Augenblicke wirft es auch die häßlichen Geſtalten eines Igels, eines Löwen, eines Froſches ab und erſcheint in gereinigter jugendlicher Schönheit. Dieſe Sage deutet die Bannung in das Irdiſche und die Erlöſung durch Liebe an. Stufenweiſe arbeitet ſich das Reine hervor; wird die Entwicklung geſtört, ſo ſtürzt Elend und Schwere der Welt herein, und nur vor der Berührung der Seelen, vor der Erkenntniß in Liebe fällt das Irdiſche ab.“ Die Specialität, die unſerem Märchen mit einer großen Anzahl anderer eigen iſt, liegt darin, daß der verzauberte Jüngling zu beſtimmter Zeit, gewöhnlich bei Nacht, in ſeine wirkliche Geſtalt zurückkehrt, aber von der Geliebten in derſelben nicht geſehen werden darf; geſchieht dies trotz des Verbotes dennoch, ſo zieht dies den Verluſt des Geliebten nach ſich, meiſtens nur den zeitweiligen, ſeltener den dauernden. Es würde unerquicklich ſein, wollte ich ſämmtliche Märchen, denen dies Hauptmotiv gemeinſam iſt, hier aufführen; der Wißbegierige findet im erſten Bande von Friedländer's Darſtellungen aus der Sittengeſchichte Roms reichliche Belehrung. Nur beiſpielshalber will ich auf ein däniſches Märchen hinweiſen, das in der Grundtvig'ſchen Sammlung unter der Ueberſchrift „Wolf Königsſohn“ ſteht. Ein König hat ſeine einzige Tochter einem Wolfe zur Frau geben müſſen. Sie lebte vier Jahre glücklich mit ihm, denn ſie wußte gewiß, daß er Nachts eine menſchliche Geſtalt hatte, und glaubte deshalb ganz beſtimmt, daß er ein verwunſchener Prinz ſein müſſe. Aber ihre Mutter beredete ſie einmal, nachzuſehen, wie er bei Nacht ausſehe, und gab ihr zu dem Zwecke ein kleines Feuerzeug und ein Kerzchen mit. Eines Nachts ſtand ſie leiſe und vorſichtig auf, machte

Licht und sah vor sich den schönsten Prinzen liegen, den je die Erde getragen. Sie konnte sich nicht zurückhalten, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Da schlug er seine Augen auf, erklärte ihr, warum er nicht länger bei ihr bleiben könne, und lief in Wolfsgestalt in den Wald hinein. Nach langem Umherirren kam seine Frau zu der Hexe, die den Wolf Königssohn verzaubert hatte; diese gab ihr drei schwierige Arbeiten auf, nach deren Ausführung die Wiedervereinigung mit dem nun entzauberten Geliebten stattfand.

Es geht natürlich nicht an, dies dänische Volksmärchen auf die Erzählung des Appulejus zurückzuführen; dazu ist diese niemals populär genug geworden, auch sind der Abweichungen im Einzelnen zu viele. Und was wir sonst in ähnlicher Weise bei Deutschen, Slaven, Griechen, Albanesen, Rumänen, Italienern, Kelten, ja bei Kalmücken finden, das beweist, daß wir es hier mit keinem Product literarischen Ursprungs und literarischer Vermittlung zu thun haben. Ebensowenig scheint es mir aber möglich, für das in Europa so verbreitete Märchen indische Herkunft mit Bestimmtheit nachzuweisen, so sehr es auch gewiß ist, daß ein bedeutender Bruchtheil unserer volksthümlichen Erzählungsliteratur aus dem östlichen Wunderlande stammt. Allerdings ist in Indien noch heute ein Märchen im Umlauf, welches ebenfalls diesem Kreise angehört; der englische Sammler hat es aus dem Munde einer Wäscherin in Benares niedergeschrieben. Aber wir können nicht bestimmen, ob es alt oder jung ist, in letzterem Falle könnte es sogar selbst aus Europa importirt sein. Und außerdem ist die Uebereinstimmung nicht derartig, daß sie sich auf alles Einzelne erstreckt; im Gegentheil, es zeigt sich sogar

in einem wesentlichen Punkte eine bemerkenswerthe Abweichung. Tulisa, die schöne Tochter eines Holzhauers, wurde eines Tages aus einem verfallenen Brunnen von der Stimme eines Unsichtbaren gefragt, ob sie sein Weib werden wolle. Ihre Eltern willigten ein, da ihnen großer Reichthum in Aussicht gestellt ward. Tulisa lebte mit ihrem Gatten, den sie nur des Nachts sah, sehr glücklich. Eines Tages ließ sie sich von einer alten Frau, die sie besuchte, überreden, ihren Mann bei der nächsten Zusammenkunft um seinen Namen zu fragen; er beschwor sie, davon abzustehen, aber sie beharrte auf ihrem Verlangen. Da führte er sie ans Ufer des Flusses, stieg langsam ins Wasser, immer von neuem bittend, bis nur noch Kopf und Schultern sichtbar waren. Als sie auch da noch beharrte, rief er: „Mein Name ist Basnak Dau;" und dabei erschien ein Schlangenkopf auf dem Strome. Tulisa stand in ihren alten zerlumpten Kleidern da, der Palast war verschwunden. Nach langer Wanderung mußte sie der bösen Schwiegermutter ihre Dienste anbieten; nach glücklicher Lösung ihrer Aufgaben, wobei ihr Thiere behilflich waren, wurde sie mit dem erlösten Gatten vereinigt.

Man sieht gleich den wesentlichen Unterschied des indischen Märchens von dem von Amor und Psyche; dort sieht Tulisa ihren Gatten in Menschengestalt, aber sie darf ihn nicht nach seinem Namen fragen. Das erinnert viel mehr an die Lohengrin-Sage, wo ja der Bruch dieses Verbotes — „Nie darfst du mich befragen" — sich auf der modernen Opernbühne zu einer so erschütternden Tragödie der weiblichen Neugier gestaltet hat. Im Uebrigen ist die Sage von Lohengrin nicht verwandt. Wohl aber darf man einen altgriechischen

Mythus vergleichen, ich meine den von Zeus und Semele. Semele darf den Donnergott nicht in seiner wirklichen Gestalt sehen; als sie trotz seines Widerstrebens darauf besteht, verleitet von Juno, welche die Gestalt ihrer alten Amme angenommen hat, wird sie von der Flamme des Blitzes verzehrt, später aber in den Olymp aufgenommen. Juno spielt hier dieselbe Rolle wie die Schwestern der Psyche, wie die Alte im Tulisa-Märchen, hinter der ein Verbündeter der Mutter Basnak Dau's steckt. In allen diesen verschiedenen Varianten ist es der Liebende, der von der Geliebten nicht gesehen werden darf. Aber auch das Umgekehrte kommt vor. In dem mittelhochdeutschen Gedichte „Friedrich von Schwaben" soll der Held die Prinzessin Angelburg, die des Nachts neben ihm ruht, nicht bei Licht betrachten; er übertritt das Verbot, indem er mit einem Feuerzeuge, das ihm ein Zauberer gegeben, rasch ein Licht anzündet, worauf Angelburg gezwungen ist, zu scheiden. Er erlangt sie später dadurch wieder, daß er ihr ein Taubengewand raubt; um es zurückzuerhalten, muß sie ihm die Ehe versprechen, und sie nimmt ihn nach mancherlei Abenteuern auch wirklich zum Gemahl. Die nämliche Form findet sich in einem catalonischen und einem schwedischen Märchen, am ausführlichsten und in der auffallendsten Uebereinstimmung mit dem Psyche-Märchen in der altfranzösischen Sage von Partenope und Melior. Und endlich giebt es eine dritte Form, die gewissermaßen zwischen diesen beiden in der Mitte steht. Sie liegt in dem sehr alten indischen Mythus von Pururavas und Urvasi vor, der in einer der ältesten theologischen Schriften der Inder, dem Brahmana der hundert Pfade, bereits erzählt wird. Das Drama „Urvasi" des Dichters Kalidasa,

berühmt durch die lyrischen Schönheiten seines vierten Actes, hat die ursprünglichen Züge der Sage gänzlich verwischt. Urvasi, eine himmlische Nymphe, hat sich dem König Pururavas als Gattin gegeben, mit der Bedingung, daß sie ihn niemals nackt sehen dürfe, „denn das ist der Brauch bei uns Götterfrauen". Um sie wieder in den Himmel zurückzuführen, ersannen die Götter Folgendes: an ihrem Lager war ein Mutterschaf mit zwei Lämmern angebunden; von diesen raubten sie eines. Auf Urvasi's Klagen sprang ihr Gatte vom Lager auf, ohne sein Gewand umzuthun, und beim Scheine eines Blitzes, den die Götter sendeten, erblickte ihn die Göttin unbekleidet. Da verschwand sie mit den Worten: „Ich komme wieder." Nach langem suchenden Umherwandern und Einweihung in die Mysterien eines gewissen Opfers ward er selbst göttlicher Natur und mit der Geliebten vereinigt.

Herr Max Müller hat längst gezeigt, daß Pururavas die Sonne und Urvasi die Morgenröthe ist. Wie ein englischer Dichter die Sonne anredet: „Entzückt sah ich dich klimmen himmelan, in nacktem Glanz, von Nebel frei und Dunst", so sprach das Alterthum von der nackten Sonne und von der keuschen Morgenröthe, die ihr Antlitz birgt, da sie ihren Gatten schaut. Und doch, sie sagt, sie werde wiederkommen. Und nachdem der Sonnenball die Welt durchzogen hat, um seine Geliebte zu suchen, da erscheint sie ihm wiederum im Halbdunkel und führt ihn hinweg zu den goldenen Sitzen der Unsterblichen. Der einfache indische Mythus ist durchsichtig geblieben. Nicht so das Märchen, von dem wir ausgingen. Ueberall, wo ein Mythus zum Märchen herabsinkt, wird die ursprüngliche Bedeutung desselben, wo ein Naturvorgang oft nur leise durch metaphorische Umschreibung verhüllt

war, verwiſcht, wo nicht gänzlich zerſtört. Im Dornröschen und der umgebenden Hecke vermögen wir noch ohne Mühe Brunhilde und die wabernde Lohe zu erkennen; aber ich möchte nicht rathen, in Pſyche ohne Weiteres die Morgenröthe, in Amor die Sonne zu erblicken.

Dazu iſt im Einzelnen Alles zu ſehr anders geworden, wenn überhaupt einmal die Aehnlichkeit eine größere war; allzu üppig ſind die Ranken der neugeſtaltenden Phantaſie überall in das Mauerwerk des alten, allmählich zerfallenden Baues hineingewachſen. Bunt ſchlingt ſich Alles im Märchenwalde durcheinander; wenige einfache Grundformen und doch zu verwirrender Mannichfaltigkeit entwickelt; die Wurzeln gekreuzt und die Baumkronen verſchlungen und über Alles wucherndes, paraſitiſches Gewächs gebreitet, das den Umblick erſchwert und das Durchkommen hindert. Wer es zu entwirren ſtrebt, thut eine Siſyphus-Arbeit; wer mit der Axt durchhaut, läuft Gefahr, edlere Pflanzen zu verletzen. Darum iſt die Arbeit des Erforſchers und Erklärers von Sagen und Märchen eine unendlich mühevolle, verwirrende und gefährliche; und er mag ſich hüten, daß ihm nicht das ſchöne Weib, das er umarmt zu haben glaubt, beim Scheine eines Lichtes als ein Ungethüm erſcheint oder als ein äffender Kobold.

VI.

Die Quellen des Decamerone.

„Meister Ludwig, wo habt Ihr nur all das tolle Zeug her?“ So soll nach einer oft erzählten Anekdote der Cardinal Ippolito von Este den Dichter des „Rasenden Roland“ gefragt haben. Welche Antwort Ariosto darauf gegeben hat, davon berichtet die Geschichte nichts; auch scheint es nicht, daß sein fürstlicher Gönner in seiner Neugierde so weit gegangen sei, eine Untersuchung über die Quellen des Orlando anzustellen. Erst vor einigen Jahren hat sich ein gelehrter italienischer Romanist dieser Aufgabe unterzogen. Solche Arbeiten liegen jetzt allenthalben in der Luft und entsprechen durchaus dem literarischen Gepräge unserer Zeit. Unsere moderne abendländische Cultur kann auf den Gebieten der Kunst und der Literatur eine frappante Aehnlichkeit mit der alexandrinischen Epoche des griechischen Geistes unter den ersten Ptolemäer-Königen nicht verleugnen. Damals, wie heute, war die wirklich schöpferische und originelle Productivität erloschen; damals, wie heute, herrschten auf dem Büchermarkte Roman und Novelle; und wie heute, so kroch auch damals eine große und emsige Schaar von Gelehrten um die Werke der großen und kleinen Dichter herum, um sie in zahllosen Ausgaben und Commentaren zu purificiren, zu emendiren, zu corrigiren und zu interpretiren. Was heute Herr Düntzer heißt, hieß damals Aristarchos, und die Subtilitäten unserer „Goethe-Philo-

logie" haben ihr genaues Vorbild in der alexandrinischen Homer-Kritik.

Man darf die oft unerfreulichen Auswüchse dieser Richtung nicht zu scharf betonen, will man der Tendenz von Untersuchungen gerecht werden, wie sie in der oben gemeinten Schrift des Herrn Rajna über die Quellen des „Rasenden Roland" niedergelegt sind, oder in dem Buche eines in Wien lebenden Schriftstellers, des Dr. Marcus Landau, über die Quellen von Boccaccio's „Decamerone". Seitdem es eine wirklich historische Betrachtung für die Literatur- und Kunstgeschichte giebt, hat man es für nothwendig gehalten, auch bei einem Dichter zu fragen, wie er geworden, aus welchem Boden er herausgewachsen ist. Ohne Balzac können wir Zola nicht verstehen, Shakspeare nicht ohne Marlowe. Die Vergleichung mit den Vorgängern kann sich auf die Stoffe beziehen oder auf die Form oder auf Beides zugleich. Wie die harmonische Durchdringung beider das Kunstwerk ausmacht, so stehen auch Untersuchungen der letzten Art am höchsten und abschließendsten da. Woher der Dichter einen Stoff genommen hat, das ist recht interessant zu wissen, aber schließlich doch blos eine Befriedigung gewöhnlicher Neugierde. Das Wesentliche ist, was er aus dem Stoffe gemacht hat, welchen Fortschritt seine Behandlung gegenüber der seiner Vorgänger aufweist. In solches Licht gerückt, zeigen jene Quellen-Untersuchungen ihren bedeutenden Werth für die vergleichende Cultur- und Literaturgeschichte.

Gerade die großen Schriftsteller haben sich alle sehr wenig Mühe mit der Erfindung einer Handlung oder Fabel gegeben. In einem Roman von Eugène Sue oder Spielhagen steckt mehr erfinderische Phantasie, als

in den sämmtlichen Werken von Shakspeare oder Goethe. Paul Heyse, sonst auch in Bezug auf Erfindung von Stoffen ungemein fruchtbar, hat eine Anzahl Geschichten aus den alten Biographien der Troubadours zu anmuthigen Novellen umgeformt. Das ist heutzutage nicht allzu häufig. Die selbständige Erfindung einer spannenden Handlung scheidet die moderne Novelle von der guten altitalienischen Novelle des Trecento und ihren Nachahmern. Boccaccio, Chaucer, die Königin von Navarra, sie haben sich keine ihrer lustigen oder rührenden Geschichten selbst ausgedacht. Sie haben nur wiedererzählt, was sie selbst gehört oder gelesen hatten. Manche spätere italienische Novellisten haben sich nicht gescheut, Erzählungen des Decamerone ziemlich wörtlich abgeschrieben in ihre Sammlungen aufzunehmen. Man darf sagen, daß dies dann immer die besten Stücke in denselben sind. Unter allen Novellenbüchern aber nimmt der Decamerone den hervorragendsten Platz ein. Schon weil er das stylistisch bedeutendste Prosawerk nicht nur Italiens, sondern der ganzen Welt ist. Dann, weil seine Anlage und seine Darstellung allen gleichzeitigen und nachgeborenen Novellenerzählern als Muster vorgeschwebt hat, dem sie selten nahe gekommen sind, das sie niemals erreicht haben.

Bekannt und viel gerühmt ist die Rahmenerzählung des Decamerone. Eine heitere Gesellschaft junger Herren und Damen hat sich vor den Schreckniſſen der in Florenz wüthenden Pest auf ein Landgut in der Nähe der Stadt zurückgezogen und tändelt sich dort den Ernst der Situation durch Geschichtenerzählen hinweg. Keiner, von Boccaccio's Nachahmern, vom Verfasser des „Pecorone" bis herab zu Giovanni Sagredo im sechzehnten Jahrhundert, hat es versäumt, seine Novellen in einen ähnlichen Rahmen

zu fassen. Aber freilich, was bei Boccaccio ein reizend stylvolles Blumengewinde ist, das sich um die Erzählung schlingt wie die Ornamente um die Fenster eines Renaissancebaues, das wird später meist zur geschmacklos plumpen Goldleiste, welche die Dürftigkeit des Gemäldes noch greller hervortreten läßt. Man darf nicht daran zweifeln, daß auch die wirklichen Gesellschaften des Trecento sich mit dem Vortrage von Novellen die Zeit vertrieben. Die Novellen, wie sie damals allenthalben im Umlaufe waren, lassen sich am besten mit unseren Anekdoten vergleichen. Wie diese, waren sie kurz, liefen nicht selten in eine Pointe aus und waren vielfach recht unanständig; und bei den gesellschaftlichen Anschauungen des Zeitalters der Renaissance war der letztere Umstand durchaus kein Hinderniß für ihre Salonfähigkeit. Ein Jahrhundert nach dem Decamerone sind in Frankreich die „Hundert neuen Novellen" entstanden; wie berichtet wird, gehen sie auf die pikanten Unterhaltungen zurück, welche Ludwig dem Elften als Kronprinzen im Schlosse von Genappes die langen Winternächte kürzten. Natürlich ist auch damals weder die Kenntniß von Erzählungsstoffen noch die Gabe, sie gut vorzutragen, bei Allen die gleiche gewesen. Wie es heute gottbegnadete Sterbliche giebt, die aus schier unerschöpflich scheinendem Füllhorn Hunderte von Anekdoten auszuschütten wissen, so hat es auch damals ohne Zweifel viel gesuchte und viel beneidete Erzähler gegeben. Gern stellen wir uns vor, daß auch Boccaccio ein solcher amüsanter Gesellschafter war. Jedenfalls hat niemals Jemand, weder vor ihm noch nach ihm, diese Geschichten mit gleicher künstlerischer Meisterschaft aufgeschrieben.

Wie es sicher ist, daß Boccaccio keine einzige seiner

Novellen selbst erdichtet hat, ebenso scheint es mir höchst wahrscheinlich zu sein, daß er die meisten derselben mündlicher Tradition verdankt. Sodann ist die Frage nach den directen Quellen des Decamerone eine sehr schwierige und in der Mehrzahl der Fälle gänzlich müßige. Auch Herr Landau hat sein Buch nicht in diesem Sinne gemeint. Wir sind allzu leicht geneigt, vergangene Zeiten nach dem Maßstabe der unserigen zu beurtheilen, wo Jedem, der schreibt, eine reichhaltige Bibliothek leicht zu Gebote steht. Vielleicht nur Einmal hat Boccaccio ein geschriebenes Buch vor sich liegen gehabt, als er eine Novelle verfaßte. Die köstliche Geschichte von Peronella's Ehemann in der Weinkufe, die in einer Bearbeitung für die reifere Jugend ihren Weg auch in die Operette gefunden hat, stammt aus dem „Goldenen Esel" des römischen Schriftstellers Appulejus und ist stellenweise geradezu wörtlich aus dem lateinischen Texte übersetzt. Man darf nicht vergessen, daß Boccaccio den Decamerone eigentlich nur so nebenbei schrieb, im Uebrigen aber der gelehrte Freund Petrarca's, der Mitbegründer des italienischen Humanismus war. Dagegen kann ich von einer direkten Benützung des Novellino, einer vor Boccaccio entstandenen Novellensammlung, die sich zu seinem Werke verhält wie die Geschichte eines Bauernkalenders zu Storm oder Heyse, nichts spüren; und auch das scheint mir wenig wahrscheinlich, daß Busone da Gubbio ihm in der Erzählung von den drei Ringen als unmittelbares Vorbild gedient habe. Ueberreizte National-Eitelkeit gefiel sich eine Zeit lang darin, den italienischen Dichter des Raubes an den französischen Fabliaux zu beschuldigen, und mir will es scheinen, als ob Herr Landau diese Ansprüche noch zu sehr unterstützte. In Wirklichkeit ist die Uebereinstimmung

in der Behandlung derselben Stoffe niemals so groß, daß nicht die Annahme beiderseitiger Benützung mündlicher Quellen das Verhältniß genügend erklärte. Und gesetzt auch, Boccaccio hätte wirklich einige jener altfranzösischen Schwänke gekannt — er hat als junger Mann in Paris gelebt — so bleibt immer noch die ungeheure Kluft zwischen seiner eleganten und geistreichen Art, zu erzählen, und der zwar höchst naiven, aber auch höchst rohen und in ihrer entsetzlichen Redseligkeit oft tödtlich langweiligen Darstellung jener Reimereien. Wer wird den funkelnden Stein, den er im Ringe trägt, dem Bauer danken, der ihn zufällig fand, und nicht vielmehr dem Goldschmied, der ihn mit auserlesener Kunst schnitt und faßte?

Die Lust am Erzählen und Hören von Novellen ist einer der wenigen heiteren Züge in dem sonst so unfreundlichen Bilde des christlichen Mittelalters. Nicht blos der Trouvère und der Gaukler ergötzten ihr bunt gemischtes Publikum durch den Vortrag launiger Abenteuer und pikanter Situationen; wenn der Mönch in seiner Zelle die Abschrift eines frommen Kirchenvaters vollendet hatte, fügte er dem Werke mit besonderem Behagen ein paar kräftige Zötlein an. Das Gewissen ward leicht beruhigt; konnte doch die verfänglichste Geschichte durch eine angehängte Moral zur erbaulichsten werden. So entstanden zahlreiche Sammlungen, vor Allem „Der Römer Thaten", eines der merkwürdigsten und einflußreichsten Bücher der gesammten Weltliteratur. Ihm würde der Titel gut anstehen, den ein indischer Märchensammler seinem Buche gab: „Meer der Erzählungsströme". Denn wie in einem großen Becken sind hier die Ausflüsse der verschiedenartigsten Quellen vereinigt. Edelthaten aus der Geschichte des Alterthums stehen neben den abge-

schmackteſten Wundergeſchichten, nackter Cynismus neben verſchämter Allegorie, und Ariſtoteles und Cäſar wandeln in den naiven Coſtümen, die ihnen das Mittelalter zu leihen beliebte, neben der Kupplerin des griechiſchen Luſtſpiels und der Prinzeſſin des orientaliſchen Feenmärchens. Ueber Alles aber iſt dieſelbe wäſſerige Sauce theologiſcher Moral ausgegoſſen. Statt vieler genüge Ein Beiſpiel. Eine vielgewanderte Geſchichte, die zuerſt in den orientaliſchen Bearbeitungen der „Sieben weiſen Meiſter" vorkommt, iſt die vom weinenden Hündlein. Ein Jüngling verſucht vergeblich die Liebe einer Frau zu gewinnen, deren Mann verreiſt iſt, und wendet ſich darum an eine Kupplerin. Dieſe läßt ihr Hündlein zwei Tage faſten und giebt ihm dann ein mit Senf angemachtes Brot zu freſſen, ſo daß ihm den ganzen Tag davon die Augen thränen. So kommt ſie mit dem Hunde zu der Schönen, der ſie die rührende Geſchichte erzählt, wie dieſer Hund früher ihre Tochter geweſen ſei; weil dieſe durch ihre Grauſamkeit einen Anbeter in den Tod getrieben habe, ſei ihr dieſe Verwandlung zu Theil geworden, die ſie noch immer mit Thränen beklage. Die treue Gattin wird natürlich von Angſt vor ähnlichem Schickſal ergriffen und ergiebt ſich. „Nun, meine Geliebten," heißt es dann ſchließlich, „der abweſende Gatte iſt Chriſtus, die treue Gattin die durch die Taufe gereinigte Seele, der Jüngling die Eitelkeit der Welt, die alte Kupplerin der Teufel und das Hündchen die Hoffnung auf ein langes Leben und auf Gottes Barmherzigkeit." Das wird im Einzelnen ungemein ſchlau durchgeführt.

Es muß den Dichtern der franzöſiſchen Schwänke zum Verdienſt angerechnet werden, daß ſie zuerſt es gewagt haben, ſolche Geſchichten ohne alle Nutzanwendung

zu erzählen. Sie lachten über das, was zum Lachen war, ohne dabei mit einem Auge nach transscendentalen Dingen hinüberzuschielen. Die ehrwürdigen Phantome des Clerus und des Feudalismus machten ihnen nicht bange; wenn ihre Schellenkappe ertönte, dann traf gerade dahin so mancher wohlgezielte Streich. Sie wandeln durch die Welt des Mittelalters wie die Vorboten einer neuen Zeit, in welcher Ironie und Skepticismus die geistige Befreiung der Menschheit vollziehen sollten. Boccaccio selbst steht ja an der Pforte dieser neuen Zeit. Wenn seine Novellen im Zusammenhange der Rahmenerzählung auch als Exemplificirungen allgemeiner Sätze erscheinen, so hat das mit der scholastischen Moral der Gesta nichts gemein. Seine allgemeinen Sätze sind aus der warmen Welt des Sinnlichen genommen und einer Discussion im Salon fähig. Solcher Zug aber wohnte der Novellendichtung von Uranfang inne. Im fernen Indien, wo die Heimat unserer meisten Erzählungsstoffe ist, mögen sie Novellen, Fabeln oder Märchen heißen, haben buddhistische Predigtmönche ihre Ethik durch das Vorführen bestimmter Fälle anschaulich zu machen gesucht. Mehr als anderswo mußte sich im Orient der freie Gedanke hinter das harmlos aussehende Gleichniß verbergen. Dazu kommt der bei den östlichen Menschen besonders stark ausgeprägte Hang zum Fabuliren. Frühzeitig hat man im Orient solche Erzählungen durch einen Rahmen zu einem Ganzen verbunden. So entstanden besonders das Pantschatantra und der Syntipas, die beiden vornehmsten Quellen abendländischer Novellistik, aber nicht die einzigen. Das Pantschatantra giebt sich als Fürstenspiegel, wie der Decamerone ein Frauenspiegel ist; schon der Syntipas hat den Ränken böser Frauen be-

besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Boccaccio hat beide Werke sicher nicht gekannt, obwohl sie bereits vor ihm im Occident übersetzt und bearbeitet waren. Aber gewiß ging neben der schriftlichen Vermittlung immer auch eine mündliche her. Sie genügt, um die Uebereinstimmungen von Erzählungen des Decamerone mit solchen in östlichen Fabelwerken zu erklären. Lebt doch noch heute manche alte Novelle als Niederschlag im Volksmärchen.

Herr Landau ist den Wegen, welche die einzelnen Geschichten genommen haben könnten, mit großer Sorgfalt nachgegangen. Das ist eine sehr schwierige Aufgabe, die nur durch große Geduld und ungewöhnliche Belesenheit glücklich zu lösen ist. Nicht immer kann man über blos Mögliches zu wirklich Sicherem vordringen. Es ist wahrscheinlich, daß zum großen Theile Juden die Vermittler zwischen Orient und Occident gewesen sind. Drei getaufte Juden haben die beliebtesten Volksbücher des Mittelalters zusammengestellt: Petrus Alfonsus, Johann von Capua und Johannes Pauli; ein vierter, ungetaufter und ungenannter, hat die „Sieben weisen Meister" dem Abendlande gewonnen. Vieles liegt noch ungehoben in der umfangreichen hebräischen Literatur des Mittelalters; ein rumänischer Gelehrter, Herr Dr. Gaster in Bukarest, hat vor Kurzem mancherlei davon ausgebeutet.

Alle die Novellenbücher, an denen sich im Mittelalter Laien und Cleriker erfreuten, sind im Staube der Büchereien alt geworden. Erst in unseren Tagen hat sie die gelehrte Forschung wieder ans Tageslicht gezogen, um aus ihnen ein Capitel Culturgeschichte zu schreiben. Sie haben nur darum Werth für uns, weil sie alt sind. Der Werth des Decamerone aber liegt darin, daß er ewig jung geblieben ist. Fiammetta's übermüthiges Lachen

tönt uns mit dem gleichen melodiſchen Reiz ins Ohr, der ihre Geſellſchaft in dem Landhauſe bei Florenz beſtrickte, und die göttliche Heiterkeit der Renaiſſance ſcheint noch heute dem Leſenden mit wärmender Kraft in die Seele. Wenn ihre Strahlen hier auch zum Theile erborgte ſind, wer darf ſie darum ſchelten? Wer wirft dem Monde vor, daß er ſein Licht von der Sonne leiht?

VII.

Südslavische Märchen.

Wir lasen das neunte Buch der Odyssee. Der grimme Cyklop, von dem erfindungsreichen Helden überlistet und geblendet, schleudert vom Ufer ihm und seinen Gefährten den riesigen Felsblock nach, daß das Wasser hoch aufwogt; die aber schiffen weiter, betrübt ob der theuren Gefährten herbem Verluste, doch froh, daß sie entronnen dem Tode. Ich ließ die ganze Erzählung meinem Geiste noch einmal vorüberziehen und dachte nicht mehr des sauren Schweißes, welchen die Götter nicht blos vor die Tugend, sondern auch vor unbekannte griechische Vocabeln gesetzt haben. Da störte der Lehrer meine andächtige Stimmung. Er versicherte uns am Schlusse einer längeren Auseinandersetzung, bei der ich freilich nicht von Anfang an aufgepaßt hatte, das Ganze sei ein Märchen, das ursprünglich wohl nicht an den Namen des Odysseus geknüpft gewesen sei und das der Verfasser des Epos blos in sein Gedicht herübergenommen habe. Homer und Märchen! Wie konnte man diese beiden Begriffe in einem Athem aussprechen! Das war ja ein Verbrechen an der Majestät des classischen Alterthums, ein Frevel an der Person des ehrwürdigen Dichters, der seine Schwelle hütet. Märchen — waren das nicht Märchen, die in dem kleinen Buche standen, welches ich in die letzte Ecke meiner bescheidenen Bücherei verbannt hatte, seitdem auserlesene Geister, wie Cornelius Nepos

und Xenophon, dort die Ehrenplätze hatten? Und nun gar Homer — ich kam mir vor wie persönlich beleidigt.

Zu Hause war mein erster Griff nach dem unscheinbar gebundenen und stark zerlesenen Büchlein. Richtig, da stand es: „Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm.“ Nun, Gott sei Dank, ich war kein Kind mehr! Wenn man homerische und attische Formen richtig unterscheiden kann, ist man kein Kind. Was gingen mich also die Kindermärchen an? Und was waren mir die Brüder Grimm? Hekuba war mir damals viel, viel mehr. Ich war recht ungehalten über unsern Lehrer des Griechischen und drückte mich eine zeitlang im vertrauten Kreise mit unverholener Geringschätzung über ihn aus.

Einige Zeit nachher kam mir die Breslauer Uebersetzung der „Tausend und Einen Nacht“ in die Hände. Ein Mitschüler, der ein besonderes Talent hatte, in der reichhaltigen Bibliothek seines Papas amüsante Bücher aufzustöbern, deren Lectüre von rechtswegen für uns noch zu den verbotenen Früchten gehörte, lieh mir die Bändchen. Ich verschlang sie förmlich, weil die orientalische Localfarbe meine Phantasie mächtig anregte — und für gewisse Zuthaten ist man ja gerade in jenem Alter recht empfänglich. Wie erstaunte ich aber, als ich zu der dritten Reise Sindbad's des Seefahrers kam! Da hat dieser, sammt seinen Gefährten auf eine Insel verschlagen, Zuflucht in einem Palaste gesucht. Am Abend tritt ein schrecklicher Riese herein, groß wie ein Palmbaum, der mitten auf der Stirn ein einziges rothes und gleich einer brennenden Kohle glühendes Auge hat. Er packt Sindbad, läßt ihn aber los, weil er ihn zu mager findet; dann brät er den Schiffshauptmann, den fettesten von der

ganzen Gesellschaft, und verzehrt ihn. So geht es auch am folgenden Tage. Als der Riese aber zum drittenmale sein schreckliches Diner hinter sich hatte und fest eingeschlafen war, nahmen neun der kühnsten von Sindbad's Gefährten und er selbst jeder einen Spieß, hielten die Spitzen ins Feuer, um sie glühend zu machen, und stießen ihm dann zu gleicher Zeit die Spieße ins Auge. Dann entflohen sie auf eilig gezimmerten Flößen; der Riese aber und seine Genossen schleuderten ihnen große Steine nach, daß alle Flöße, mit Ausnahme dessen, auf welchem sich Sindbad selbst befand, untergingen.

Da hatte ich wirklich den leibhaftigen Odysseus und Polyphem in einem Märchen, und noch dazu einem arabischen. Freilich fehlte der Zug des griechischen Epos, wie Odysseus und seine Gefährten sich durch Anklammern an den Bauch der Schafe des Cyklopen aus der Höhle retten; es fehlte der feine Scherz mit dem Namen „Niemand" — aber alle Hauptsachen stimmten mit überraschender Treue. Als ich das Gymnasium verlassen hatte, lernte ich auch die Brüder Grimm allmählich näher kennen und höher schätzen als Hekuba, und die Abhandlung Wilhelm's über die Sage vom Polyphem nahm mir die letzten Zweifel über die ursprüngliche Natur der homerischen Episode als eines uralten Märchens. Da war eine ganze Anzahl von Versionen dieser selben Erzählung zusammengestellt, die von den Rumänen Siebenbürgens bis herauf nach Esthland, Finnland, Karelien, ja bis zu den tatarisch-türkischen Oghuziern verbreitet sind. Seitdem sind noch viele andere bekannt geworden; in einem weltverlorenen syrischen Dorfe zum Beispiel hat man eine wesentlich identische Erzählung entdeckt. Ein ge-

lehrter Däne konnte vor Kurzem von neuem eine Untersuchung über das Polyphem-Märchen veröffentlichen.

Woher stammt nun diese Uebereinstimmung zwischen dem alten griechischen Rhapsoden und den Märchen, wie sie heute von der Pyrenäen-Halbinsel bis in das Innere Asiens erzählt werden? Soll man annehmen, daß Homer die gemeinsame Quelle für alle diese modernen Erzählungen sei? Das wird im Ernste Niemand glauben; denn das Märchen tritt auf, wo niemals ein Strahl literarischer Ueberlieferung hingefallen ist, entstellt, umgeformt, wesentlicher Züge der homerischen Darstellung beraubt, dafür um Anderes bereichert. Gewiß hat der alte Sänger selbst blos einen nicht besonders seltenen Stein, den er am Wege gefunden, kunstvoll geschliffen und gefaßt. Schon zu seiner Zeit lief die Geschichte in seiner Heimat als Märchen um, als eines jener Schiffermärchen, wie sie aus den Erzählungen einzelner weit umhergekommener Seefahrer hervorgegangen waren, die in fernem Lande mit anders gearteter, höchst ungefitteter, anthropophager Bevölkerung zusammengekommen waren oder davon wenigstens gehört hatten, und denen sich das Ungewohnte und Unerfreuliche des Erlebnisses in theils unabsichtlicher, theils beabsichtigter Uebertreibung am heimischen Herde ins Uebermenschliche und Grauenhafte steigerte. Vom Vater Herodot angefangen bis auf neueste Zeiten finden sich ja bei den ernsthaftesten Reisenden höchst sonderbare Beobachtungen, die erst nähere Betrachtung in ihr Nichts auflöst. Wo solche Märchen zuerst erzählt wurden, wer mag das sagen? Nur darf man nicht glauben, daß sie ein Privileg der arischen Race gewesen seien. Denn uralte ägyptische Papyrus-Handschriften enthalten ähnliche Erzählungen, von denen

Niemand zu beweisen vermöchte, daß sie in das Pharaonenland importirt worden sind. An irgend einem Orte entstanden, sind dann diese Märchen auf die Wanderung gegangen; mündliche Ueberlieferung hat sie von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk getragen.

Man sieht, daß ich die Anschauung nicht theile, welche ja allerdings die Grimm zuerst ausgesprochen haben, die aber heute, wo unser Umblick ein so viel weiterer geworden ist, nur noch vereinzelte Anhänger zählt. Danach wären unsere Märchen ein aus unserer gemeinsamen arischen Vorzeit stammendes Erbtheil, wie die Sprachen, die wir sprechen, selbständige Niederschläge uralter mythischer und religiöser Vorstellungen. Mir erscheint, auch abgesehen davon, daß wir die Wanderungstheorie doch brauchen, um das Vorkommen derselben Märchenstoffe auch bei nicht arischen Völkern zu erklären, selbst innerhalb des arischen Gebietes diese Ansicht gänzlich unhaltbar. Nicht mit den urverwandten Wörtern verschiedener Sprachen vergleiche ich die Märchen, sondern mit Fremdwörtern, die ja auch von einem Punkte aus eine Reise antreten, die sie oft um die ganze Welt führt, die vielfach, wie es scheint, nach willkürlicher Laune, nicht nach den sonst in der Sprache geltenden Gesetzen umgeformt und arg entstellt werden und doch immer noch ein wenn auch noch so sehr verwischtes Bild der ursprünglichen Prägung bewahren. Ertönen ja doch auch Operettenmelodien, die an der Seine oder an der blauen Donau ausgesonnen worden, bald nachher in Japan und auf Tahiti; und wer mag den Wegen nachgehen, auf denen Anekdoten und Witzworte in kurzer Zeit eine ungeheure Verbreitung finden?

Aber auch Herrn Dr. Krauß vermag ich nicht bei-

zustimmen, wenn er ein Polyphem-Märchen, das sich in seiner Sammlung südslavischer Märchen*) befindet, für unmittelbar aus dem Griechischen entlehnt ansieht. Man höre selbst. Ein Pfaffe und sein Schüler kommen auf einer Wanderung im Hochgebirge zu einer Höhle, welche ein Waldmensch mit einem Auge inmitten der Stirn bewohnt. Dieser würgt den feisten Pfaffen, brät ihn und ladet sogar den Schüler zum Miteſſen ein. Am andern Tage soll dieser selbst an die Reihe kommen; der aber stößt dem Schlafenden einen zugespitzten Stock ins Auge und blendet ihn so. Dann häutet er einen Bock aus der Schafheerde des Riesen ab, kriecht in das abgezogene Fell und mengt sich unter die Heerde. So entkommt er aus der Höhle. Der Riese hält ihm seinen Stock hinaus; ohne diesen, meint er, könne er die Heerde nicht vor sich hertreiben. Der Schüler läßt sich anführen; wie er den Stock berührt, bleibt sein Finger daran kleben. Er schneidet ihn mit einem Messer ab und entkommt so der neuen Gefahr. Der Riese verfolgt ihn und kommt dabei in einem Flusse um. Mehr als die allgemeine Familienähnlichkeit mit dem homerischen Märchen liegt auch hier nicht vor; Pfaffe und Schüler stehen gegenüber dem Helden und seinen Gefährten; der Zug mit dem Namen fehlt, ebenso das Glühendmachen des Stockes; auch die Rettung aus der Höhle ist nicht ganz identisch und der Schluß vollends ganz selbständig.

Die Sammlung des Herrn Krauß ist ein höchst werthvoller und dankenswerther Beitrag zur Märchen-

*) „Sagen und Märchen der Südslaven". Zum großen Theile aus ungedruckten Quellen, von Dr. Friedrich S. Krauß. Leipzig, W. Friedrich, 1883. 1884. Zwei Bände.

literatur. Gerade die Märchen der Slaven sind weiteren Kreisen bis jetzt nur mangelhaft bekannt geworden, da die Kenntniß der slavischen Sprachen keine sehr verbreitete zu sein pflegt. Und doch sind gerade die slavischen Stämme, zum großen Theil noch abgeschlossen von der Cultur, die allem Volksthümlichen so rasch den Untergang bereitet, ungemein reich an schätzbaren alten Ueberlieferungen. Herr Krauß hat aus gedruckten Quellen übersetzt; er hat aber auch ungedruckte eigene und fremde Sammlungen verwerthet. Es wird gewiß ein allgemeiner Wunsch sein, daß er das, was er vorläufig noch nicht veröffentlicht hat, uns nicht lange mehr vorenthält. Sehr interessant sind die von Herrn Krauß mitgetheilten Thiermärchen. Es sind wichtige Beiträge zu einer Geschichte des Thiermärchens und der Thierfabel. Unser Reineke mit allen seinen Schandthaten steht auch hier im Mittelpunkte. Fanatiker slavischer Nationalität werden mit Vergnügen hier die Quelle des deutschen Thier-Epos entdecken. Das geht nun freilich nicht an; im Gegentheile wird man erwägen müssen, ob nicht die slavischen Thiermärchen alle aus Deutschland importirt worden sind. Allerdings ist noch eine andere Heimat möglich, Byzanz. Das deutsche Thier-Epos selbst ist ja nicht auf germanischem Boden ohne Weiteres entstanden. Wenn Jacob Grimm in demselben den Duft deutscher Tannenwälder roch, so müssen wir das heute als eine Sinnestäuschung bezeichnen; viel eher können wir abgeschwächte Gerüche orientalischer Flora erkennen. Denn zweifellos stammt der Grundstock unserer Thiergeschichten aus Indien; nicht Bär und Fuchs sind die ursprünglichen Träger derselben, sondern Löwe und Schakal. Der Schakal ist im Westen

durchaus durch den Fuchs erſetzt worden, der Löwe nur ſtellenweiſe in deutſcher Auffaſſung durch den Bären; denn Name, Ausſehen und Eigenſchaften des Löwen waren auch da wohl berühmt, wo das Thier ſelbſt nicht vorkam; zudem hatten die Thierkämpfe auch den römiſchen Provinzen manches Exemplar zugeführt. In Indien konnte man beobachten, wie der Schakal nach Art eines Bedienten hinter dem Löwen dreinſchlich, um ſich an den Reſten ſeiner Beute zu ſättigen; dort konnte man ihn alſo auch zum Rathe und Miniſter des Königs Löwe machen und Schwänke erſinnen, wo der ſchwache, aber ſchlaue Diener den ſtarken, aber einfältigen Herrn hie und da übervortheilt habe. In Indien hat man es auch geliebt, den Thiergeſchichten eine moraliſirende Pointe zu geben; ſo kamen ſie nach Griechenland und dort als äſopiſche Fabeln in Schwang. Das ſind verdünnte und verwäſſerte Extracte einer lebendigen und farbenreichen Volksdichtung, wie ſie gewiß auch im griechiſchen Volke im Umlaufe war. Es iſt bezeichnend genug, daß gerade die Erzählung, welche den Ausgangspunkt und Rahmen ſchon unſerer älteſten Thier-Epen bildet, die von der Krankheit des Löwen und ſeiner Heilung durch das Fell des auf des Fuchſes Rath geſchundenen Wolfes, auch Inhalt einer äſopiſchen Fabel iſt.

Gewiß haben die Griechen nicht Alles aus Indien geborgt. Thiermärchen zu erſinnen, darf man dem menſchlichen Geiſte unter allen Himmelsſtrichen zutrauen. Ueberall, wo der Menſch noch in unmittelbarer Beziehung mit der umgebenden Natur lebt, lauſcht er liebevoll den Stimmen des Waldes und betrachtet mit neugierigem und aufmerkſamem Auge das eigenartige und oft ſo räthſelhafte Gebahren der Thiere. Da iſt nichts, was ihm zu

klein dünkt, nichts, was er nicht erklären möchte, nichts, woran nicht seine stets rege Phantasie eine Mär oder einen Schwank zu knüpfen vermag. Herr Bleek, der vor einigen Jahren verstorbene Bibliothekar in der Capstadt, hat eine Sammlung südafrikanischer Fabeln und Märchen veröffentlicht unter dem bezeichnenden Titel: „Reineke Fuchs in Afrika". Darin steht vieles, was uns längst wohl bekannt ist, Schakal und Hyäne an Stelle von Fuchs und Wolf; der Schakal stellt sich z. B. todt und legt sich einem mit Fischen beladenen Wagen in den Weg; der Fuhrmann nimmt ihn auf den Wagen, und der Schakal wirft nach und nach die Fische auf die Landstraße. Dergleichen ist ohne Zweifel entlehnt, entweder durch Engländer und Holländer oder in älterer Zeit auf dem Landwege von Arabien her importirt. Anderes aber ist ebenso zweifellos Originalerzeugniß der Kaffern und Hottentotten, seltsame, oft läppische Geschichten, die sich um den Pavian, den Elephanten, die Spinne gruppiren. Derselben Erscheinung begegnen wir bei den Thiergeschichten, die unter den Negern der Südstaaten, unter den Indianern Brasiliens gesammelt worden sind. So ist der Zug weit verbreitet, gewisse Eigenthümlichkeiten im Aussehen der Thiere durch ein Märchen zu erklären. Eins von den slavischen Thiermärchen des Herrn Krauß beschäftigt sich mit der Frage, warum der Hase einen Stummelschwanz hat; hottentottische Märchen wissen, warum der Nacken des Reihers rund gebogen ist und warum der Pavian auf allen Vieren geht. Wer dürfte also bestreiten, daß manche Thierfabel nicht volles Eigenthum der Griechen sei? Und wer andererseits behaupten, daß manche nicht aus anderer Quelle stammen könne, als aus Indien? Jüngst hat man in einem ägyptischen Papyrus

der Leydener Bibliothek die bekannte Geschichte vom Löwen, welcher der Maus das Leben schenkt, die später seine Stricke zernagt und so den Dienst vergilt, gefunden, und zwar in einer Fassung, die wahrscheinlich älter ist, als die betreffende äsopische Fabel. Das weist dem Forschenden wieder einen neuen Weg.

Wie sind die orientalisch-griechischen Thiermärchen zu den Deutschen gekommen? Auch hier ist noch Alles dunkel. Daß die Cleriker, die unsere ältesten Thiergedichte gemacht haben, dieselben aus den abgeblaßten lateinischen Nachahmungen der äsopischen Fabeln, die im Abendlande sehr verbreitet waren, herausgesponnen hätten, scheint mir einfach unmöglich. Neben und unter der literarischen Ueberlieferung muß ein lebensvoller Strom mündlicher Tradition alter Thierfabeln von Volk zu Volk gegangen sein. Ging er von Italien aus oder von Byzanz? Vielleicht von beiden und nacheinander. So würde sich manche Abweichung bei Deutschen und Slaven erklären. Anderes freilich kann nur auf direkter Uebertragung von den Einen zu den Anderen beruhen. In Deutschland selbst ist heute das Thiermärchen spärlich vertreten; die Grimm'sche Sammlung hat nur wenig Nummern. Um so reicher blüht es bei den Siebenbürger Sachsen. Ist hier das in einzelne Erzählungen aufgelöste altdeutsche Thier-Epos ins Volk gedrungen oder sind es die alten Märchen, die dem Thier-Epos zu Grunde liegen? Ich glaube das Letztere, schon weil die charakteristische Geschichte von der Krankheit des Löwen und dem geschundenen Wolfe fehlt.

Herr Krauß wird wohl später einmal seine Ansicht über diese Fragen aussprechen. Das wäre von einem Kenner der slavischen Volksliteratur sehr erwünscht. Ich

will nur noch ein paar Einzelheiten erwähnen. In dem ersten seiner Märchen will der Wolf die Stute fressen. Diese meint, er solle ihr vorher auf den Hinterhuf schauen, da stände ihr Alter verzeichnet, und es wäre doch schön, wenn er anderen erzählen könne, wie alt die Stute gewesen sei, die er aufgefressen. Der dumme Wolf sieht hin, und die Stute schlägt ihm ein tüchtiges Loch in den Kopf. Im siebenbürgischen Märchen sagt die Stute dem Wolf, der ihr Füllen fressen will, der Geburtstag desselben sei mit seinem Namen bei der Taufe in ihren rechten Fuß eingeschrieben; der Wolf, der zeigen will, daß er lesen kann, schaut hin und empfängt den Schlag. Im Reinaert und Reinke soll der Wolf am Fuße der Stute den Preis lesen, um welchen sie ihm das Füllen verkaufen will. Anders wieder in einem neugriechischen Märchen. Da machen Wolf, Fuchs und Esel zusammen eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe. Unterwegs, während der Seefahrt, macht der Fuchs — bei den Neugriechen immer die Füchsin — den Vorschlag, einander die Sünden zu beichten. Wolf und Fuchs beichten ihre Mordthaten an Schafen und Geflügel, der Esel aber sprach: „Mein Herr war ein Gärtner, der belud mich mit Gurken und Früchten und trieb mich in die Stadt, um sie zu verkaufen; und eines Tages fiel eine Gurke aus dem Korbe, die fraß ich auf.“ Da sprach die Füchsin zum Wolfe: „Das ist eine große Sünde, denn wenn der Esel die Gurken frißt, so kann es ihm auch in den Sinn kommen, dich und mich zu fressen; es ist also besser, daß wir ihn eher fressen, als ihm der Gedanke kommt.“ Der Esel aber versetzte: „Wenn ihr mich fressen wollt, so liegt mir nichts daran, denn ich hänge nicht am Leben; aber mein Herr hat

mir etwas auf die Hufe geschrieben, das ihr vorher lesen solltet.“ Als nun der Wolf hinzutrat, gab ihm der Esel einen solchen Schlag, daß er über Bord flog; und auch die Füchsin fiel vor Schreck ins Meer. Und werden wir zweifeln dürfen, daß auch das Motiv der äsopischen Fabel wesentlich hiemit identisch sei, wo der Esel den Wolf bittet, er möge ihm vor dem Verzehren einen schmerzenden Dorn aus dem Fuße ziehen, und ihn dabei ebenfalls vor den Kopf schlägt? Man sieht, ein Motiv in mannichfacher Variation, und doch im Grunde und im Ursprunge dasselbe.

Früher wurde das südafrikanische Märchen erwähnt, in welchem der Fuchs dem Bauer die Fische vom Wagen wirft. Anderwärts schließt sich daran die Geschichte vom Fischfang des Wolfes, wie dieser, vom Fuchs beredet, seinen Schwanz in den Teich hält und einfrieren läßt. Etwas anders erscheint die Sache in einem der slavischen Thiermärchen des Herrn Krauß. Hier hat der Bauer, der den todtgeglaubten Reineke auf seinen Wagen nimmt, drei Käselaibe in seinem Schnappsacke. Der Fuchs stiehlt sie und sucht mit ihnen das Weite. Dem Wolfe, der ihn beim Verzehren des letzten antrifft, erzählt er, er habe ihn aus einem Flusse herausgeschlürft. Gierig will der Wolf dasselbe Vergnügen haben. Reineke führt ihn zum Flusse, in dessen Wasser sich gerade das Spiegelbild des Vollmondes zeigt; das sei der Laib Käse, meint er. Der Wolf trinkt sich voll zum Platzen; schließlich muß er in seinem elenden Zustande den Fuchs noch tragen, der ihn mit den Worten höhnt: „Der Kranke trägt den Gesunden!“ Auch diese abweichende Version ist nicht blos den Slaven eigenthümlich. Der Mond als Käselaib ist dem französischen Renart bekannt, dem Petrus

Alphonſus im elften Jahrhundert, ja ſchon einer noch älteren talmudiſchen Fabel. Nur läßt ſich hier der Wolf in einem von zwei Eimern in einen Brunnen hinab, während der Fuchs als der leichtere in dem andern aufſteigt. Das Letzte iſt wieder ein weit verbreiteter Zug, der z. B. auch im ſiebenbürgiſchen Märchen vorkommt, nur ohne den Käſelaib. Ja ſelbſt die höhnenden Worte des Fuchſes: „Der Kranke trägt den Geſunden", kehren genau ebenſo in einem ruſſiſchen und, was noch merkwürdiger iſt, in einem ſicilianiſchen Märchen wieder; nicht ſelten haben ſolche typiſche Worte an einer beſtimmten Stelle der Erzählung ſich auf der Wanderung durch viele Völker und lange Jahrhunderte unverſehrt erhalten, wie das bekannte: „Wer lehrte dich ſo theilen?" das der Löwe ſchon bei Aeſop zum Fuchs ſagt, der ihm die ganze Beute zuweiſt, oder das „Wie lang habe ich geſchlafen?" von Helden, die aus einem Zauberſchlafe aufwachen.

Von dem übrigen reichen Inhalte des Krauß'ſchen Märchenſchatzes, der im Ganzen mehr als zweihundertfünfzig Stücke enthält, kann ich nichts mehr berühren. Führt ja doch jedes einzelne Märchen, gleich einem lockenden Zaubervogel, tief und immer tiefer in den Märchenwald hinein, aus dem es dann ſo bald kein Zurückkehren giebt.

VIII.

Der Rattenfänger von Hameln.

Es war ein gar seltsam Fest, das am 26. Juni 1884 in Hameln gefeiert ward. Die Jubiläumssucht unserer Zeit hatte sich einmal sogar einer Gestalt unserer Sage bemächtigt. Mit Festspielen und historischen Aufzügen beging man die Erinnerung an den Tag, an welchem vor sechshundert Jahren „der wohlbekannte Sänger, der vielgereiste Rattenfänger" die Hamelner Kinder aus der Stadt herausgelockt haben soll auf Nimmerwiedersehen. Der dämonische Spielmann, den uns jüngst ein begabter Dichter menschlich nahe zu rücken versuchte, den wir sammt seinem Rattengezücht über die Opernbühne schreiten sahen, zog wieder, bunt angethan, wie einst, die Bungelose Straße in Hameln hinab, zum Osterthore hinaus, gefolgt von der bethörten Schaar der Knaben und der Mägdlein. Nur verschwanden die Kinder diesmal nicht in unheimlicher Bergeshöhle, sondern wurden mit Kaffee und Kuchen gelabt, als der historische Spaziergang zu Ende war.

Nicht zu allen Zeiten hat der ehrsame Rath der guten Stadt Hameln so freundliche Gesinnungen dem sagenhaften Spielmann gegenüber geoffenbart. Im sechzehnten Jahrhundert noch sah man es in Hameln nicht ungern, wenn die Sage eine möglichst weite Verbreitung fand: gern legte man neugierigen Fremden die Stadtbücher vor, in denen darüber Aufzeichnungen standen, und der Bürgermeister Poppendick ließ das Kirchenfenster mit der Darstellung des Kinderauszuges restauriren. Dann

aber kam es anders. Im Jahre 1654 ließ ein Herr Samuel Erich, „Diener am Wort Gottes zu Wallenſen", eine Schrift drucken, in welcher der „Exodus Hamelensis" ausführlich behandelt wurde. Hier war der ganze Vorgang mit biederem Ernſte als bare geſchichtliche Wahrheit genommen und im Zuſammenhange dargeſtellt und erklärt. Darin hieß es mit dürren Worten, der Rath von Hameln habe einen Zauberer zur Vertilgung des Ungeziefers gedungen und demſelben hinterher das Wort nicht gehalten. Mit boshafter Ironie war das Buch der Stadt Hameln dedicirt, wo der Verfaſſer durch acht Jahre Rector geweſen war und ſich wahrſcheinlich mißliebig gemacht hatte. Es rief in Hameln einen Sturm der Entrüſtung hervor. Contractbruch hat niemals für etwas ſehr Anſtändiges gegolten, und in Sachen der Magie verſtand man im Mittelalter keinen Spaß. Der Senator Sebaſtian Spilcker wurde vom Rathe beauftragt, die Behauptungen der Erich'ſchen Schrift vor aller Welt zu widerlegen. Er hat ſich ſeiner Aufgabe mit vielem Scharfſinn und einer für die damalige Zeit anerkennenswerthen hiſtoriſchen Kritik unterzogen und die ganze Begebenheit in das Reich der Fabel verwieſen. In der Stadt ſelbſt aber hörte man nicht mehr gern von der Sache ſprechen, und in ſpäteren Erzählungen der Geſchichte iſt häufig, wohl aus Rückſicht gegen den Rath von Hameln, der Theil der Sage mit Stillſchweigen übergangen, in welchem von dem an dem Spielmanne begangenen Contractbruche die Rede iſt.

Heute brauchen wir dafür keinen Beweis, daß der Vorgang ſo, wie er in der Geſchichte vom Rattenfänger erzählt wird, kein hiſtoriſcher ſein kann, und wir blättern nur mit Lächeln in der Spilcker'ſchen und anderen

Streitschriften, welche das Buch Samuel Erich's hervorgerufen hat. Aber das Interesse an der Sage und ihrer Deutung hat sich nicht verringert. Der Rattenfänger von Hameln ist eine so populäre Sagengestalt geworden, wie wenig andere. Er ist typisch für die fascinirende Gewalt der Musik, wie Orpheus im classischen Alterthume. Goethe hat ihm eine kleine Ballade gewidmet; Mephisto, der vor Gretchens Thür das Ständchen bringt, wird von Valentin ein „vermaledeiter Rattenfänger" genannt,*) und in einem Entwurfe zur „Walpurgisnacht" hatte auch „der liebe Sänger von Hameln" eine Stelle. Freilich mußte Goethe seine Vorliebe für diese Gestalt damit büßen, daß er selbst später einmal von Heine mit ihr in etwas boshaftem Sinne verglichen wurde:

Alter Dichter, du gemahnst mich als wie Hamelns Rattenfänger;
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all die lieben, kleinen Sänger.

Unsere Zeit, die sich mit besonderer Vorliebe der Betrachtung der Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes zuwendet, ist auch an unserer Sage nicht theilnahmslos vorübergegangen. Manche Deutung ist versucht worden, wobei sich die Gestalt des Spielmanns bald zum Träger eines nur sagenhaft ausgeschmückten historischen Ereignisses hergeben mußte, bald sich in der Retorte mythologischer Speculation zu dem abgeblaßten Schemen eines altgermanischen, ja selbst urarischen Gottes verflüchtigte.

Man darf mit vollem Recht an die Ueberlieferung

*) Mit Unrecht vergleichen die Erklärer zu dieser Stelle die Stelle aus „Romeo und Julie", dritter Act, erste Scene, wo Tybalt von Mercutio „Rattenfänger" titulirt wird. Tybalt war im englischen Thier-Epos der Name des Katers, und darauf bezieht sich diese Anspielung.

auch hier mit hiſtoriſcher Kritik herantreten. Und da ſtellt ſich denn heraus, daß die älteſte Aufzeichnung nichts Anderes meldet, als daß die Bürger von Hameln am Tage Johannis et Pauli, alſo am 26. Juni 1284, hundertdreißig Kinder (pueri) verloren, die im Calvarienberge verſchwanden. Erſt eine ſpätere Notiz in einem Stadtbuch der Stadt Hameln weiß auch den Entführer der Kinder zu nennen: „Anno 1284, am dage Joannis et Pauli, ist der 26te dach des mantes jünii gewesen, sint durch einen piper, so mit allerleige varve becledett, einhundert und drittich Kinder in Hamelen geborn uth der stadtt gebracht unde up den Koppen by Calvarie butten dem oisterdore verbracht unde verloren.“ Hier tritt zum erſtenmale ein Pfeifer auf, als deſſen beſonderes Merkmal angegeben iſt, daß er mit buntfarbigen Stoffen bekleidet war. In der vollſtändigen Geſtalt, in welcher wir Alle die Sage kennen, erſcheint ſie zum erſtenmal im Jahre 1566 in dem Werke Johannes Weier's: „Ueber die Blendwerke der böſen Geiſter.“ Er hat ſich, ſo erzählt er uns, an Ort und Stelle nach der Sache erkundigt, und man hat ihm mitgetheilt, daß man in Hameln einen Pfeifer miethete, um die Ratten zu vertreiben; man hielt aber den Contract mit ihm nicht ein, und aus Rache entführte er die Kinder. Ein letztes neues Moment erſcheint endlich in der Erzählung bei dem bekannten Jeſuiten Athanaſius Kircher hinzugefügt: die Kinder ſeien in Siebenbürgen wieder aus der Tiefe aufgetaucht. Alſo man brachte im Mittelalter den Urſprung der Siebenbürger Sachſen mit der Sage von den abhanden gekommenen Kindern Hamelns in Verbindung.

An dem letzten Punkte konnte die Skepſis zuerſt

einsetzen. Man wußte, daß die Siebenbürger Sachsen mehr als hundert Jahre vor dem Hamelner Ereigniß in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert seien, und zwar nicht von der oberen Weser, sondern, wie ihre Mundart bezeugt, vom Niederrhein. Auch die rationalistische Sagendeutung konnte hier zuerst einen kleinen Triumph feiern. Es giebt nämlich unweit von Hameln bei der Schauenburg ein Dorf Siebenbergen. Dies mochte anfangs als der Ort gemeint sein, wo die Kinder wieder zum Vorschein kamen. Und da bietet sich uns ein interessantes Pendant zu unserer Geschichte. Die Reinhardsbrunner Annalen erzählen aus dem Jahre 1236, daß damals im Juli mehr als tausend Kinder aus Erfurt tanzend bis nach Arnstadt gezogen seien. Dort Kinder, welche aus Hameln einem Spielmanne nachziehen, bis in den Calvarienberg hinein, sagten die Einen, bis nach Siebenbergen, sagten vielleicht Andere. Hier Kinder, welche von Erfurt bis Arnstadt tanzen. Man hat erkannt, daß sich diese kurze Notiz der Chronik auf die merkwürdige Epidemie der Tanzwuth bezieht, welche während des ganzen Mittelalters und bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein so viele Opfer gefordert hat.

Es wird uns erzählt, daß Schaaren von Männern und Weibern, Knaben und Mädchen Tanzanfälle bekamen. Hand in Hand schlossen sie Kreise und tanzten stundenlang in wilder Raserei, bis sie erschöpft niederfielen; dann klagten sie über große Beklemmungen und ächzten, als stünde ihnen der Tod bevor, bis man ihnen den Unterleib mit Tüchern zusammenschnürte, worauf sie sich erholten und frei blieben bis zum nächsten Anfall. So schildert uns diese Krankheit Hecker in seinem Buche über die großen Volkskrankheiten des Mittelalters. Diese

Tänze arteten zu Wandertänzen aus, bei denen man Züge von 500 bis 1000 solcher Tanzsüchtiger sehen konnte. Mittel- und Norddeutschland, die Niederlande und Belgien sind in verschiedenen Jahren heimgesucht worden. Die danse de Saint-Guy in Frankreich, die Tänze der Tarantolati in Unter-Italien haben wesentlich dieselben Erscheinungsformen gezeigt. Noch im Jahre 1785 brach bei den „jumpers“ von Monmouthsire aus religiösem Wahnsinn eine ähnliche Epidemie aus, und die tanzenden und heulenden Derwische des Islam lassen noch heute dieselben Symptome erkennen. Wie, wenn auch Hamelns verloren gegangene Kinder, von solcher Tanzwuth ergriffen, aus der Stadt heraus getanzt wären? Am Johannistage pflegte man Volksfeste zu feiern, bei denen es niemals ohne bacchantische Tänze abging; aus den gläubigen Tänzern am Johannisfeste gingen Gesellschaften fanatischer Tänzer hervor, die Wandertänzer nannte man geradezu Johannistänzer. Und am Johannisfeste ist das Ereigniß in Hameln passirt.

Der Gedanke ist schon von früheren Erklärern ausgesprochen worden. Neuerdings hat ihn Herr Dr. O. Meinardus mit großem Scharfsinn vertreten. Ich leugne nicht, daß er auch für mich viel Bestechendes hat. Daß ein historisches Ereigniß der Sage zu Grunde liegt, erscheint mir zweifellos. Dafür spricht die genaue Angabe des Datums, die Zahl der verschwundenen Kinder zu lebendig. Daß dies historische Ereigniß die Schlacht bei Sedemünde nicht gewesen sein könne, wie Manche wollten, läßt sich leicht zeigen. Natürlich handelt es sich aber bei dieser Auffassung nur um die Sage in ihrer ältesten Gestalt, ohne die Rattenvertilgung. Den Pfeifer können wir auch hier noch unterbringen;

es werden sich ja bei den Johannis-Belustigungen genug fremde Spielleute in auffallender bunter Tracht in den Städten und Märkten herumgetrieben haben. Das Verschwinden im Calvarienberg ist ein sagenhafter Zug, der mit dem oft vorkommenden Entrücktwerden in Berge zusammenhängt. Der Calvarienberg, der heute nicht mehr existirt, lag an der Wendung der Straße von Hameln nach den Vorhügeln des Süntels. Dort konnte das Auge der Nachschauenden den tanzenden Zug zum letztenmale erblicken. Einzelne der Kinder sind vielleicht von Siebenbergen wieder nach Hause zurückgekehrt; die Mehrzahl mag in der Fremde gestorben und verdorben sein.

Ist diese Auffassung der Sage richtig, dann ist die Vertreibung der Ratten durch den Spielmann ein später hineingetragener Zug. Nachdem aus den Spielleuten beim Johannisfeste ein bestimmter Spielmann geworden war, der die Kinder entführt hat, suchte die Sagenbildung diese That zu motiviren. Das geschah, wie so häufig, durch Contamination mit einem andern sagenhaften Elemente. Vertreibung von Ungeziefer durch magische Mittel wird vielfach berichtet. Vor Alters waren auf einer kleinen, westlich von Rügen liegenden Insel Ummanz sehr viele Ratten. Diese lockte ein fremder Rattenfänger für ein gutes Stück Geld zusammen und trieb sie bei dem Dorfe Wyß durch das Wasser nach einer andern Insel, die seitdem Rattenort heißt. In Neustadt-Eberswalde gab es ehedem sehr viele Ratten, besonders in der städtischen Kornmühle. Um das Jahr 1608 erbot sich ein Mann gegen eine Belohnung von 10 Thalern dies Ungeziefer für immer zu vertreiben, und lockte sie wirklich sämmtlich aus der Mühle in den Fluß; der

Magiſtrat war dort aber ehrlicher als in Hameln und bezahlte die ausbedungene Summe. In Salzburg erzählt man von einem Zauberer, der alle Schlangen der Umgegend auf eine Meile Weges in eine Grube bringen und tödten wollte; eine ähnliche Sage iſt in Prenzlau im Umlaufe. Im Walſerthale zeigten ſich einſt viele Nattern; da machte ein Bergmännlein ein Feuer an, that einen grellen Pfiff, und im Nu flogen die Nattern ins Feuer. Hierher gehört auch die Sage von dem Abt Hugo, der die Schlangen in den Schwarzenſee bannte. Auch von dem heiligen Columba wird berichtet, daß er aus einem Landſtrich in Irland alle Ratten, Mäuſe und Erdwürmer weg bannte; ſchon früher hatte der heilige Patricius alle Schlangen und Kröten aus ganz Irland fortgezaubert. Ebenſo ſoll nach einem arabiſchen Schriftſteller der Philoſoph Belinus durch einen Talisman alle Scorpionen aus der Stadt Karkan in Bokhara vertrieben haben. Und unter den vielen Wunderthaten, welche die Neapolitaner an Virgil prieſen, war auch die, daß er alles ſchädliche Gewürm aus Neapel unter eine Bildſäule bannte, die ſich in einer Straße dieſer Stadt befand. Die Ausrottung verderblichen Gewürmes und Ungeziefers hat der erſtaunten Menge immer als Ausfluß übernatürlicher Gewalt gegolten: nur Herakles konnte die Sumpfſchlange von Lerna erſchlagen und den nemeiſchen Löwen erwürgt haben, und unter den Beinamen Apollon's war auch der des Mäuſetödters. Das chriſtliche Denken des Mittelalters aber ſah darin eine Aeußerung teufliſcher Macht; Mephiſto iſt „der Herr der Ratten und der Mäuſe, der Fliegen, Fröſche, Wanzen, Läuſe."

Indeſſen darf ich nicht verſchweigen, daß ein Um-

ſtand gegen dieſe Auffaſſung der Sage vom Hamelner Rattenfänger mißtrauiſch machen könnte. Das iſt das Vorkommen ganz ähnlicher Sagen an anderen Orten. Zunächſt wird der zweite, wie wir annehmen, ältere Theil der Rattenfängerſage aus Belfaſt in der Provinz Ulſter in Irland erzählt. Ein Pfeifer — ſo berichtet ein engliſches Gedicht, das 1752 in geſchmackloſe deutſche Alexandriner überſetzt wurde — „ließ einſt des Dudelſacks unreizbaren (!) Geſang in ſolche Töne gehn, als nie ein Spiel erklang“ und lockt damit das „junge Landvolk“ in einen Berg, aus deſſen Tiefen man noch heute Muſik zu vernehmen glaubt. Die ganze Sage, nur etwas weniger grauſam geſtaltet, iſt in Frankreich bekannt. In einem Dorfe bei Paris fand ſich im Jahre 1240 eine ſolche Menge Ratten und Mäuſe ein, daß man ſich ihrer nicht erwehren konnte. Man verſchrieb endlich einen durch Magie berühmten Capuziner, der gegen das Verſprechen einer angemeſſenen Summe die Ratten und Mäuſe mit Hilfe eines kleinen Dämons, den er aus ſeinem Mantelſack holte, in den Fluß lockte. Nun wollte das undankbare Volk das Geld nicht bezahlen. Da zog er ein kleines Horn hervor, ſtieß hinein, daß allen Umſtehenden grauſte, und ſiehe! Kühe, Schweine, Ziegen, Enten, kurz alle Hausthiere des Dorfes kamen herbei und ſammelten ſich um den weiſen Pater. Der aber ſchritt aus dem Dorfe heraus und zog mit allen ſeinen bezauberten Begleitern von dannen. Auch aus Tannenberg in Heſſen wird eine Sage erzählt, die in ihrem Kerne mit der Rattenfängerſage identiſch iſt. Hier verwüſten Ameiſen das Feld. Ein Einſiedler bannt ſie durch Pfeifen in den Lorſcher See, wird aber um den Lohn betrogen; da lockt er alle Schweine des Dorfes in den See. Im

nächſten Jahre verheeren Gewitter das Feld. Ein Köhler bannt ſie durch Pfeifen in den See, bekommt aber den ausbedungenen Lohn gleichfalls nicht und lockt nun alle Schafe in den See. Im dritten Jahre kommen Mäuſe, ein Bergmännchen bannt ſie durch Pfeifen in den See, wird wieder um den Lohn geprellt und lockt nun alle Kinder in den See. Man ſieht, alle Elemente unſerer Sage kommen auch hier vor, nur iſt die Schlußkataſtrophe in dramatiſcher Steigerung vorbereitet.

Dieſe anderweitigen Analogien haben beſonders diejenigen für ſich geltend gemacht, welche in der Rattenfängerſage ein uraltes mythologiſches Subſtrat witterten, ſei es nun, wie Herr Grohmann, eine der ſo beliebten Gewittermythen, oder, wie Herr Buſch, eine Art Todtentanz, bei dem der ariſche Todesgott die Seelen in die Unterwelt entführt. Dem Einen ſind die Mäuſe Symbol der Gewitterblitze, dem Andern Symbol der abgeſchiedenen Seelen. Ich vermag in dieſen Irrwald der Mythendeutung nicht zu folgen, wo jeder Schritt in den Sumpf führen kann und wo man immer Gefahr läuft, ſtatt der Hera eine Wolke zu umarmen. Die Thatſache, daß Märchen und Sagen von einem Orte, von einem Volke zum andern gewandert ſind, gerade wie Worte, Redensarten, Sprichwörter, mahnt auch hier zur Vorſicht. Wir wiſſen nicht, wann die iriſche, wann die franzöſiſche Sage zum erſtenmale aufgezeichnet worden ſind. Die oben ausgeführte Erklärung iſt nur eine Hypotheſe; aber ſie wird, ſo ſcheint mir, durch mythologiſche Phantaſtereien nicht umgeſtoßen. Zu einem poſitiv ſicheren Reſultate freilich können wir mit dem uns bis jetzt vorliegenden Material überhaupt nicht kommen.

In der Erzählung bei Johannes Weier wird be-

richtet, unter den verſchwundenen Kindern habe ſich auch die Tochter des Bürgermeiſters befunden, die bereits in heirathsfähigem Alter war. Dieſes Zuges hat ſich, ſo weit ich ſehe, zuerſt Karl Simrock bemächtigt. In der Ballade, die den Stoff behandelt, erzählt er, des Bürgermeiſters Töchterlein ſei als Preis für die Befreiung von den Ratten ausgeſetzt geweſen. Berger, der Verfaſſer eines von Gläſer componirten Operntextes, hat das zu einer förmlichen Liebes-Epiſode ausgeſponnen. Ebenſo bekanntlich Julius Wolff und nach ihm Neßler. Damit war die Geſtalt des Rattenfängers der Poeſie gewonnen. Quid non mortalia pectora cogis, improbe amor?

IX.

Der Pathe des Todes.

Die zierlichen Bändchen, in welchen die Liebeskind'sche Verlagshandlung in Leipzig alljährlich um die Zeit der Sommersonnenwende die Dichtungen Rudolf Baumbach's erscheinen läßt, sind jüngst um ein neues vermehrt worden, und die zahlreichen Verehrer und noch zahlreicheren Verehrerinnen seines hübschen Talentes werden sich beeilt haben, den „Pathen des Todes" nicht nur zu kaufen, sondern auch zu lesen. Da es glücklicherweise nicht mein Beruf ist, über die dichterischen Leistungen meiner Mitmenschen zu Gericht zu sitzen, so darf ich meine Theilnahme an Baumbach's letztem Werkchen vielleicht auf andere Weise documentiren. Mein Interesse hat vorwiegend der Stoff erregt und seine Behandlung durch einen Dichter, der bereits in seinen Erzählungen und Schwänken anerkennenswerthe Proben seines Geschickes für Umdichtung älterer Vorlagen abgelegt hat.

Bei der Beliebtheit Baumbach's kann ich den Inhalt der Dichtung wohl als bekannt voraussetzen. Der Todtengräber eines kleinen Dörfchens hat in kalter Winternacht draußen auf dem Felde einen neugeborenen Knaben gefunden, und ein fremder Mann, den er bei der Leiche seiner Mutter getroffen, hat bei seiner Taufe Pathe gestanden. Dieser fremde Mann war der Tod. Nach des Pflegevaters Hinscheiden zeigt er sich seinem Pathenkinde; zum zweitenmale, als die Pest ins Land bricht. Da

zeigt er ihm an geheimer Waldesstätte ein seltsam Kraut, heilkräftig für jede Krankheit. Nur dann aber darf es Reinhard anwenden, wenn er an des Siechen Lagerstätte seinen Pathen nicht stehen sieht; ist dies der Fall, dann ist das Leben des Kranken unwiderruflich verfallen. Bald wird der junge Arzt durch seine wunderbaren Curen berühmt. In Italien, wohin er in Folge eines Duells geflohen ist, wird er Kriegsgefangener. Die junge Gemalin des Fürsten, an dessen Hofe er lebt, wird von einer Schlange gebissen; Reinhard, zu ihr gerufen, erblickt den Tod an ihrem Lager stehen. Er wagt, seinem Pathen zu trotzen, denn er liebt das schöne Weib, und er flößt ihr von dem Lebensbalsam ein. Aber die Fürstin verräth seine Liebe; in einer Nacht belauscht er ihr buhlerisches Geflüster mit dem Neffen ihres Gemals. Ohnmacht umfängt seine Sinne; er sieht sich in eine Höhle entrückt, in welcher zahllose Lampen brennen. Auf eine, welche schon dem Erlöschen nahe ist, gießt der Tod Oel aus einer zweiten; das ist die Lebensleuchte der Fürstin, welche dem Tode bereits verfallen war. Als Reinhard zu sich gekommen ist, flieht er aus dem Schlosse. In einem Alpenkloster kehrt er müde ein. Dorthin hat man eben ein junges, sterbendes Weib gebracht, das unterm Schnee gefunden wurde. Es ist Gertrud, die Jugendgespielin und Jugendgeliebte des Arztes, die, von Sehnsucht bezwungen, ausgezogen war, den Verlorenen zu suchen. Sie stirbt, denn der Tod nimmt sie als Ersatz für das Opfer, das ihm Reinhard geraubt. Verzweifelnd flucht Reinhard dem Pathen und seiner Pathengabe; da haucht auch ihn der Tod mit eisigem Athem an.

Der Stoff zu Baumbach's Dichtung ist dem verbreiteten deutschen Märchen vom „Gevatter Tod" ent-

nommen, das in mehreren Versionen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands bekannt ist, am hübschesten in einer hessischen Fassung in den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm erzählt wird. Dort sucht ein armer Mann zu seinem dreizehnten Kinde auf der Landstraße den ersten Besten zum Gevatterstehen. Der liebe Gott und der Teufel bieten sich ihm an, er aber zieht den Tod vor. Als der Knabe erwachsen war, führte ihn der Tod hinaus in den Wald, zeigte ihm ein Kraut und sprach: „Jetzt sollst du dein Pathengeschenk empfangen. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen: steh' ich zu Häupten des Kranken, so kannst du keck sprechen, du wolltest ihn wieder gesund machen; steh' ich aber zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und kein Arzt in der Welt kann ihn retten!" Der Arzt gewann Geld und Ruhm. Aber er ließ es sich einfallen, zweimal den Tod zu überlisten, indem er den Kranken, zu dessen Füßen er seinen Pathen stehen sah, verkehrt legte, einmal beim Könige, dann bei dessen schöner Tochter, deren Gemal er werden sollte. Da packte ihn der Tod und führte ihn in eine unterirdische Höhle, wo die zahllosen Lebenslichter der Menschen brannten. Das des Arztes war dem Erlöschen nahe. Erschrocken bat der Arzt den Tod, er möchte doch ein neues Licht auf das alte setzen, damit es gleich weiterbrenne. Der Tod that, als wollte er die Bitte erfüllen, stieß dabei aber absichtlich das Stümpfchen um, daß es erlosch. Sogleich sank der Arzt todt zu Boden.

Bemerkenswerthe Abweichungen bietet besonders eine Fassung, die sich in Wolf's „Deutschen Hausmärchen" mit der Ueberschrift „Das Schloß des Todes" findet. Hier

ſtirbt der Kranke, wenn der Tod ihm zu Häupten ſteht, und wird geſund, wenn er bei ſeinen Füßen ſichtbar wird; das Heilmittel iſt kein wunderbares Kraut, ſondern ein Trank aus ſüßer Milch mit drei Salzkörnlein darinnen. Die Lebenslichter im Schloſſe des Todes kommen auch hier vor; eigenthümlich iſt aber der Ausgang. Als die Todesſtunde des Arztes kam und er den Tod zu Häupten ſeines Bettes ſtehen ſah, wendete er ſich raſch um und ſtreckte ihm die Beine entgegen, und dieſes Spiel wiederholte er ſo lange, bis der Tod müde wurde und ihm freiwillig noch einen Tag Leben zugeſtand. Der Arzt aber bat um die Erlaubniß, noch ein Vaterunſer beten zu dürfen, fing damit an und ſagte: „Jetzt bete ich fünfzig Jahre lang daran.“ Da lachte der Tod und ſprach: „Ich werde mich hüten, noch einen Doctor meine Kunſt zu lehren.“

Wir können die Exiſtenz des deutſchen Märchens bis ins ſechzehnte Jahrhundert zurück verfolgen. Der biedere Hans Sachs hat ſich mit ſeinem bewunderungswürdigen Spürſinn für dankbare poetiſche Stoffe auch dieſes Märchens bemächtigt und daraus einen Schwank und einen Meiſtergeſang fabricirt. Etwas ſpäter ſchrieb Jacob Ayrer ſein Faſtnachtsſpiel: „Der Baur mit ſeim Gefatter Todt.“ Hier bieten ſich Jeſus, der Teufel und der Tod nacheinander als Gevatter an. Abweichend iſt, was übrigens auch in anderen Faſſungen des Märchens vorkommt, daß nicht das Pathenkind, ſondern deſſen Vater Arzt wird. Der Kranke ſtirbt, wenn der Tod bei ſeinen Füßen ſteht. Die Epiſode mit den Lebenslichtern fehlt hier; am Schluſſe wird einfach auch der Gevatter vom Tode geholt.

Es gibt noch einige ältere literariſche Bearbeitungen

des Märchens in Deutschland, auf die ich nicht weiter eingehe. Es bietet vielleicht mehr Interesse, die anderweitige Verbreitung des Märchens zu verfolgen. Voran stelle ich ein albanesisches Märchen, das aus mündlicher Mittheilung eines Scutariners stammt. Da dasselbe noch niemals ins Deutsche übersetzt worden ist, so lasse ich es hier folgen. Ein Mann wünschte sich den Tod und sprach täglich zum Tode: „Komm' und hole mich!" Eines Tages erschien ihm der Tod und sagte: „Was willst du von mir?" Der Mann sprach: „Ich bin dieser Welt überdrüssig, denn ich bin ohne Geld und habe nichts zu leben." Da erwiderte der Tod: „Willst du reich werden?" — „Ja," sprach Jener. — „Ich will dich zum Arzte machen," sprach der Tod; „nimm Eibisch und koche ihn, nimm eine Flasche und thue den Abguß des Eibisch hinein. Wenn du zu einem Kranken gehst und siehst mich bei demselben, so rühre keine Hand, ihn zu heilen, denn dann gibt es keine Rettung; wenn ich aber nicht bei dem Kranken bin, dann verbürge dich für seine Genesung, wie es auch mit ihm stehen möge, denn dann ist er nicht zum Tode." Bald verbreitete sich der Ruf, daß sich ein neuer Arzt aufgethan habe; man begann, ihn zu rufen, und er nahm seine Flasche mit dem Eibischabguß und ging zu einem Kranken, der schon drei Jahre lang siech war. Er schaute und schaute, ob der Tod da wäre, aber er sah den Tod nicht und verbürgte sich, den Kranken zu retten. Einige andere Aerzte waren dort, die sprachen zu dem neuen Arzte: „Jetzt sind wir drei Jahre bei dem Kranken und haben kein Mittel finden können; darum mische du dich nicht in die Sache, denn du kannst doch nichts helfen." Er aber antwortete: „Ihr seid drei Jahre hier und habt ihn nicht heilen können,

ich aber will ihn in drei Tagen gesund machen.“ Die Aerzte lachten ihn aus, er aber ließ dem Kranken die Flasche mit dem Eibischabguß und hieß ihn drei Schalen täglich davon trinken, eine Morgens, eine Mittags und eine Abends, und so durch drei Tage. Der Kranke begann die Medicin zu trinken, und nach drei Tagen war er gesund.

Eines Tages rief man ihn zu einem Kranken, der keine sehr schwere Krankheit hatte. Er kam hin, sah den Tod im Zimmer und sagte zu den Eltern des Kranken, daß es für ihren Sohn keine Rettung gebe. Die anderen Aerzte sprachen: „Es ist keine Todesgefahr;“ er aber sagte: „Morgen oder übermorgen wird er sterben,“ und ging zu seinen Geschäften. Die anderen Aerzte verlachten ihn und begannen dem Kranken ihre Heilmittel zu geben; aber umsonst, nach zwei Tagen starb er. Nun begann die ganze Stadt diesen Arzt zu nehmen, und er verdiente viel Geld. Eines Tages stürzte ein Arbeiter vom Dache eines Hauses auf die Erde; man rief alle Aerzte, aber keiner nahm es auf sich, ihn zu retten. Da kam jener Arzt, schaute, ob der Tod da wäre, und als er ihn nicht sah, sprach er: „Es ist keine Todesgefahr, in einer Woche wird er gesund sein.“ Er gab ihm von dem Eibischabguß zu trinken, und nach einer Woche war er gesund.

Als der Arzt einmal spazieren ging, traf er den Tod auf der Straße. Dieser forderte ihn auf, mitzugehen, und führte ihn in ein Zimmer, das voller Lampen war, von denen einige angezündet wurden, andere im Erlöschen waren. „Jeder Mensch,“ sagte der Tod, „hat seine Lampe. Hier ist eben ein Kind geboren worden, da wird eine Lampe angezündet; der, bei dem sie erlischt, stirbt.“ Eine Lampe war im Erlöschen, denn es

war nur noch wenig Flamme darin, und der Arzt fragte: „Wem gehört dieſe?“ — „Das iſt deine Lampe“, ſprach der Tod. — „Gnade,“ bat Jener, „gieße ein wenig Oel hinein, daß ſie nicht ſo raſch ausliſcht!“ — „Nein,“ erwiderte der Tod, „gehe hin und beichte, denn du haſt nur noch drei Stunden zu leben.“ — Der Arzt ſprach: „Gnade, ich will dir das ganze Geld geben, das ich verdient habe, aber gieße etwas Oel in die Lampe!“ Aber der Tod blieb unerbittlich, und nach drei Stunden ſtarb der Arzt.

Die Albaneſen ſind ein gänzlich illiterates Volk; man kann nicht annehmen, daß der Scutariner, der die Geſchichte erzählt hat, ein Exemplar der Grimm'ſchen Märchen jemals geſehen habe. Die auffallende Uebereinſtimmung kann alſo nur auf dem Wege der Entlehnung durch mündliche Ueberlieferung erklärt werden. Nehmen wir vorläufig an, daß das Märchen in Deutſchland heimiſch ſei, ſo können zwei Völker als Vermittler für die Albaneſen gedacht werden, die Slaven oder die Italiener. Die Griechen ſchließe ich zunächſt aus, weil die albaneſiſche Verſion aus Nord-Albanien ſtammt. Von den Slaven kommen natürlich nur die Südſlaven in Betracht; darum wird ein wendiſches Märchen aus dem Spiel bleiben müſſen, wo der Tod der vierundzwanzigſte Gevatter beim vierundzwanzigſten Kinde wird, den Vater zum Arzt macht, dem er durch Erſcheinen zu Häupten des Kranken deſſen Tod anzeigt und den er ſchließlich ſelbſt wegen des Betruges mit dem Umſtellen des Bettes bei einem todtkranken Freunde holt, nachdem er ihm in einem Saale die Lebenslichter gezeigt. Auch ein ſlaviſches Märchen aus dem Trentſchiner Comitate iſt wegen der geographiſchen Entfernung fern-

zuhalten: auch hier wird der Gevatter Arzt, der Kranke ſtirbt, wenn der Tod bei ſeinem Kopfe ſteht, der Arzt rettet den König durch Umdrehen des Bettes und bricht dafür bei einer Spazierfahrt den Hals. Bei den Südſlaven vermag ich das Märchen nur in einem Fragmente nachzuweiſen; es iſt dies ein intereſſantes Beiſpiel dafür, wie bei der Wanderung der Märchen oft wichtige, ja hauptſächliche Züge verloren gehen. In den „Märchen und Sagen der Südſlaven" von Krauß ſteht ein Märchen mit der Ueberſchrift: „Fordere den Tod nicht heraus!" Der Tod hat einem Manne zum Dank dafür, daß er ihn vor wilden Hunden beſchützt, die Fähigkeit gegeben, die Leute zu heilen, wenn er ihn bei ihren Füßen ſtehen ſieht. Ein Neidiſcher wollte zeigen, daß der Arzt eigentlich gar nichts verſtünde, und legte ſich geſund ins Bett. Der Arzt wurde gerufen, ſah den Tod zu Häupten des Bettes und erklärte den Mann für verloren. Lachend ſtand dieſer auf, da packte ihn ein Fieber, und in wenigen Augenblicken war er todt. Hier fehlt die Gevatterſchaft, es fehlen die Lebenslichter, und die Pointe iſt ganz anders gewendet.

Es ſcheint alſo, daß die Slaven keinen Anſpruch auf das Verdienſt machen können, das deutſche Märchen den Albaneſen vermittelt zu haben. Vielleicht ſind wir mit den Italienern glücklicher. Die venezianiſche Republik hat ja jahrhundertelang im engſten Verkehr mit Albanien geſtanden; italieniſche Prieſter beſorgen noch heute den Gottesdienſt unter den Katholiken des Nordens. In Italien iſt unſer Märchen nicht unbekannt. Ich ſtelle eine literariſche Faſſung voran, deren Grundlage, wie mir vorkommt, die Quelle jenes albaneſiſchen Märchens iſt. Ich meine die in Deutſchland ziemlich unbekannte,

in Italien noch immer sehr beliebte Oper „Crispino e la comare“ der Gebrüder Luigi und Federico Ricci, die um 1830 entstanden ist und deren Libretto der bekannte Piave verfaßt hat. Ihr Inhalt ist folgender: Der arme Schuster Crispin will sich, der Noth seines Daseins zu entgehen, im Brunnen seines Hauses ertränken. Da steigt eine weibliche Gestalt daraus hervor — „Donna Giusta, tua comare“; der Tod (la morte) muß im Italienischen Pathin sein, wie die slavische Smrt. Sie macht ihn zum Arzte; ist sie beim Kranken sichtbar, so stirbt derselbe. Nun macht Crispin eine Anzahl Wundercuren: an einem Dachdecker, der vom Hause herabgestürzt ist; an einem von allen Aerzten aufgegebenen jungen Mädchen. Ein Alter, der sich ganz gesund fühlt, stirbt plötzlich, wie Crispin vorausgesagt. Der neugebackene Doctor wird bald hochmüthig und für seine Umgebung unerträglich; da führt ihn die Pathin in ihren Wohnsitz, wo eine Menge Lampen brennen — in ogni ampolla arde la face d' una vita umana — und gibt sich ihm zu erkennen: mi riconosci e trema — io son la Morte! Er sieht sein Licht niedergebrannt, aber auf sein Flehen schenkt ihm die Pathin gegen das Versprechen der Besserung das Leben.

Man wird die auffallende Uebereinstimmung dieses Operntextes mit dem albanesischen Märchen leicht erkennen. Besonders der Selbstmordversuch am Anfange und der herabgestürzte Dachdecker sind bemerkenswerthe Motive; auch fehlt hier wie dort das zu Häupten oder zu Füßen Stehen. Der Ausgang ist natürlich, der „komischen“ Oper zuliebe, umgestaltet. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Piave ein venezianisches Volksmärchen benützt hat, das ich allerdings in dieser Fassung

nicht nachweisen kann. Die Sammlung von Bernoni ist mir augenblicklich nicht zugänglich, und das von Widter-Wolf mitgetheilte venezianische Märchen „Der Gevatter Tod" hebt gerade so an wie das deutsche; dann wird der Gevatter selbst Doctor, der Kranke stirbt, wenn der Tod an der Thür steht, es folgen zwei specielle Krankheitsfälle, die Lämpchen und der Tod des Arztes.

Das Märchen ist bis in den Süden Italiens gewandert, auch hier nicht, ohne an seinem wesentlichen Inhalt Einbuße zu leiden. In einer sicilianischen Fassung fehlt das Arztwerden des Gevatters ganz; der Tod, der nach der Zurückweisung des heiligen Johannes und des heiligen Petrus Gevatter steht, zeigt dem Manne die Lampen, die seinige erlischt und er stirbt. In Griechenland, wo das Märchen vom „Gevatter Charos" ebenfalls bekannt ist, scheint die Episode von den Lampen verloren gegangen zu sein. Ein Tropfen gefärbten Wassers heilt den Kranken, wenn der Tod zu seinen Füßen oder an seinem Leibe steht; ist er am Kopfende sichtbar, so stirbt der Patient. In einer der Versionen legt sich der Gevatter im Bette verkehrt, um dem Tode zu entgehen; aber umsonst. Aehnlich läßt sich in einem Märchen aus der Bukowina der Gevatter zu demselben Zwecke ein drehbares Bett machen.

Das Märchen kennt noch ein anderes Mittel, durch welches der Schüler den Tod überlistet oder zu überlisten sucht. Er erwirkt sich nämlich die Erlaubniß zum Beten eines Vaterunsers, fängt an zu beten und betet es nicht zu Ende. Diese List kommt vor allen in einem alt-isländischen Märchen vor, das ich hier wieder erzähle einmal, weil seine Darstellung eine höchst treffliche und charakteristische ist, und dann, weil es überhaupt die älteste uns bis

jetzt bekannte literarische Aufzeichnung des Märchens vom Pathen des Todes repräsentirt. Das isländische Märchen ist wahrscheinlich von Bischof Jón Halldórsson im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts niedergeschrieben worden.

„Ein mächtiger König saß in seinem Reiche; es fehlte ihm nicht an Gütern aller Art und auserlesenen Berathern, an weltlicher Ehre und unermeßlichem Reichthum in Gold und Edelsteinen. Er setzte eine Ehre darein, in seiner Halle Männer um sich zu haben, welche man Philosophen nennt, d. h. hochgelehrte Weisen. Hierin und in vielen anderen Dingen suchte er seinen Ruhm, denn sein Hochmuth war groß. Nun trat ein Ereigniß ein, welches das ganze Königreich mit hoher Freude erfüllte: die Königin gebar einen Sohn. Von Reichthum umgeben wuchs dieser auf, wie es einem Königskinde geziemte, hold und freundlich, beständig und tüchtig, männlichen Sinnes ohne Falsch und Fehl. Als er so alt geworden war, daß an seine Unterweisung gedacht werden mußte, geschah es eines Tages, als der König an seiner Tafel saß, daß der weiseste Meister, der in der Halle war, aufstand und vor den Hochsitz trat. „Herr," sprach er, „ihr habt einen jungen Sohn, den alle eure Freunde mit Freuden betrachten, denn wir glauben, daß er uns von Gott gegeben sei, um nach euch auf eurem Throne zu sitzen mit reicher Ehre, wie sie seiner Geburt zukommt. Darum erbiete ich mich mit aller Bereitwilligkeit, ihn zu lehren und ihn in der Weisheit zu unterweisen, die ich aus Büchern und eigener Erfahrung geschöpft habe, damit sein Name um so berühmter sei, als er weiser sein wird, als andere Leute!" Als er schwieg, zeigte es sich gleich, daß der König die Rede nicht so freundlich aufnahm, wie mancher erwartet hatte; er nahm vielmehr eine

etwas zornige Miene an und sprach: „Mein Lieber, was kannst du unseren Sohn lehren? Deine Weisheit ist nicht mehr werth als die possenfahrender Leute und der Kinder Spiel!"

Der Meister antwortete: „Kämen diese Worte nicht aus eines Königs Munde, so wären sie ohne Zweifel unwahr, denn meine Weisheit ist noch nie zum Spotte der Kinder geworden, vielmehr habe ich so reiches Wissen erworben, daß es für euren Sohn höchst ehrenvoll wäre, wenn er ebensoviel lernte: das werden alle bestätigen." Zornig erwiderte der König: „Weiche fort von hier; wir sagen dir, wie es gehalten werden soll: entweder soll unser Sohn ununterrichtet bleiben und nicht zu deinen Füßen sitzen oder er soll den Lehrmeister erhalten, der ihn in unbekannter Weisheit unterrichten kann, von welcher ihr nie etwas gehört habt!" Noch einmal antwortete der Meister: „Wenn euer Sohn ein Mensch ist, so wird er auch nur menschliche Fassungskraft haben: und wann hat man je in der Welt gehört, daß ein Mensch nicht den Anderen unterrichten solle?" Damit endigte er seine Rede und kehrte auf seinen Platz zurück. Nun war eine Weile vollständige Stille, denn der König war zornig und darum schwiegen Alle. Nach einigen Tagen, als der König wieder bei Tische saß, wurde leise an die Thüre geklopft und Einlaß gefordert, und als die Wächter nachsahen, stand draußen ein Mann, der wie ein Weiser aussah und vor den König geführt zu werden verlangte. Als der König seine Erlaubniß ertheilt hatte, ging der Mann hinein und trat vor den Hochsitz; er hatte einen weiten Filzhut auf dem Kopfe, so daß man sein Antlitz nicht genau sehen konnte, auch rückte er aus Achtung vor dem Könige nur ein wenig an der Krempe, grüßte

dann und sprach: „Heil euch, Herr!“ Dann fuhr er fort: „An meinem Auftreten seht ihr, o Herr, daß ich zu den Weisen gerechnet werden kann; und da mir von euch ein Wort in Bezug auf den Unterricht eures Sohnes zu Ohren gekommen ist, das euren Räthen etwas hochfahrend erschien, so suche ich euch in der Absicht auf, ihm meine Weisheit zur Verfügung zu stellen, denn ich hoffe, daß das, was ich ihn lehren kann, eurem Wunsche entsprechend, jedem lebenden Menschen unbekannt sein wird. Da ich aber alt und schrullig bin, so mag ich nicht dem Lärm der Welt und vieler Menschen ausgesetzt sein: darum laßt für uns zwei Meilen von der Stadt in dem Walde, der dort sich befindet, ein Haus errichten und soviel Lebensmittel dort hinschaffen, daß wir ein ganzes Jahr davon zehren können, denn ich will, daß vom Tage unseres Einzuges ab Niemand uns störe.“ Ueber diese Rede wurde der König sehr froh und ließ so schnell, als die Zeit erlaubte, alle Dinge herrichten. Wir übergehen die Vorbereitungen und wenden uns gleich zu dem Zeitpunkte, wo der Meister und sein Schüler, der Königssohn, das Haus bezogen haben; der Meister setzte sich in den Hochsitz, wie ihm zukam, der Königssohn aber ihm zu Füßen, so demüthig wie ein Kind geringen Standes. So saßen sie schweigend den ersten Tag, den zweiten und den dritten, und kein Wort wurde laut. Und um es kurz zu machen, das ganze Jahr hindurch dient der Königssohn dem Meister früh und spät und sitzt alle Tage schweigend zu seinen Füßen. Als das Jahr zu Ende ist, am Tage vorher, ehe der Besuch des Königs zu erwarten stand, spricht der Meister zu dem Königssohn: „Morgen, mein Sohn, wird man uns aufsuchen und vor den König führen. Er wird nach deinem

Unterricht fragen, und wenn es dir gefällt, kannst du antworten, daß du von deiner Lehre nichts sagen darfst, das aber weißt, daß dergleichen nie ein menschliches Ohr vernommen hat. Dein Vater wird ferner fragen, ob du noch länger bei mir bleiben willst: in Bezug hierauf gebe ich dir keinen Rath.“ So geschah es, wie eben gesagt ist: am nächsten Tage wurden beide in das Schloß berufen und vor den König geführt. Als nun dieser seinen Sohn fragte, ob er die Schule noch länger besuchen wolle, antwortete er mit aller Freundlichkeit, daß er gerne wieder dorthin zurückkehren wolle. Die beiden erhielten wieder Lebensmittel für ein Jahr. Wir können uns jetzt kurz fassen, denn das zweite Jahr verläuft von Anfang bis zu Ende genau in gleicher Weise. Noch einmal entschloß sich der Königssohn, weiter in der Einsamkeit zu verharren. Das dritte Jahr verfließt in gleichem Schweigen und gleicher Langweile, und als auch dies zu Ende war und sie für den nächsten Tag ihre Abholung erwarteten, sprach der Meister so: „Mein lieber Sohn, für dein Schweigen, deine Geduld und Treue sollst du das als Lohn empfangen, daß die Männlichkeit und Standhaftigkeit, die du während dreier Jahre bewiesen hast, nie vergessen werden, sondern in den Geschichtsbüchern niedergelegt werden soll; ferner ist es geziemend, daß die Erwartung, in welcher du hier einsam gesessen hast, nicht getäuscht werde, denn du bist der Lehre wohl würdig, die vor dir keinem Weisen zu Theil geworden ist. Wisse nun zunächst, wer ich bin. Ich heiße Mors — das bedeutet Tod — und ich bin kein Mensch, obwohl es dir so vorgekommen ist; und von unserer Trennung ab, die bald erfolgen wird, soll das ein Zeichen deiner Weisheit werden, daß sie weithin

berühmt wird und durch alle Länder sich verbreitet, so daß kein Mann so angesehen sein wird wie du, denn dich werden alle Menschen zu sehen verlangen, obwohl mancher, der es wünscht, es nicht erreichen wird. Nun gieb auf das wohl Acht, mein Sohn, was ich dir in wenigen Worten sage, obwohl ich lange geschwiegen habe, denn es wird dir Nutzen bringen: Wenn es sich ereignet, daß ein Mensch in der Stadt krank wird, so gehe zu ihm hinein, wenn du auch nicht gerufen bist, denn er wird der einzige sein, der dich nicht inständig bittet, ihn zu besuchen. Bei diesem Kranken und bei jedem andern, zu dem du kommst, wirst du mich sitzen sehen, aber wo ich sitze, sollst du beachten. Wenn ich in der Nähe der Füße sitze, so sollst du sagen, wie es auch eintreffen wird, daß der Mensch eine lange und nicht schwere Krankheit haben und sich wieder erheben wird. Sitze ich an der Seite des Menschen, so ist die Krankheit kürzer und viel schwerer, und doch folgt ihr Genesung und volle Gesundheit. Sitze ich aber zu Häupten, so ist der Tod gewiß, mag die Qual länger oder kürzer währen. Das wird also eine Ursache deiner Berühmtheit, daß du jedem Menschen voraussagen kannst, was bevorsteht, so daß sie danach sich einrichten und die passenden Verordnungen treffen können. Aber noch eins will ich außerdem dich lehren. Wenn deine Freunde erkranken oder angesehene Leute, die du erfreuen und deren Freundschaft du erwerben willst, oder Geld und Ehre von ihnen erlangen, so nimm den Vogel, welcher Karadius heißt; wenn du siehst, daß ich nicht am Kopfende sitze, sollst du den Vogel zu dem Kranken tragen und ihm vors Gesicht halten, denn dieser Vogel hat die Eigenthümlichkeit, daß er die Krankheit des Menschen aufsaugt und in seinen

Körper aufnimmt. Darauf laß den Vogel los: er kennt seine Natur und fliegt mit der Krankheit hoch in die Luft und der Sonne so nahe wie möglich, und bläst die Krankheit von sich im Schein der Sonne, diese aber nimmt sie auf und zerstört sie durch ihre Hitze, der Vogel dagegen ist gesund. In Folge unserer Begegnung und Unterhaltung wird es geschehen, daß die Eigenthümlichkeit dieses Vogels durch deine Worte bekannt werden wird; man wird sie sich merken und mit dem Namen des Vogels in dem Buche verzeichnen, das die Menschen Fisiologus nennen werden. Zu Ende ist nun meine Lehre, lieber Sohn, so auch unsere erste Begegnung, aber ein zweites Mal werden wir uns treffen, und dann wird dir das Wiedersehen keine Freude bringen." So schloß das Gespräch. Der Tag erschien, an welchem beide vor den König berufen wurden. Der Königssohn stellte dem Meister vor dem ganzen Gefolge ein löbliches Zeugniß aus, und von dem Könige erntete derselbe reichen Dank und Anerbietungen von Geschenken und Ehrenbezeugungen. Er aber schlug alles aus und bat um Erlaubniß, Abschied nehmen zu dürfen. Die Weisheit des Königssohnes wurde zwar zunächst nicht hoch angeschlagen, aber nach Verlauf einiger Zeit wuchs sie so im Ansehn, daß das übereinstimmende Urtheil Aller dahin lautete, seines Gleichen wäre noch nie geboren; und man könnte sagen, daß gleichsam alle Länder in Bewegung waren, ihn aufzusuchen und seine Weisheit in Anspruch zu nehmen, denn alles traf bei ihm aufs Wort ein, was früher erwähnt wurde. Er machte auch weite Reisen zu vornehmen Leuten, um ihre Krankheiten zu untersuchen, bis sein Vater starb; und als er nun selber den Thron bestiegen hatte, besuchte er seine Freunde, besonders die

zu seinem Gefolge gehörten, wenn sie krank wurden, sowie die Mächtigen des Landes, welche seiner Ansicht nach für die Wohlfahrt des Reiches von Nutzen waren; aber obgleich er eine solche Gabe empfangen hatte, wurde er doch nicht hochmüthig, sondern war so herablassend, freundlich und liebenswürdig, und gegen alle seine Untergebenen so sanft und mild, wie es einem Könige geziemte, daß jedes Kind ihm von Herzen hold war: denn das ist der Gang der Welt, daß eines Menschen Lob zehn Freunde macht. So schwinden seine Tage in Ruhm und Glück, daß er selbst sich einer trefflichen Gesundheit erfreut und das Reich des Friedens und Gedeihens, bis er hundert Jahre alt war, und trotzdem noch ein rüstiger Mann, denn er war groß und kräftig und in der Pflege des Körpers geschickt. Nichtsdestoweniger überfiel ihn eine heftige Krankheit, die seinen Freunden großen Kummer verursachte. Sie nahm ihn so mit, daß schon nach kurzer Zeit wenig Aussicht auf Rettung war; und eines Tages, als er in diesem Zustande dalag, kam eine Ohnmacht über ihn, und als diese vorüber war, schlug er die Augen auf und sah etwas, das ihm nicht angenehm war: sein alter Meister war erschienen mit dem breiten Filzhute und saß dicht neben seinem Kopfe. Der König merkte sogleich, daß der Tod vor der Thür war, und sprach: „Meister, warum kommst du so bald hierher?“ „Es muß einmal so sein, mein Sohn,“ antwortete jener. „Nicht hätte ich damals das gedacht,“ sagte der König, „als ich schweigend, ein Königskind, drei Jahre lang zu deinen Füßen saß, daß du so gegen mich verfahren würdest, mich fortzureißen aus der Fülle des Glücks und der königlichen Ehren, da ich doch noch so rüstig bin und zur Regierung wohl tauglich.“ „Wohl ist es wahr, mein

Sohn," erwiderte der Meiſter, „daß du viel erdulden mußteſt; dafür empfingſt du aber auch viel; und jetzt wirſt du gleichwohl mit mir gehen müſſen." Als der König ſah, daß auf keinen Aufſchub mehr zu hoffen war, ſprach er: „Soviel werde ich doch von dir erreichen können, daß du mir Zeit giebſt, ein Vaterunſer zu beten, ehe wir gehen." Der Meiſter ſagte, daß dies gewährt werden ſolle. Der König ſprach die erſten vier Verſe des Gebetes bis zu der Stelle: et dimitte nobis, aber als er ſoweit gelangt war, ſchwieg er ſtill. Der Meiſter wartete lange, aber der König blieb ſtumm. „Warum beteſt du nicht, mein Sohn?" fragte der Alte. „Deswegen bete ich nicht, mein Meiſter, weil ich nicht will. Du haſt hier nichts mehr zu ſchaffen, denn für diesmal werden wir uns trennen müſſen. Du gewährteſt mir ein Vaterunſer, und daher will ich den letzten Theil deſſelben, auf dein Verſprechen geſtützt, nicht eher beten, als bis ich ſolange gelebt habe, wie mein Herz es wünſcht, und dann will ich freiwillig mein Gebet beenden, ohne von dir gerufen und gedrängt zu ſein." „Durch Liſt haſt du mich getäuſcht, Sohn," erwiderte der Meiſter, „und daher wirſt du für diesmal deinen Willen behaupten." Er begab ſich hinweg, der König aber beſſerte ſich ſo ſchnell, daß es Allen ein Wunder ſchien, wie raſch die Krankheit abnahm. Er lebte nun noch in ſeinen Ehren ein zweites Jahrhundert, da aber war er ſo gebeugt vom Alter, ſo zuſammengefallen und gelähmt, daß es ihm eine Laſt ſchien, noch länger zu leben. Er berief alle die Großen des Landes, und eine mächtige Verſammlung kam zuſammen. Der Königsſtuhl wurde aufgeſtellt und der Herrſcher von ſeinen Mannen dorthin geführt. Er traf nun Beſtimmungen für das ganze

Reich, die Königswürde und auch die übrigen Stände betreffend, und gab seinem Volke guten Rath und väterliche Ermahnung, Gott zu fürchten und die Rechte des Landes nach den alten Satzungen guter Fürsten zu wahren. Darauf legte er sich bei hellem Tage zu Bett und gebot seinen Geistlichen, ihn auf die letzte Stunde vorzubereiten. Als dies mit geziemender Feierlichkeit verrichtet war, erzählte er seinen Vertrauten alles, was sich zwischen ihm und dem Meister zugetragen hatte, und sprach darauf: „Komm jetzt, mein Meister, und höre, wie ich das Gebet schließe, das du mir einst gewährtest, denn jetzt bin ich bereit.“ Der Mann erschien auf der Stelle; da begann der König: et dimitte nobis, und in demselben Augenblicke, als er das Amen nach dem Gebete sprach, schied er aus diesem Leben und ward sehr beweint, obgleich er alt war, und damit hat diese Geschichte ein Ende.“

Die Parallelen zu dieser List mit dem Vaterunser hat Herr Reinhold Köhler zusammengestellt. Sie kommt vor bei Hans Sachs, in einem deutschen, einem portugiesischen und einem norwegischen Märchen. Auch in ihnen bittet der Arzt den Tod, der ihn abholen will, ihn erst noch ein Vaterunser beten zu lassen, und betet es dann nicht zu Ende. In dem oben erwähnten deutschen Märchen erklärt er, er werde fünfzig Jahre lang daran beten, und der Tod giebt sich lachend damit zufrieden; bei Hans Sachs und in der portugiesischen und norwegischen Version überlistet der Tod nach einiger Zeit wieder den Arzt und bringt ihn dazu, ein Vaterunser zu beten. Bei Hans Sachs nämlich nimmt der Tod, als der Arzt das begonnene Vaterunser Jahre lang nicht zu Ende gebetet hat, die Gestalt eines kranken Menschen

an, legt sich vor die Hausthür des Arztes und bittet denselben, ihm mit einem Vaterunser zu helfen. Der Arzt thut es arglos und verfällt so dem Tode. In dem portugiesischen Märchen von der ‚comadre Morte' stellt sich die Pathe selbst todt; der Arzt findet sie so auf der Straße und betet ein Vaterunser für ihre Seele; da springt der Tod auf und ergreift ihn. In dem norwegischen Märchen hängt der Tod eines Nachts eine große Tafel über das Bett des Arztes, auf welcher das Vaterunser geschrieben ist; als der Arzt aufwacht, liest er das Vaterunser und stirbt, als er es zu Ende gelesen.

Offenbar entstellt ist ein ungarisches Märchen mit gleichem Schlusse. In demselben hat der Tod seinem Gevatter, als er ihn mit der Gewalt beschenkt, jeden Kranken gesund machen zu können, zugleich verkündet, er solle — man weiß nicht warum — sogleich sterben, wenn er das Vaterunser oder Amen sage. Nach Jahren findet der Gevatter auf der Straße ein weinendes Kind, welches ihm klagt, sein Vater habe es geschlagen, weil es beim Gebete ein Wort nicht gewußt habe. „War es unser Vater?" fragt der Gevatter, und so nach einander alle Worte des Vaterunsers, und als er zuletzt fragt: „War es etwa Amen?", erwidert das Kind, das niemand anders als der Tod war: „Ja, das war's; Amen für dich, Gevatter, Amen!" Und alsbald stirbt der Mann.

In einem ganz andern Zusammenhange kommt die List mit dem Vaterunser in einem syrischen Märchen vor. Hier hat der Todesengel einem reichen Jüngling, mit dem er sich verbrüdert hat, auf seine Frage gesagt, er werde seine Seele in seiner Hochzeitsnacht holen. Der Reiche heirathet deshalb erst nach vierhundert Jahren, und als da nun der Todesengel kommt, bittet er ihn,

er möchte ihn noch so lange leben lassen, bis er ein Vaterunser gesprochen habe. Die Bitte wird ihm gewährt, der Reiche spricht aber das Vaterunser nicht; erst nach zwanzig Jahren vergißt er sich beim Essen einmal und spricht das Gebet. Kaum hat er es angefangen, so kommt der Todesengel und packt ihn bei der Gurgel.

Die beiden Listen des Bettumdrehens und des Vaterunsers erscheinen combinirt in einem litauischen Märchen. Dasselbe ist in mehrfacher Beziehung originell. Ein Bauernknecht trifft unterwegs mit dem Tod zusammen. Dieser giebt sich ihm zu erkennen und erzählt ihm, er gelange bei verschlossener Thür zu den Leuten, die er tödten wolle, und zwar durchs Schlüsselloch. Der Knecht, der ein Fäßchen bei sich hat, fordert den Tod auf, doch zu versuchen, ob er durch das Spundloch kriechen könne. Der Tod kriecht in das Fäßchen, und wie er drin ist, pfropft der Knecht das Loch zu und läßt den Tod nicht eher wieder heraus, als bis er ihm versprochen hat, ihn zum Doktor zu machen. Der Kranke, bei dem der Doktor den Tod am Kopfe stehend findet, wird sterben; wenn der Tod aber am Fußende steht, wird der Kranke wieder gesund. Aber der Knecht hielt den Tod zum Narren. Wenn er den Tod am Kopfe stehend fand, dann drehte er schnell das Bett herum, der Tod blieb am Fußende stehen und der Kranke mußte gesund werden. Lange Zeit hatte er den Tod genarrt; da kam die Zeit, daß der Doktor sterben sollte. Der Doktor erbat sich als letzte Gunst, der Tod möchte ihm erlauben, ein Vaterunser herzusagen. Als ihm das gewährt war, sagte der Doktor vom Vaterunser nur ein Wort, und nicht mehr. Der Tod mußte fortgehen. Nach einem Jahre kam er wieder, und wieder sagte jener nur ein

Wort, und nicht mehr. Das wurde dem Tode zu lange. Er ging in Gestalt eines Bettlers hin und stellte sich an den Ofen. Der Doktor fragte ihn, wer er wäre. Jener sagte: „Ein Bettler.“ „Wenn ihr ein Bettler seid, so müßt ihr ein Vaterunser hersagen.“ Der Bettler erklärte, er könne es nicht, und der Doktor versprach es ihn zu lehren. Nun sprach der Doktor das ganze Vaterunser vor und der Bettler sagte es nach. Als der Doktor mit dem „Amen“ schloß, faßte der Bettler ihn an der Kehle: „Mich hast du lange genarrt, jetzt habe ich dich endlich!“

Benfey hat in seiner Einleitung zum Pantschatantra Zusammenhang des Märchens vom Gevatter Tod mit einem Kreise indischer Märchen vermuthet, in denen von Wundercuren die Rede ist. Bei denselben handelt es sich gewöhnlich um einen Dämon, der von einem Menschen Gutes erfahren hat; er fährt in den Körper eines Königs, einer Prinzessin oder dergleichen und weicht dann den Beschwörungen seines Wohlthäters, der dadurch zu Reichthum und Ansehen gelangt. Mir erschien, als ich mich zum ersten Mal mit unserem Märchen befaßte, der Zusammenhang desselben mit diesem indischen Kreise etwas problematisch, und ich meinte, die Fäden, mit denen es Benfey an den Orient knüpfen wollte, seien allzu dünn. Ein neuer Fund hat meine Bedenken behoben und läßt den glänzenden Scharfsinn Benfey's wiederum in sieghaftem Lichte erscheinen.

Eine besondere Gruppe innerhalb des erwähnten indischen Märchenkreises wird durch einen originellen, humoristischen Schluß gekennzeichnet. Der Dämon, der schließlich seinem Wohlthäter nicht mehr gehorchen und in einem besonders wichtigen Falle aus dem besessenen

Körper nicht weichen will, wird durch die Erinnerung an eine böse Frau, die er kennt oder mit der er sogar einige Zeit zusammen gelebt hat, in die Flucht gejagt. Wir begegnen dieser Gestalt des Märchens z. B. in der folgenden indischen Erzählung: „Es giebt eine Stadt, Vatsamân mit Namen; da lebte ein Brahmane, der zwar weise, aber arm war, mit Namen Keçava. Dessen Frau, welche Karagarâ hieß, war so böse gegen alle, daß sogar ein Dämon, welcher auf einem Baume im Hause wohnte, aus Furcht vor ihr in die Wüste floh. Aber auch der Brahmane konnte die Bosheit seiner Frau nicht länger ertragen und wanderte ebenfalls weg. Auf dem Wege in der Wüste erblickte ihn jener Dämon und sprach: „Ich will dir heute Gastfreundschaft erweisen.“ Als der Brahmane dies hörte, gerieth er in Schrecken. „Fürchte dich nicht,“ sprach der Dämon, „denn ich habe früher auf dem Baume in deinem Hause gewohnt; dann bin ich aber aus Furcht vor der Karagarâ von dort hieher entflohen, und da du seit lange als mein Hausherr mit mir in Verbindung stehst, so will ich dir etwas Gutes erweisen. Gehe von hier nach der Stadt Mrigavatî, da ist ein König mit Namen Madana; ich werde in dessen Tochter Mrigalotschanâ fahren und mich durch keinen Besprecher irgend vertreiben lassen, sondern einzig und allein, wenn du kommst, durch deinen Anblick.“ Der Dämon, nachdem er dies gesagt, fuhr in die königliche Jungfrau. Der Brahmane aber ging zur Königsstadt Mrigavatî, und nachdem er den Herold gehört hatte, ging er in das königliche Schloß; obgleich er aber vieles that, was die Zauberer zu thun pflegen, und dazu seine Besprechungen vollzog, fuhr der Dämon doch aus der Jungfrau nicht heraus. Als aber der Brah-

mane sah, daß der Dämon auf keine andere Weise herausfahren würde, schrie er: „Im Namen der Karagarâ, fahr heraus!“ Der Dämon aber sagte: „Siehe, ich komme schon!“ und fuhr sogleich heraus. Der König aber gab dem Brahmanen die Hälfte seines Königreichs und die Tochter zur Frau. Nachdem nun der Dämon herausgefahren war, ging er nach der Stadt Karnavatî und fuhr in die Königin, welche die Vaterschwester des vorgenannten Madana war und Sulotschanâ hieß. Die Königin, vom Dämon sehr geplagt, ward zu einem Skelet. Der König aber sandte zu dem König Madana und bat, ihm den Zauberer Keçava zu schicken. Auf die Aufforderung des Madana und seiner eigenen Frau kam dieser dann nach Karnavatî zu der besessenen Königin. Als der Dämon ihn aber erblickte, sprach er schimpfend und drohend zu ihm: „Genug, daß ich dir einmal deinen Willen gethan habe! Jetzt aber hab Acht und hüte dich!“ Als dies der Brahmane hörte, erkannte er, daß dies derselbe Dämon sei; darauf trat er näher und sagte der besessenen Königin ins Ohr: „Die Karagarâ kommt hinter mir her; ich bin nur gekommen, um dir dies zu melden.“ Als der Dämon hörte, daß die Karagarâ komme, gerieth er in Schrecken und fuhr sogleich aus der Königin. Der Brahmane aber, vom König hoch geehrt, kehrte nach Mrigavatî zurück.“

Benfey hat dieses Märchen auf seiner Wanderung durch die Märchenliteraturen verschiedener Völker verfolgt. Es ist durch die Bearbeitung in Macchiavelli's Belfagor berühmt geworden. Der Inhalt dieser Novelle ist in Kürze folgender:

„Alle Seelen, die in der Hölle anlangten, beklagten sich, daß sie lediglich durch ihre Weiber in diese traurige

Lage gekommen wären, so daß Minos und Rhadamanthus dem Pluto hierüber referirten und dieser einen Höllenrath berief, um zu überlegen, wie man die Wahrheit oder Unwahrheit derartiger Aussagen am besten ergründen könne. Nach einigem Hin- und Herreden wird nun beschlossen, einen von ihnen in menschlicher Gestalt und den menschlichen Leidenschaften unterworfen in die Oberwelt zu schicken, mit dem Befehl, sich sobald als möglich zu verheirathen und nach zehnjährigem Aufenthalte auf der Erde seinem höllischen Gebieter von den Freuden und Leiden der Ehe Bericht zu erstatten. Obgleich aber dieser Plan allgemeinen Beifall findet, ist doch keiner der Teufel geneigt, freiwillig den Auftrag zu übernehmen, bis endlich das Loos den Erzteufel Belfagor trifft. Nachdem dieser mit einem hübschen Aeußern und großem Reichthum ausgestattet ist, läßt er sich unter dem Namen Roderich von Kastilien in Florenz nieder und giebt vor, er habe sein Vermögen im Morgenlande erworben. Da er ein sehr feiner, gebildeter Teufel war, so fand er keine Schwierigkeit, in den ersten Häusern Zutritt zu erlangen und die Hand einer jungen Dame von hoher Geburt und fleckenlosem Rufe zu erwerben. Die Ausgabe für schöne Kleider und prächtiges Hausgeräth, welche seine Frau sehr gern hatte, machte er ohne Widersteben; da jedoch ihre Familie sich in sehr beschränkten Umständen befand, so mußte er auch ihre Brüder ausrüsten, damit sie nach der Levante gehen konnten. Indem ferner seine Frau eine ziemliche Portion Zanksucht besaß, so blieb keiner von seinen Leuten lange in seinem Hause und alle ließen es sich daher mehr angelegen sein, das Vermögen ihres Herrn durchzubringen, als sparsam damit umzugehen. Endlich, da

auch seine Schwäger vergeblich auf Rückzahlung der ihnen vorgestreckten Kapitalien warten lassen, sieht er sich gezwungen, vor seinen Gläubigern zu fliehen. Während ihn nun letztere verfolgen, gewährt ihm ein Bauer Zuflucht, dessen Glück er dafür zu machen verspricht. Nachdem er ihn also von seiner wirklichen Abstammung und seinem Namen in Kenntniß gesetzt, kommt er mit ihm überein, daß er in die Tochter eines reichen Bürgers zu Florenz fahren und sie nicht eher verlassen solle, als bis der Bauer ihn austreibe. Sobald daher letzterer hört, daß die junge Dame vom Teufel besessen sei, begiebt er sich zu ihrem Vater und erbietet sich, sie von demselben zu befreien. Er nähert sich hierauf dem Ohre des Mädchens und spricht: „Roderich, ich bin gekommen, um dich an dein Versprechen zu erinnern.“ „Ich gehe schon, flüstert jener zur Antwort; und um dich noch reicher zu machen, werde ich von hier aus gleich in die Tochter des Königs von Neapel fahren.“ Der Bauer erhält nun durch diese Heilung so großen Ruf, daß man ihn zu der neapolitanischen Prinzessin holen läßt, wo er für die Austreibung Belfagor's eine hübsche Belohnung erhält. Bei dieser Gelegenheit theilt ihm jedoch der Teufel mit, daß er jetzt sein Versprechen erfüllt habe und nun gesonnen sei, ihn in's Verderben zu stürzen. Demgemäß fährt er in die Tochter Ludwigs VIII. von Frankreich, und, wie er vermuthet, läßt man auch alsbald den Bauer holen. Er wird mit Gewalt nach Paris gebracht, woselbst er vergeblich sich damit entschuldigt, daß einige Teufel so hartnäckig wären, daß sie sich nicht austreiben ließen. Der König erwiederte hierauf ganz einfach, daß, wenn er seine Tochter nicht heile, er ihn würde hängen lassen. Da nun alle Bitten des Be-

schwörers den Belfagor zur freiwilligen Entfernung zu bewegen vergeblich sind, so nimmt er seine Zuflucht zu einer List. Er läßt nämlich ein Gerüst mit einem Altare darauf errichten, alsdann die Prinzessin hinbringen und die Messe sagen, welche Vorbereitungen jedoch der Teufel sämmtlich mit totaler Verachtung behandelt. Inmitten dieser Ceremonien nähert sich indeß, der getroffenen Anordnung gemäß, eine große Zahl Trommeln, Trompeten und anderer lärmender Instrumente mit großem Getümmel. „Was ist das?" ruft Belfagor. „Ach, mein lieber Roderich," versetzt hierauf der Bauer, „es ist dein Weib, das dich aufsucht und nun hierher kommt." Kaum hört dies Belfagor, so verläßt er stracks die Prinzessin und kehrt in die Hölle zurück, um die Wahrheit der Aussage zu bestätigen, deren Erforschung ihm aufgetragen worden war."

Wegen aller übrigen Parallelen, besonders wegen eines reizenden böhmischen Märchens, verweise ich auf Benfey. Nun ist, nachdem ich zum ersten Male meinen Essay über den Pathen des Todes veröffentlicht hatte, mir von zwei Seiten Kenntniß von einem sehr interessanten Märchen geworden, das in jüdischen Kreisen im Umlauf ist und die Verbindung zwischen den Märchen von dem Dämon mit der bösen Frau und dem vom Gevatter Tod herstellt. Herr Dr. Emanuel Kohn in Wien theilte mir damals eine Version des Märchens mit, die er in jüdischen Kreisen gehört hatte. Gott hält von Zeit zu Zeit mit seinen Engeln, unter denen auch der des Todes ist, Berathungen über den Zustand der Welt. In einer solchen klagte er, daß ihm das Weib so mißlungen sei. Er fand theils Widerspruch, theils Beistimmung. Unter den Widersprechenden war der Tod,

welcher behauptete, es könne nicht so arg sein; er erböte sich zu einer Probe. Gott war damit einverstanden und stellte nur die Bedingung, der Tod müsse wenigstens ein Jahr mit dem betreffenden Weibe leben. Der Tod ging auf die Erde, nahm ein Weib und erhielt durch Gottes Fügung eine böse Sieben ärgster Sorte, so daß er froh war, als das Jahr zu Ende ging. Er wurde mit Ablauf desselben Vater und benützte die Entbindung seines Weibes, um sich von ihr zu befreien. Das Kind blieb am Leben, sein Vater empfand Zärtlichkeit für dasselbe, und als es herangewachsen war, machte er es mit den Verhältnissen seiner Abkunft bekannt. Er schilderte ihm seine Mutter in den ärgsten Farben, um es vor der Ehe zu warnen, und bestimmte es — es war ein Knabe — zum Arzte. Als der junge Arzt in seinen Beruf eintreten sollte, theilte ihm der Tod mit, er werde der beste Prognostiker sein; wenn er zum Kranken kommen und den Tod — nur ihm allein sichtbar — am Fußende des Bettes stehen sehen werde, könne er mit Bestimmtheit das Ende des Patienten vorhersagen; andernfalls werde der Mensch genesen. Diese Weisheit machte sich der junge Arzt zu Nutze und ward bald berühmt. Sein Ruf drang an den Hof des Königs, dessen Tochter erkrankt und von den Aerzten aufgegeben war. Er wurde zu Rathe gezogen und es wurde ihm, wenn er die Prinzessin gesund machte, die Hand derselben versprochen. Er ward in die Krankenstube geführt und fand am Fußende des Bettes seinen Vater. Da ihn aber sofort Liebe zu der Kranken erfaßt hatte, griff er zu einer List, um den Tod zum Abzug zu bewegen, indem er ausrief: „Vater, die Mutter kommt!“ Da lief der Tod schleunigst

davon, die Kranke genas, heirathete ihren Arzt und beide erlebten Enkel und Urenkel.

Eine zweite Version desselben Märchens wurde ebenfalls aus Anlaß meines Aufsatzes von Hrn. Dr. Eliaß in Wien, also wohl ebenfalls aus jüdischen Kreisen, in der „Neuen Freien Presse" erzählt. Ich lasse das Märchen hier folgen, dessen etwas zu geschmückte Darstellung wohl auf Rechnung seines literarischen Bearbeiters kommt.

„Es ist eine kalte, schaurige Winternacht. Heulend fährt der Wind durch die dürren Aeste der Bäume und die öden Straßen des Dörfchens. Mensch und Thier haben ihr stilles Heim aufgesucht und liegen in ruhigem Schlummer. Nur aus einem kleinen Häuschen flimmert der schwache Schein einer Lampe, und düster ist die Scene, die sie beleuchtet. Hier ist der Schlaf entflohen, und sein böser Zwillingsbruder hält Wache am traurigen Lager. Seit Stunden kämpft die arme, kranke Witwe mit dem herzlosen Feinde; an ihrem Bette kniet ihr schönes Töchterchen und ringt jammernd und wehklagend die Hände. Erschütternd klingt ihr Flehen, der Tod möge sich doch ihrer erbarmen und ihr junges Leben für das der geliebten Mutter nehmen.

Doch der Tod, gehorchend einem mächtigen Gebote, kann sich ihrer nicht erbarmen, und gar bald steht das Mädchen einsam und verlassen auf der Erde.

Der Tod, der seine schwere Pflicht erfüllt, kehrt zurück zum Throne des Herrn und bittet um die Gnade, seinem traurigen Berufe entsagen zu dürfen, um auch einmal glücklich zu sein und Glückliche machen zu können. Der Herr gewährt seine Bitte, und mit beglücktem Herzen steigt der Tod als reizender Jüngling hinab in die Hütte der Waise und bietet ihr Herz und Hand.

Nun lebte er in Glück und Wonne, und zugleich kehrte das paradiesische Zeitalter auf die Erde zurück, denn der Tod feierte. Jedoch nicht lange dauerten die Honigwochen seiner jungen Ehe. Das Weibchen entpuppte sich bald als böse, zanksüchtig und unausstehlich, so daß der Tod sehnsüchtig zum Herrn flehte, ihm wieder sein früheres Amt anzuvertrauen.

Eines Tages nun verschwand er wieder, wie er gekommen, und nur das Pfand der Liebe unter dem Herzen erinnerte das verlassene Weib an die kurzen Ehetage mit dem entschwundenen Gatten. Nach einiger Zeit genas sie eines kräftigen Jungen, den sie unter Sorgen und Entbehrungen erzog, wie es eben ging, eifrig bestrebt, den Haß, den sie gegen ihren entflohenen Gatten im Herzen nährte, auch in das Herz des Sohnes zu verpflanzen.

Als dieser herangewachsen war, ließ es ihm keine Ruhe, er wollte den pflichtvergessenen Vater suchen und an den mütterlichen Herd zurückführen. Jahrelang durchirrte er Länder und Meere, ohne ihn zu finden, bis dieser sich seiner Verzweiflung erbarmte und ihm erschien. Nun warf sich der Sohn zu den Füßen des Vaters, jammerte und bat, er möge doch zurückkehren und die Schande von seinem Haupte und dem der Mutter nehmen.

Der Tod war untröstlich über das Jammern des Sohnes; aber keine Welt hätte ihn dahin bringen können, in das Haus seines Weibes zurückzukehren.

Er erzählte dem Sohne von den Qualen, die er durch sie erlitten, und daß er lieber ewig seinen traurigen Beruf üben wolle, als sie nur einmal wiederzusehen. Dem Sohne gegenüber aber wollte er seine Pflicht erfüllen und für seine Zukunft glänzend sorgen.

„Mein Sohn," sagte er, „verlasse deine Heimat, gehe in die große Stadt und wirke dort als Arzt. Deine Erfolge werden glänzend sein, denn deine Voraussage ist unfehlbar. Siehst du mich nicht am Krankenbette, so bleibt der Kranke bei jeder Behandlungsweise am Leben, findest du mich aber am Bette, so lehne jede Behandlung ab, denn der Kranke ist mir unrettbar verfallen." Mit diesen Worten entschwand er dem Auge des Sohnes. Dieser that, wie ihm geheißen, er übersiedelte mit seiner Mutter in die Residenz und ward in Kurzem ein großer, berühmter und reicher Arzt. Seine unfehlbaren Prognosen und seine stupend glücklichen Curen erregten die Bewunderung aller Welt.

Da geschah es eines Tages, daß die einzige, bezaubernd schöne Tochter eines mächtigen Fürsten hoffnungslos erkrankte. Die berühmtesten Aerzte wurden um Rath gefragt, jedoch Alle kamen zu dem schrecklichen Schlusse, daß hier menschliche Hilfe vergebens und die herrliche Prinzessin dem Tode verfallen sei.

In seiner Verzweiflung bot der Fürst sein ganzes Vermögen, ja selbst die Hand der Tochter dem, der sein geliebtes Kind vom Tode erretten könnte. Da erschien der junge Arzt und bat um die Erlaubniß, die Kranke sehen zu dürfen. Bebenden Herzens betrat er das verdunkelte Krankengemach, denn wohl kannte er die herrlichen Reize der kranken Fürstentochter, und nun sollte er sich dem höchsten Preise nähern und ein Ziel anstreben, das selbst seine kühnsten Träume auszumalen nie gewagt.

Mit Einemmale bleibt sein Fuß festgebannt, sein Athem stockt, die Augen stieren, das Herz krampft sich zusammen: sein Vater stand am Bette der Verehrten;

nun war sie für ihn verloren. Jammer und unsäglicher Schmerz ergreift seine Seele, er faltet flehentlich die Hände, seine Augen sind feucht und seine Lippen lispeln leise:

„Vater, weiche!"

Wehmüthig schüttelt der Tod sein ernstes Haupt: „Unmöglich."

„Vater," ruft der Sohn aus geängstigter Brust, „um des Himmels, um deiner Liebe willen, weiche von hier und zerstöre nicht das Ziel, das Glück meines Lebens!"

Tieftraurig tönt es von den Lippen des Todes: „Unmöglich; es ist des höchsten Gottes Befehl, daß dieses Leben ende." Da wird das blühende Gesicht des Jünglings todtenbleich, seine Augen trübe, seine Stimme heiser, und aus der Tiefe seiner gequälten Brust tönt die drohende Bitte:

„Vater, um Himmelswillen weiche, sonst hole ich die Mutter!"

Kaum waren die Worte den bebenden Lippen entflohen, so entschwand der Tod. Was nicht das Flehen, die Beschwörungen des Sohnes, die Vaterliebe vermocht, das vermochte die Drohung, sein Weib noch einmal sehen zu müssen.

Die Prinzessin genas bald und wurde die blühende, glückliche Braut des glücklichen Arztes."

Es giebt zwei Möglichkeiten, uns mit den zuletzt erzählten Märchen abzufinden. Entweder liegt in denselben eine Contamination des Märchens vom Gevatter Tod mit dem von dem Dämon, der vor seiner Frau die Flucht ergreift, vor. Oder es ist das Bindeglied zwischen dem deutschen und den orientalischen Märchen. Das kommt

mir bei weitem wahrscheinlicher vor. Die Märchen von den Wundercuren haben offenbar ein Hauptmotiv mit dem Märchen vom Pathen des Todes gemeinsam: der Held weiß durch gewisse Beziehungen zu dem Dämon denselben zu bannen und wird dadurch ein berühmter Arzt. Das Verhältniß des Helden zu dem Dämon wird sehr verschieden motivirt; dergleichen ist in den Märchen immer Nebensache und den mannichfachsten Alterationen unterworfen. In dem jüdischen Märchen ist es Sohn und Vater, sonst meist Pathenkind und Gevatter; aber auch ein ganz loser Zusammenhang fehlt nicht, wie in dem albanesischen Märchen. Es kann sein, daß der ähnliche Klang von altdeutschem tôt Tod und tote Pathe das Umändern in das Gevatterschaftsmotiv veranlaßt hat. Der Ausgang des orientalischen Märchens ist ein schwankartiger; der Dämon wird von dem ärztlichen Parvenu überlistet, und zwar durch das Mittel mit der zänkischen Frau, die ja in dergleichen Erzählungen so oft hat herhalten müssen. Dieser Ausgang erschien im Westen allzu burlesk, besonders seitdem die ernste Gestalt des Todes eine feste Stelle in unserm Märchen errungen hatte. Er wurde also anders erzählt. Zunächst behielt man die Ueberlistung des Todes durch den Arzt noch bei, aber sie erfolgte in anderer Weise: durch das Manöver mit dem Umdrehen des Bettes oder, wo der Tod sich schließlich gegen den Arzt selbst wendet, durch das nicht zu Ende gebetete Vaterunser. Diese zweite Art der Ueberlistung konnte man erst erzählen, nachdem die zweite Veränderung des ursprünglichen Märchens bereits aufgekommen war, nachdem man dasselbe mit tragischem Ausgange erzählte. Auch diese zweite Veränderung war dem Eindringen des Todes in das Märchen

zu danken. Der Tod läßt sich nicht spotten; niemand vermag dem Tode zu entrinnen. Selbst das heiligste Verhältniß schützt nicht vor ihm; „Charos sucht eine Veranlassung seinen Gevatter zu holen," sagt das griechische Sprichwort. In unseren Märchen holt er ihn wirklich, oder er sucht ihn wenigstens zu holen. War diese mildere Auffassung von dem Erzähler beliebt, so mußte der Tod wieder überlistet werden: das ergab eine Verschmelzung des neuen Schlusses mit dem alten. Schließlich ist übrigens der Tod meistens doch der schlauere und bekommt schließlich sein Opfer.

Die älteste schriftliche Aufzeichnung unserer Geschichte im Abendlande, nämlich die isländische Erzählung, kennt die Ueberlistung des Todes. Bei Jacob Ayrer muß der Arzt einfach sterben. Die Episode von den Lebenslichtern fehlt in beiden. Sie ist offenbar erst später in unser Märchen hineincomponirt. Der Ausdruck „Lebenslicht" und die damit verbundene Vorstellung scheint eine speciell germanische zu sein, die in dem Gebrauche der Geburtstagskerzen, in dem bekannten Spiele: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" und in mancher anderen Sitte noch deutlich genug hindurch scheint. Freilich hat sie weitere und ältere Zusammenhänge. In der griechischen Heldensage ist das Leben Meleager's an ein Holzscheit geknüpft; als dies von der empörten Mutter in die Flammen geworfen wird, stirbt er. Die nordische Nornagest-Sage ist eine Copie davon. Jene Episode des deutschen Märchens hat sich aus einer metaphorischen Ausdrucksweise entwickelt, wie so mancher ältere Mythus. Sie kommt auch in anderem Zusammenhange vor: im Elsaß ist sie in ein Märchen des Rip-Kreises eingefügt.

Sind meine Combinationen nicht gänzlich verfehlt,

so hat auch hier, wie so oft, Wanderung von Ost nach West und dann Rückwanderung nach dem Osten stattgefunden. Denn das oben erwähnte syrische Märchen hat das betreffende Motiv gewiß aus dem Occident entlehnt. Im Einzelnen einen Stammbaum unseres Märchens aufzustellen, erlasse ich mir. Und noch ein Zweites ergiebt sich dann, was ich schon in einem der früheren Aufsätze berührt habe: die Juden sind auch diesmal die Makler auf der großen Märchen- und Novellen-Börse gewesen.

X.

Rip van Winkle.

Der Stoff der neuen Operette „Rip-Rip“ von Planquette, welche durch ihre discrete und geistreiche Musik allen Freunden des besseren Geschmackes auf der Bühne aufrichtige Freude bereitet hat, geht auf eine Erzählung in dem Sketch-Book des amerikanischen Schriftstellers Washington Irving zurück, welche zum ersten Male im Mai 1819 gedruckt wurde. Rip van Winkle — so heißt der liebenswürdige Faulenzer in dieser Geschichte — flieht eines Tages vor dem Gekeife seiner Frau mit seinem Hunde und seiner Flinte in die Kaatskillberge am Hudsonflusse und kommt dort in eine Gesellschaft gespenstiger Männer, welche sich mit Kegelspiel unterhalten. Er trinkt mit ihnen und verfällt in tiefen Schlaf. Beim Erwachen glaubt er eine Nacht geschlafen zu haben; voll Angst vor der Gardinenpredigt seines Weibes steigt er in sein Dorf hinunter, wo er Alles seltsam verändert findet. An seiner Stammkneipe prangt anstatt des Bildnisses des Königs Georg das des Generals Washington, ihm selbst ist ein langer Bart gewachsen, und Niemand, auch die eigene Tochter nicht, erkennt ihn. Von einer alten Frau wird er endlich agnoscirt. Er hat zwanzig Jahre in den Bergen geschlafen.

Irving's Erzählung ist in neuerer Zeit in Amerika zu einem Drama verarbeitet worden, in dessen Titelrolle der amerikanische Schauspieler Jeaffreson durch fünfzehn

Jahre in Amerika und England Triumphe gefeiert hat. Dieses Stück mag die unmittelbare Quelle der Librettisten Planquette's gewesen sein; mit Bestimmtheit kann ich aber darüber nichts sagen, da ich das englische Drama nicht kenne. Ohne starke Verballhornung scheint es bei der Umformung zu einem Operettensujet nicht abgegangen zu sein; doch muß es rühmend hervorgehoben werden, daß der poetische Grundton des Ganzen nicht verwischt worden ist. Es ist wahrscheinlich und wird mir auch von einem Kenner der amerikanischen Literatur versichert, daß Irving selbst seine Erzählung aus der mündlichen Ueberlieferung der holländischen Ansiedler am Hudsonflusse geschöpft hat. Diese mögen die Sage übers Meer mitgebracht und in ihrer neuen Heimat localisirt haben.

Es handelt sich in der Sage von Rip van Winkle um zwei Sagenkreise, die auch sonst mitunter verbunden vorkommen, um den von bergentrückten Helden und um den anderen von dem Verschlafen langer Zeiträume, die dem Betroffenen selbst ganz kurz erscheinen. Die Gespenster, mit denen Rip zecht, sind nach Irving die Geister des großen Hendrick Hudson, des Entdeckers von Strom und Land, der alle zwanzig Jahre mit seiner Mannschaft auf dem Schauplatz seiner Unternehmungen eine Art Fastnacht halte. Bekanntlich wurde Hudson, schon im Begriffe, die Rückfahrt nach Europa anzutreten, von seiner meuterischen Mannschaft mit acht kranken Matrosen in ein Boot geworfen und den Wellen preisgegeben. Ueber sein Schicksal ist niemals etwas Sicheres verlautet. Wenn ihn das Volk ein gespenstiges Dasein fortleben läßt, so folgt es damit nur einem allgemeinen Zuge der Sagenbildung. Die verbreitetste, hieher gehörige Sage ist die von Kaiser Friedrich im Kyffhäuser;

aber auch König Karl und Kaiser Otto werden in Bergen wohnend gedacht. In einer Felskluft am Vierwaldstättersee schlafen die drei Stifter des Schweizerbundes; in einem Gewölbe bei Kronburg sitzt Holger Danske mit geharnischten Männern um einen Tisch. Die Briten erwarten die Wiederkehr ihres entschwundenen Königs Artus, der mit Felicia, der Sibylle Tochter, und der Göttin Juno in einem Berge haust, und die Serben glauben, daß ihr Nationalheld Kraljewitsch Marko in einer Höhle schläft, um einst wiederzukehren und sein Volk wieder groß zu machen. In ähnlicher Weise wird mir aus Steiermark berichtet, daß man im Volke glaube, Kaiser Josef sei nicht gestorben, sondern lebe noch in tiefster Zurückgezogenheit in einem Jesuitenkloster. Diese und zahlreiche ähnliche Sagen gehen im letzten Grunde zurück auf das der menschlichen Seele innewohnende Widerstreben, geliebte Personen für gänzlich todt und abgethan zu halten; ein Zug, der sich bei mächtigen Herrschern und Helden, die den Ruhm ihres Volkes gegründet haben, dahin formulirt, daß man in Zeiten der Noth und Erniedrigung sich an den Gedanken ihres Fortlebens und ihrer einstigen Wiederkehr anklammert. So treffen derartige Anschauungen schließlich mit der messianischen Idee zusammen.

Nach lebendiger deutscher Volkssage ging einst ein armes Brautpaar hinauf in den Kyffhäuser und wurde dort zur Hochzeit reichlich beschenkt; als es aber aus dem Berge zurückkam, waren 200 Jahre vergangen. Ein Hirt, der beim Suchen einer verlorenen Ziege in die Gesellschaft der Ritter des Kaisers geräth und mit ihnen trinkt, findet bei seiner Rückkehr, daß er zwanzig Jahre dort zugebracht. Aehnlich ist die Sage von

einem ſchwediſchen Bauer, der Abends ſeine Roſſe ſucht, dabei in einen Berg entrückt wird und mit den Bergrittern Wein und Meth trinkt; als er nach einigen Stunden heimkehrt, ſind alle ſeine Freunde und Angehörigen todt und ſein Eigenthum iſt im Beſitze eines unbekannten Verwandten, denn er iſt vierzig Jahre im Berge geweſen. Ebenſo verbrachten zwei ſchottiſche Geiger im Berge bei den Unterirdiſchen von Tomnafurich eine luſtige Faſtnacht; es waren hundert Jahre. Als ſie in die Kirche gingen, zerfielen ſie beim erſten Worte des Predigers in Staub. Auch in einer Sage aus Wälſchtirol, in einem altfranzöſiſchen Roman u. ſ. w. wird ähnliches erzählt. Aber ſolche Sagen ſind weit über die Grenzen unſeres Erdtheiles verbreitet. Einſt ging der indiſche Fürſt Raiwata mit ſeiner Tochter in Brahma's Reich, um ſich wegen ihrer Vermählung von dem Gotte Rath zu erbitten. Als er in den Thronſaal trat, ſangen eben die himmliſchen Sänger ein Lied. Raiwata wartete, bis es zu Ende war, und trug dann Brahma ſeine Bitte vor. Dieſer fragte ihn nach den Freiern ſeiner Tochter; doch als der König ihre Namen nannte, erwiderte Brahma lächelnd: „Alle, die Du eben nannteſt, leben längſt nicht mehr, ſelbſt ihre Enkelſöhne, ja die Enkel dieſer ruhen im Grabe. Zwanzig Menſchenalter ſind vergangen, während Du dem Liede meiner Sänger lauſchteſt.“ Auch unter den Küſſen himmliſcher Frauen ſchwinden in der indiſchen Sage dem Sterblichen die Jahre wie Minuten. Näher unſeren Sagen ſteht ein chineſiſches Märchen: Ein Holzhacker ſchaute auf einem Berge zwei ſchachſpielenden Feen zu; als ihr Spiel zu Ende war, ſah er den Stiel ſeiner Axt ganz verfault und hörte bei ſeiner Heimkehr, daß er ſieben Jahre fortgeweſen ſei.

Einer eigenthümlichen Gestaltung dieses Stoffes begegnen wir in einem französischen Märchen aus dem Elsaß. Ich theile es mit, weil es, so viel ich weiß, bis jetzt ziemlich unbekannt geblieben ist. Es lautet so:

Es war einmal ein Mann, der war weit und breit in der Welt herumgekommen, und hatte doch immer noch Lust auf Reisen zu gehen. Und darum nahm er wieder sein Ränzel auf den Rücken und den Stock in die Hand. Er zog fröhlich seine Straße, als er plötzlich einen Todtenkopf vor sich herrollen sah. „He, was ist mit Dir, Alter," rief er ihm zu, „willst Du mit mir frühstücken kommen?" „Ich habe weder Hunger noch Durst," war die Antwort, „aber morgen wirst Du mein Gast sein, und wenn Du nicht kommst, werde ich Dich holen." „Kann sein, kann auch nicht sein," sagte der Bursche und ging weiter.

Er ging durch lange, düstere Gänge, und kam endlich auf eine schöne, breite Straße. Da sah er auf einem Baume zwei Raben, welche sich mit Erbitterung schlugen; das kam ihm sonderbar vor, indessen kümmerte er sich nicht darum und setzte seinen Weg fort. Weiter kam er zu einem Bache, da stand ein Priester, welcher Wasser in ein Faß schöpfte, aber das Wasser floß wieder in den Bach, denn das Faß hatte keinen Boden. „Ihr seid sehr thöricht, Herr Pfarrer," sprach er, „euch so viel Mühe zu geben; euer Faß hat keinen Boden." Der Priester gab ihm keine Antwort. Unser Geselle zog seine Straße weiter und kam zu einem Hause. Er klopfte an die Thür, er rief, aber es rührte sich nichts. Da zog er den Fensterladen auf, und plötzlich kam eine ungeheure Menge Vögel heraus geflogen, so daß er Furcht bekam und rasch den Fensterladen schloß.

Er machte sich wieder auf den Weg, und bald darauf, an einem kleinen Bache, sah er den Todtenkopf wieder. Er rief ihn abermals an: „He, hast Du noch keinen Hunger und Durst?“ „Ich habe weder Hunger noch Durst,“ anwortete der Kopf, „aber Du sollst mit mir in mein Schloß kommen.“ Der Wanderer hatte nichts dagegen einzuwenden und folgte dem Todtenkopf, der als Führer immer vor ihm her rollte. Als sie beim Schlosse angekommen waren, stiegen sie breite Treppen hinauf, dann gingen sie durch lange Gänge, große Säle und große Zimmer; alles war voll kleiner Lichter. Der Geselle war sehr erstaunt darüber; der Kopf aber sprach zu ihm: „Siehst Du, das sind die Lebenslichter; so lange ein Mensch lebt, hat er sein kleines Licht, und wenn er stirbt, erlischt dasselbe.“ „Zeige mir doch das meinige,“ sagte jener. Da zeigte ihm der Kopf in einiger Entfernung ein Licht, welches fast gänzlich niedergebrannt war. Darüber machte der Gesell ein trauriges Gesicht. Um ihn von seinen trüben Gedanken abzuziehen, fragte ihn der Todtenkopf: „Sage mir, was hast Du auf Deinem Wege gesehen?“ „Zuerst zwei Raben auf einem Baume, welche sich schlugen.“ „Das sind zwei Brüder, welche sich bei Lebzeiten haßten; sie hatten immerfort Händel vor dem Richter. Nach ihrem Tode müssen sie sich immer weiter streiten. Was hast Du noch gesehen?“ „Einen Priester, welcher aus einem Bache Wasser in ein Faß ohne Boden schöpfte.“ „Das war ein Priester, welcher die irdischen Güter liebte; er hatte niemals genug und wollte immer mehr. Jetzt muß er Wasser schöpfen; er wird immerfort schöpfen und niemals genug haben, um sein Faß zu füllen. Was hast Du noch gesehen?“ „Ein Haus, an dessen Thüre ich geklopft und gerufen habe;

aber man hat mir keine Antwort gegeben und nicht aufgemacht. Da habe ich einen Fensterladen geöffnet, und da sind eine Menge Vögel herausgeflogen und haben sich in die Lüfte zerstreut." „Wieviel waren es wohl Vögel?" „Gewiß an zweitausend." „Soviel Vögel herausgeflogen sind, soviel arme Seelen sind erlöst worden."

Alles das ging seltsam in dem Kopfe des Gesellen umher, und er schaute mit glasigen Augen vor sich hin. „Sage mir doch," fragte ihn der Kopf, „wie lange glaubst Du unterwegs zu sein?" „Nun, einen ganzen Tag!" „Einen ganzen Tag, wirklich? so wisse, daß Du dreihundert Jahre wanderst, und nun gehe, woher Du gekommen bist."

Der Gesell verließ das Schloß. Er kam zuerst bei dem Hause mit den geschlossenen Fensterläden vorbei. Er öffnete den untersten Fensterladen, aber es flogen keine Vögel mehr heraus. Am Bache fand er den Priester, welcher Wasser schöpfte, nicht mehr, und auf dem Baume saßen die Raben nicht mehr. Und indem er so weiterzog, kam er endlich in sein Dorf und an das Haus seines Vaters. Er läutete an, da zeigte sich eine fremde Person am Fenster. „Was wollt ihr, guter Freund?" sprach sie zu ihm. „Ich will hinein zu mir in mein Haus," antwortete er. Als die Leute die Thür öffneten und den Fremden erblickten, in seinen altmodischen Kleidern, die abgenutzt und mit Staub bedeckt waren, schüttelten sie den Kopf. Ihr Erstaunen wuchs, als sie nach seinem Namen fragten und er ihnen einen im Dorfe gänzlich unbekannten Namen nannte. Die Leute hatten Mitleid mit dem seltsamen Gaste, sie führten ihn auf die Mairie, und als er dort seinen Namen wiederholte, schlug man in den alten Registern nach und fand in der

That, daß ungefähr vor dreihundert Jahren eine Familie dieses Namens existirt hatte, daß sie aber seitdem ganz ausgestorben war. Hierauf ging man mit dem Fremdling in die Kirche und ließ eine Messe für ihn lesen. Während der Messe sah man eine weiße Taube um den Altar schweben. Der Fremde war unbeweglich auf seinem Platze niedergekniet, und als man ihn anrührte, zerfiel er in Staub und Asche. Man glaubt, die weiße Taube war seine Seele.

Die Zusammengehörigkeit dieser Sagen mit der von Rip van Winkle liegt auf der Hand. Wir haben das Zechen mit den Dämonen und das unbewußte Verstreichen eines langen Zeitraumes wieder angetroffen. Nur der Zauberschlaf fehlt hier. In anderen verwandten Sagen finden wir auch ihn. Statt vieler führe ich Eine aus den deutschen Sagen der Gebrüder Grimm an. Eine Frau aus Taschwitz tritt in ein Haus neben dem Heilingsfelsen und schläft dort ein; als sie erwacht, findet sie sich mitten unter Felssteinen, in ihrem Dorfe sind Häuser und Leute andere geworden, und mit Hülfe der Kirchenbücher wird festgestellt, daß sie volle hundert Jahre im Felsen geschlafen habe. Hochberühmt ist die Legende von den Siebenschläfern in Ephesus, die bei der Christenverfolgung unter Kaiser Decius in eine Höhle flüchteten, in welcher sie dann eingemauert wurden; nach 200 (oder mehr) Jahren kamen sie wieder zum Vorschein, glaubten aber, sie hätten nur eine Nacht geschlafen. Hohes Alter hat auch eine Ueberlieferung im Talmud: Chone Hamagel schläft bei einem Johannisbrotbaum ein, der vor seinem Einschlafen gepflanzt worden war; als er erwacht, sieht er einen Mann Früchte von diesem Baume pflücken und wird inne, daß er 70 Jahre geschlafen habe. Und da-

mit das classische Alterthum nicht fehle, so sei der Sage von Epimenides gedacht, welcher, von seinem Vater ausgeschickt, um ein verlorenes Schaf zu suchen, sich in einer Höhle niederlegte und dort 57 Jahre schlief. Als er wieder erwachte, setzte er das Suchen nach dem Schafe fort, da er es aber nicht fand, kehrte er nach Hause zurück und fand dort Alles zu seinem Erstaunen verändert; sein jüngerer Bruder, der inzwischen zum Greise geworden war, erkannte ihn kaum wieder.

Einen Versuch, diese Sagen vom Höhlen- und Zauberschlafe zu erklären, mache ich hier nicht; ich müßte dazu den Leser allzu tief in die Irrgänge der Mythendeutung führen, ohne ihm schließlich ein annehmbares Resultat bieten zu können. Auch dasjenige, zu welchem Herr John Koch in seinem Buche über die Siebenschläferlegende (Leipzig 1883) gelangt ist, befriedigt mich in keiner Weise. Nur kurz will ich noch darauf hinweisen, daß man frühzeitig derartige Sagen in den Dienst der Theologie gestellt und die Kleinheit irdischer Zeiträume gegenüber göttlichem Maße daran vordemonstrirt hat. So in der oben angeführten indischen Legende vom König Raiwata, so in dem Predigtmärlein vom verzückten Mönche. Dieser fällt entweder in Zweifel über die Stelle des Psalmes (90, 4), daß ein Tag beim Herrn wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag sind: so der Abt Erpho in der niederrheinischen Sage, der von einem Waldvöglein über eine Viertelstunde weit in den Wald hinein gelockt wird; da hört er die Vesperglocke und kehrt heim, aber kein bekanntes Gesicht kommt ihm entgegen, es waren, seit er das Kloster verlassen, dreihundert Jahre vergangen. Oder er vermag nicht zu begreifen, daß himmlische Freude ewig währe: so der

„Felix im Paradiese“ in dem mittelhochdeutschen Gedichte, der ebenfalls von einem lieblich singenden Vögelein in den Wald gelockt wird, wo er, ohne es zu merken, hundert Jahre zubringt. Die Sage ist in neuerer Zeit mehrfach dichterisch bearbeitet worden, so in Kind's „Legende“, in Gaudy's „Ewigkeit“ und in Müller's von Königswinter „Der Mönch zu Heisterbach“. Die ältesten bekannten Fassungen sind altnordisch und lateinisch.

Es ist interessant und, soviel ich weiß, noch nicht bemerkt, daß wir eine Sage vom Zauberschlaf in einem neugriechischen Wiegenliede antreffen, allerdings, wie nicht anders zu erwarten ist, stark destillirt.

Ein Hirte lag und schlummerte, gelehnt auf seinen Stecken.
Drei Jahre wohl lag er im Schlaf,
Gelehnt auf seinen Stecken, seinen Eisenstecken.
Neben ihm sein schwarzer Hund
Und die kurzgeschwänzte Hündin.
Wacht nach dem dritten Jahre auf,
Auf nach dem dritten Jahre.
Dem alten Wolf begegnet er:
„Wolf, sahst du keine Schafe hier,
Wolf, sahst du keine Ziegen?“
„Siehst du da drüben das Gebirg,
Das hier und das da drüben?
Auf diesem weiden Schafe viel,
Auf jenem weiden Ziegen.“

In die Worte eines aus langem Zauberschlaf Erwachenden hat Walther von der Vogelweide seine ergreifende Klage über die entschwundene Jugend und die entfremdete Heimat gekleidet:

O weh, wohin verschwunden ist so manches Jahr?
Träumte mir mein Leben, oder ist es wahr?
Was stets mir wirklich däuchte, war's ein trüglich Spiel?
Ich habe lang geschlafen, daß es mir entfiel.

Zur Kenntniß des Volksliedes.

I.

Indiſche Vierzeilen.

„Es kommt mir bei ſtiller Betrachtung ſehr oft wunderſam vor, daß man die Volkslieder ſo ſehr anſtaunt und ſie ſo hoch erhebt. Es giebt nur eine Poeſie, die echte, wahre, alles Andere iſt nur Annäherung und Schein. Das poetiſche Talent iſt dem Bauer ſo gut gegeben, als dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob Jeder ſeinen Zuſtand ergreift und ihn nach Würden behandelt, und da haben denn die einfachſten Verhältniſſe die größten Vortheile; daher denn auch die höheren, gebildeten Stände meiſtens wieder, inſofern ſie ſich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufſuchen.“

Goethe hat die vorſtehenden Worte einmal bei Gelegenheit einer Beſprechung litauiſcher Volkslieder niedergeſchrieben. Sie ſind eine proſaiſche Paraphraſe deſſen, was er lange vorher im Sonett geſagt: „Natur und Kunſt, ſie ſcheinen ſich zu fliehen — Und haben ſich, eh' man es denkt, gefunden.“ Die Geſchichte der Dichtung aller Völker liefert die Illuſtration dazu, Goethe ſelbſt nicht die ſchlechteſte. Die indiſche Poeſie ſchien von dieſem Geſetze ausgenommen zu ſein. Zwar an den Anfängen der indiſchen Literaturgeſchichte ſteht edle und

schöne Volksdichtung. Der Hausvater, der im Kreise der Seinen dem Indra den Somatrank opferte und ihn anflehte um Schirm und Schutz für Heerde und Flur, der die Morgenröthe pries, daß sie die unheimliche Nacht vertrieben, und den Feuergott, daß er wieder lustig um die Opferscheite züngelte, er sang dabei Lieder, die er selbst gedichtet oder die, vom Urahn stammend, in seiner Sippe sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hatten. Als aber der Hausvater aufhörte selbst zu opfern, als das Wissen von Sinn und Gebrauch des heiligen Opferwerkes allein der Priester besaß, da waren auch die alten vedischen Hymnen in dessen ausschließlichen Besitz übergegangen. In den Priesterschulen wurden die alten Volksdichtungen vom Lehrer dem Schüler überliefert, nur der Brâhmana durfte sie recitiren; die krauseste religiöse Symbolik ward in sie hineingeheimnißt und in endlosen Commentaren ausgebeutet. Selbst volksthümlichen Liebeszauber und Besprechungen verrenkter Gliedmaßen zog man in den Kreis der canonischen Bücher. Und wer selber dichtete, der dichtete in den todten Formen einer weit zurückliegenden Culturepoche; die theologische Dogmatik ist aber niemals der Dichtkunst besonders förderlich gewesen.

Der Buddhismus hat Indien aus seiner geistigen Stagnation für kurze Zeit etwas aufgerüttelt. Auch die Poesie hat davon Vortheil gehabt. Es kam das, was man die classische Periode der indischen Literatur zu nennen pflegt. Dies Classisch gilt freilich nur im Sinne des französischen Classicismus. Wie dieser, war auch der indische nicht blos potenzirte Kunstdichtung, sondern speciell Hofdichtung. Kâlidâsa ist der bekannteste und wohl auch hervorragendste Vertreter dieser Richtung. Er ist keiner

der größten, aber einer der liebenswürdigsten Dichter. Seine Lyrik — und er ist auch in seinen Schauspielen vorwiegend Lyriker — funkelt im vollsten, üppigsten, echt orientalischen Glanz, der uns so leicht berauscht, uns aber auch so leicht Katzenjammer verursacht, wie die spanische Erotik. Wohl niemals irgendwo anders ist eine Kunstdichtung so sehr abgekehrt gewesen vom Volke, wie in Indien. Sie dichtete in einer Sprache, die das Volk nicht sprach und nicht verstand; denn das Sanskrit verhielt sich schon damals zu den indischen Volkssprachen nicht so, wie die Schriftsprache zu den Mundarten, sondern etwa wie die lateinische Sprache zu den romanischen. Und darum steht Kâlidâsa, als Dichter seines Volkes betrachtet, nicht höher, als Jacob Balde unter den deutschen Poeten oder Boccaccio, so lange er lateinisch schrieb, unter den italienischen. Aber trotzdem gönnen wir dem Dichter des „Wolkenboten" gern den Lorbeer, mit dem ja vor Allen Goethe in so enthusiastischer Weise sein Haupt geschmückt; und wenn wir heute das überschwengliche Epigramm nicht mehr unterschreiben können, mit dem dieser als Mann die Forster'sche Uebersetzung der „Sakuntala" begrüßte, so schließen wir uns doch gern dem warmen Worte an, welches der Greis an Chézy schrieb, daß sie „unter die schönsten Sterne zu rechnen ist, die meine Nächte vorzüglicher machen, als meinen Tag."

Das indische Volk der damaligen Zeit, das heißt der letzten vor- und der ersten nachchristlichen Jahrhunderte, war mitsammt seinem Denken und Empfinden gleichsam verschüttet unter der dicken Schicht von theologischem Formalismus und gespreizter Hofpoesie, die sich darüber gelegt hatte und die auch die Gelehrten des Abendlandes pflichtschuldigst zunächst untersuchten. Höchstens

die Märchen und Fabeln, die aus Indien nach dem Westen gewandert waren, hatten uns etwas freilich stark destillirtes indisches Volksthum dargestellt. Erst ganz vor Kurzem ist volksthümliche indische Poesie wieder entdeckt worden. Wir haben durch den Berliner Sanskritisten Herrn Albrecht Weber eine Gedichtsammlung kennen gelernt, die mit einem Schlage die landläufigen Auffassungen von indischer Dichtung wesentlich corrigirt hat. Es ist das „Saptaçatakam des Hâla" (herausgegeben von A. Weber, Leipzig 1881). Das ist eine Sammlung von ursprünglich siebenhundert — das bedeutet jenes fremde Wort — kleinen, vierzeiligen Gedichtchen, die aber durch die Abweichungen verschiedener Recensionen von einander auf nahezu tausend gebracht werden können; Hâla aber heißt der Mann, der die Sammlung zusammengestellt hat, und das soll nach den gelehrten Ausführungen des Herrn Weber ein Pseudonym sein, der Sammler aber soll eigentlich Sâtavâhana geheißen haben und nichts Geringeres gewesen sein, als ein König. Wann dieser gelebt hat, das können wir nur mit der höchst ungefähren Bestimmtheit sagen, die uns überhaupt in Fragen indischer Literaturgeschichte möglich ist, durch deren Urwald noch nirgends sichere und gebahnte Pfade der Chronologie führen. Herr Weber giebt uns Spielraum vom dritten bis zum siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Wenn man bedenkt, daß die Angaben über die Lebenszeit Kâlidâsa's vom ersten Jahrhundert vor bis zum elften nach Christus schwanken, so wird man den hier vorliegenden Grad von Ungewißheit noch sehr mäßig finden. Entstanden sind die Dichtungen, so scheint es, im nordöstlichen Dekan, im Telinga-Lande.

Man hat etwas übereilt die Liedchen des Hâla als

Schnaderhüpfel bezeichnet. Gewiß, läge in ihnen echte und unverfälschte Volkspoesie vor, so würden sie diesen Namen mit Recht tragen können. Denn das Schnaderhüpfel ist ein Haupttypus jener allenthalben, wo das Volk liebt und singt, verbreiteten Improvisationen, die zumeist vierzeilig sind und mit wenigen charakteristischen Strichen ein Miniaturbildchen aus dem Kreise des Volkslebens zeichnen oder eine momentan aufblitzende Stimmung in geistreicher oder gemüthvoller Pointe zum Ausdrucke bringen. Meist dem Liebesleben und seinen verschiedenen Stationen gewidmet, bringen sie in die Behandlung dieses niemals ausgesungenen Themas eine geradezu unerschöpflich scheinende Mannichfaltigkeit; die innigste Zartheit eint sich der ausgelassensten Derbheit; dieselben Motive kehren in Italien und Deutschland, bei Griechen wie bei Letten wieder, und doch giebt es, die Verschiedenheit des Volksgeistes zu ergründen, für den vergleichenden Völkerpsychologen kein interessanteres Studium, als das der Vierzeilen. Auch im fernsten Osten solchen Schnaderhüpfeln zu begegnen, hätte nicht das mindeste Auffallende. Hat doch vor Kurzem ein Orientalist uns mit ganz ähnlichen Improvisationen aus Syrien überrascht, die er selbst dem Munde des Singenden nachgeschrieben — denn gesungen werden derartige Strophen überall, meist als Tanzlieder. Auch hier kommen recht artige Gedanken vor; man höre eine, die ich im Schnaderhüpfelton wiederzugeben versuche:

Klein ist sie, doch süß wie
Der Granate ihr Kern;
Komm, fall' in den Becher,
Ich tränk dich so gern.

Der Granatkern übertrifft an Niedlichkeit den Haselnußkern unserer Alpenliedlein noch bei weitem.

Eine andere gar kann sich viel vornehmerer Verwandtschaft rühmen:

Schon sind die Plejaden aufgegangen,
Stehen längst schon über unser'm Dach;
Aber ungestillt ist mein Verlangen —
Kommt er nicht, so treff' ihn Schand und Schmach.

Denn diese Strophe gleicht, bis auf die echt orientalische Verwünschung am Schluß, jener hochberühmten der Sappho:

Schon sank zu des Meeres Grunde
Der Mond; der Sterne Schein
Verblaßt, und Stunde auf Stunde
Verrinnt, und ich bin allein —

wo im Original sogar auch die Plejaden vorkommen.

Doch ich will nicht von Syrien, sondern von Indien reden. Und ich wiederhole, daß die Vierzeilen des Hâla keine echte Schnaderhüpfel-Poesie bieten, wenigstens nicht durchgängig oder höchstens zum geringsten Theile. Sie sind wohl volksthümliche, aber keine aus dem Volke selbst hervorgegangene Liedlein. Ihre Sprache ist volksthümlich — denn sie sind nicht im Sanskrit, sondern in der damals gesprochenen Volkssprache ihres Heimatlandes verfaßt; im Tone lehnen sie sich gewiß an Vorbilder der Volksdichtung an, ja vielleicht steht manches echte Volkslied in der Sammlung; aber manche gelehrte Spielerei in Gedanken uud Form, manche gesuchte Malerei in Wort und Rhythmus machen es unzweifelhaft, daß wir zum größeren Theile Producte von gebildeten Dichtern vor uns haben, von solchen freilich, die aus der Stadt herausgegangen waren auf's Land, auf's Dorf, um in der Berührung mit der Natur und mit den einfachen Verhältnissen des Landlebens dem dort stets frisch sprudelnden Urquell aller wahren Poesie sich

zu nähern. Und eben diese Entfernung von der in jeder Beziehung parfümirten Atmosphäre des Hofes, in welcher sonst die indischen Dichter athmen, macht die Strophen in der Sammlung des Hâla für uns zu einem ganz unschätzbaren Denkmale. Diese auf's feinste und graziöseste ausgeführten Bildchen, Idyllen in des Wortes antiker Bedeutung, gleichen den Gemmen, welche eine unwiederbringlich verlorene griechische Kunsttechnik geschnitten, oder den Pastell-Miniaturen, die in den Sammlungen unser Entzücken sind. Wir wußten ja längst, daß die Inder Meister in der Kleinmalerei sind, daß, die Griechen ausgenommen, Niemand es wie sie verstanden hat, einen guten Einfall in geistreiche und elegante Form zu gießen. Aber die Anmuth und natürliche Einfachheit der Vierzeilen des Hâla ist sonst nirgends in ihrer Literatur erreicht, die dem Ueberschwenglichen und Maßlosen fast überall die bedenklichsten Concessionen gemacht hat. Zudem sind solche einzelne Strophen sonst vorwiegend ethischen Inhalts; im Hâla aber kommen zwar auch hie und da weise Sprüchlein vor, aber die meisten handeln von recht unklugen und thörichten Dingen, von Kosen und Küssen, von Liebesluſt und Liebesleid, von süßem Schmachten und üppigem Genießen, von keuscher Sehnsucht und fragwürdigen Stelldicheins.

Denn die Sittlichkeit der geschilderten Zustände ist freilich keine über jeden Zweifel erhabene. Die Zügellosigkeit der Stadt hat ihre Vorposten auch auf's Dorf gesendet. Eine Spielhagen'sche Dorfkokette — das ginge noch an, aber selbst Existenzen wie die Lupa in Verga's sicilianischer Novelle treiben ihr lichtscheues Wesen im Schatten des breitblättrigen Feigenbaumes. Und auch die treulose Gattin fehlt nicht. Wenn der Mann ver-

reist ist, fürchtet man sich so leicht, im einsamen Hause des Nachts allein zu sein:

Unholde Nacht hüllt Alles um mich ein,
Fern ist der Gatte, leer mein ganzes Haus:
Ich fürchte mich, sie stehlen mich heraus:
D'rum komm, Geliebter, — Schützer mir zu sein.

Wenig hilft es, daß Schwiegervater und Schwiegermutter Wacht halten. Der Hausherr weigert dem Wanderer die gastliche Aufnahme, aber die Frau des abwesenden Sohnes blickt ihn so bezeichnend „mit gesenkten, schiefen Augensternen" an, daß er doch draußen auf der Terrasse übernachtet. Und die Schwiegermutter mag zanken, daß die junge Frau vom Heerde weggelaufen ist, den Korb hat verbrennen lassen und dafür die Erbsen nicht geröstet hat; viel schmerzlicher ist's dieser, daß sie doch zu spät kam, als der Liebste schon am Hause vorbei war. Im schlimmsten Falle muß die Alte schlafen, damit sie sich freuen können; „der Hund ist erschlagen, die Schwiegermutter berauscht, der Mann verreist, komm, Geliebter!" lautet einmal ein präcis gefaßtes Billetdoux. Man braucht mit dem Hunde nicht immer so grausam umzugehen, er läßt sich ja ziehen; so lernen wir einen kennen, der ist so wohl dressirt, daß er den Buhlen freudig wedelnd begrüßt, aber bellt, wenn der Hausherr heimkehrt. Mehr kann man offenbar nicht verlangen. Im Uebrigen erfreuen sich diese Frauen einer so großen Geistesgegenwart, daß sie auch in den schwierigsten Situationen sich zu helfen wissen; ganz wie die Frauen in den aus Indien stammenden abendländischen Novellen und Schwänken, an welche thatsächlich ein paar Anspielungen vorzuliegen scheinen. Die Vorstellung des Liebhabers als plötzlich angekommenen Vetters ist ja auch

ſonſt etwas Gewöhnliches; aber daß er der freundlichen Behandlung des unerwartet heimkehrenden Gatten empfohlen wird als Einer, der um Schutz vor Verfolgern flehend ins Haus gekommen iſt, das erinnert an eine ſehr verbreitete Geſchichte, die unter Anderm von Boccaccio (7, 6) unnachahmlich erzählt worden iſt und bereits im Hitopadeça ſteht. Und wenn ein andermal das falſche Weib den Schwager vor ihrem Gatten ungeſtüm küßt, indem ſie zu ihm ſagt: „Dein Bruder behauptet, mein Mund rieche nach Wein," ſo iſt das gewiß nur eine pikante Umkehrung der Erzählung im Hitopadeça, wo die untreue Frau den Pagen küßt und ihrem Manne ſagt, ſie wolle ſehen, ob er ſeines Herrn Kampfer gegeſſen habe.

Im Allgemeinen ſcheinen die Eroberungen nicht allzu ſchwer zu ſein und die Frauen nicht ſehr wähleriſch. Freilich, einen Barbier zum Liebhaber zu haben, gilt für nicht ſehr rühmlich; aber faſt verzeihen wir der Frau dieſe kleine Schwäche wegen des allerliebſten Bildchens, das uns einmal gezeichnet wird: der Barbier ſoll den Knaben die Haare ſchneiden, ſie laufen ihm fort, und die junge Mutter, die eben bei der Toilette iſt, geht ihnen nach, indem ſie mit den Händen die entgleitenden Locken und Gewänder zuſammenhält. Raſch knüpft ſich mit dem durchziehenden Wandersmann ein Verhältniß an; die Strohhalme, welche die Frau dem Fremdling am Abende ſcheltend zum Nachtlager gab, kehrt ſie am andern Morgen, nachdem er geſchieden, weinend zuſammen. Und wir brauchen uns ſolche echt poetiſche Situationen nicht immer durch den Gedanken trüben zu laſſen, daß dabei ein Dritter betrogen wird. Der Wanderer trinkt am Brunnen des Dorfes, ganz langſam, denn er ſchaut

dabei unverwandt die Brunnenhüterin an; und auch sie läßt den Strahl, den sie ihm in die Hand giebt, immer dünner werden, damit es länger dauere. Wer denkt nicht gleich an Rebekka am Brunnen? Oder der junge Brahmanenschüler, der von Haus zu Haus um Almosen bettelt, schaut unverwandt den herrlichen Wuchs des Mädchens an, das ihm die Gabe reicht, und sie sein edles Antlitz, und während dessen berauben die Krähen ihm Krug und Korb.

Ueberhaupt gilt auch hier das Wort, daß da, wo viel Schatten ist, auch viel Licht sich findet. Wir erfahren von viel treuem Sehnen und zärtlichem Gedenken, von Liebe bis in den Tod und über den Tod hinaus; und nicht immer wird die Trennung vom Gatten oder Liebenden dazu benützt, die Pfade der Untugend zu wandeln. Der Mann, der in der trüben Regenzeit draußen reisen muß, sehnt sich ungestüm nach seinem Weibe; und sie schützt zu Hause das in ihrem Schoße ruhende Söhnlein gegen das aus der Dachtraufe herabrinnende Regenwasser und sieht nicht, wie sie es dabei mit ihren Thränen doch benetzt. Von ihm kommt ein Brief, dessen Blätter blos mit dem unzähligemale wiederholten Namen der Gattin vollgeschrieben sind; und sie mag gar nicht schreiben:

Gruß und Brief in weite Ferne,
Ach, wie frostig sind sie beide!
Weißt du doch von selbst, Geliebter,
Was ich in der Trennung leide.

Alles ist ja rings um die Liebende verödet und trostlos:

Nimmer hab' ich's so empfunden,
Wie mir der Geliebte fehle;
Oed' ist mir die laute Straße,
Oede Tempel, Haus und Seele.

Und die kurzen Sommernächte dehnen sich zu Ewigkeiten:

Man sagt, die Nächte im Sommer,
Die schwänden so rasch dahin;
Mir währen sie endlos lange,
Da fern ich vom Liebsten bin.

Der Tod erscheint unmittelbar nach der Trennung das Erwünschteste:

Gestern zog mein Liebster fort;
Laßt mir heut noch meine Thränen!
Denn im letzten Ruheport
Stillt sich morgen all mein Sehnen.

Dürfen wir es darum der Liebenden verargen, wenn sie wünscht, die Nacht vor dem Trennungsmorgen möge kein Ende nehmen?

Mein Schatz geht morgen fort von mir,
So sagen mir alle Leute —
O hehre Nacht, verläng're dich doch,
Daß ewig währe das Heute.

Und wohl nur selten kamen so eigennützige Anschauungen zu Tage, wie bei dem Mädchen, welches singt:

Traurig ist's, wenn in die Fremde
Zieht der Liebste aus;
Trauriger, kommt ohne Gabe
Er zurück in's Haus.

Nun, man entschädigt sich für die Leiden der Trennung, wenn man wieder vereint ist. Da giebt's Stelldicheins im Dunkeln; die Schöne übt sich darauf zu Hause förmlich ein, indem sie versucht, mit geschlossenen Augen ihre Schritte zu setzen. Nicht immer ist's dann Abends ungefährlich; böse Nachbarn passen auf, und noch etwas Anderes ist bedenklich:

Mädchen, Vorsicht rath ich dir
Bei dem Stelldichein im Dunkeln;

Denn verräth'risch wird der Glanz
Deiner schönen Augen funkeln.

An detaillirter Ausmalung lasciver Situationen lassen es dabei unsere Vierzeilen nicht fehlen. Das wird Niemanden verwundern, der die indische Erotik überhaupt kennt; wir breiten hier den Mantel occidentalischer Schamhaftigkeit darüber. „Diese Leute küssen nicht, ohne zu beißen," sagt ja wohl Rückert einmal von den Indern. Wir können hinzufügen: auch nicht, ohne zu kratzen. Biß- und Nägelmale spielen eine sehr bedeutende Rolle. Der Gürtel reibt beim Gehen schmerzhaft auf der zerkratzten Hüfte; Lippenpomade muß die zerbissene Lippe heilen; wenn die Lippe einmal in Folge eines Bienenstichs geschwollen ist, kann man in den schlimmsten Verdacht kommen; ein Dichter schwingt sich sogar zu dem Vergleiche auf, daß die von der Abendröthe bedeckte Mondsichel am Himmel der unter rothem Seidenflor hervorschimmernden Nägelspur auf dem Busen des jungen Weibes gleiche. Wie gern erträgt man solchen Schmerz, wenn nur die Nebenbuhlerin sich darüber ärgert:

Wer Wunden hat, sagt man,
Der hat auch die Pein —
Mir biß er die Wange,
Doch schmerzt's dich allein.

Und von dem Schweiße, dessen Hervorbrechen ja auch Sappho in dem berühmten Fragment unter den pathologischen Kennzeichen der Liebe aufführt, machen unsere Vierzeilen den ausgiebigsten Gebrauch; die Flammen des Scheiterhaufens, auf dem die Witwe mit dem Gatten verbrannt werden soll, werden sogar davon ausgelöscht, so groß ist die Lust der Umarmung noch des Todten.

Auch von vergeblichem Hoffen und Harren wiſſen die Liedlein zu berichten:

Wie im Flug verging der Nacht
Erſte Hälfte, da ich harrte;
Doch die zweite dehnte ſich
Mir zum Jahr, da er mich narrte.

Da genirt man ſich nicht mehr vor dem Gerede der Welt und iſt taub gegen den Troſtſpruch der Mutter:

Was kümmert mich der fremden Leute Mund,
Was kümmert's mich, wie gut 's die Mutter meint —
Ich hab' gewartet bis zur Mittagſtund',
Dann hab' ich bitterlich um dich geweint.

Wie ſollte es aber nicht Hinderniſſe auf dem Wege geben, wenn das liebende Mädchen ſogar einmal, wie Heyſe's Margherita Spoletina, durch einen Fluß ſchwimmen muß, um zum Geliebten zu gelangen. Freilich es kann eine Nebenbuhlerin im Spiele ſein; denn auch der Mann benimmt ſich nicht immer muſterhaft. Nicht Alle denken dann ſo verſöhnlich, wie das Mädchen, welches ſingt:

Wohl tauſend Sünden, groß und klein,
Zähl' ich von ihm, wenn fern er iſt;
Doch wenn er auf den Mund mich küßt,
Fällt mir nicht eine einz'ge ein;

oder wie die andere, die in demüthigſter Selbſtverleugnung, ſtatt ihm Vorwürfe zu machen, beinahe ſich ſelbſt anklagt:

Ich weiß, ſein Wort iſt eitel Trug,
Ich weiß, daß er mit Andern buhlt —
Und doch, wenn er Verſöhnung ſucht,
Iſt's mir, als trüg ich ſelbſt die Schuld.

Die meiſten ſchmollen und zanken, und zwar ſo lange, daß der Liebende mahnen muß:

Kannſt ja morgen weiter zanken,
Haſt du's morgen noch im Sinne;

Dieſe mondbeglänzte Feſtnacht
Sei geweiht dem Spiel der Minne.

Bei Vielen iſt das Schmollen nur Raffinement, ſie wiſſen, wie ſüß dann die Verſöhnung iſt; ja die Mutter räth ihrer Tochter, wenn es ihr um dieſen Genuß zu thun ſei, nur raſch einmal, ſei's auch nur einen Augenblick, vor dem Liebſten zu weinen. Aber natürlich muß auch das ſeine Grenze haben:

Schmollen mit dem Liebſten macht
Süßer die Verſöhnungsküſſe;
Aber haſt du wohl bedacht,
Daß zur Zeit es enden müſſe?

Beſeligender iſt treue Liebe, die niemals am Andern zu zweifeln braucht; ihren Preis ſingt die ſchöne Strophe:

Wer treue Lieb' ſein eigen nennt,
Trägt ohne Murren auch die ſchlimmſten Tage;
Wer aber treue Lieb' nicht kennt,
Iſt elend, ob er eine Krone trage.

Dann mißgönnt man den Göttern ihre himmliſche Speiſe nicht:

Nimmer neide ich's den Göttern,
Wenn ſie ihren Nektar nippen;
Süßern Nektar als ſie Alle
Schlürf ich von der Liebſten Lippen.

Man kommt ſogar auf die thörichteſten Verwandlungsgedanken; wie ein griechiſcher Anakreontiker nach einander Spiegel, Kleid, Balſam, Waſſer, Gürtel, ja Schuhſohle ſein möchte, um der Geliebten möglichſt nahe zu ſein, wie ſich Ovid in einen Ring zu verwandeln wünſcht, und wie im Schnaderhüpfel der Burſch wegen des blauaugeten Dirndl zum Augenglas, wegen des flachs-

haareten zum Spinnrade werden will, ſo hat der Inder den Wunſch:

O könnt' ich doch als gold'ner Schmuck
In deinen Ohren hangen —
Ich neigte mich und küßte dich
Auf deine braunen Wangen.

Solche demüthige Liebe zweifelt ja manchmal an dem eigenen Werthe:

Du biſt das Allerliebſte mir auf Erden,
Davon erlangt' ich längſt ſchon ſich're Kunde;
Doch wie auch ich das Liebſte dir kann werden,
Erführ' ich gern aus deinem eignen Munde.

Aber ihr iſt auch die ganze Welt mit dem Bilde des geliebten Gegenſtandes angefüllt:

Schweift auch mein Blick in ungemeſſ'ne Ferne,
Stehſt du vor mir!
Sind doch der Himmel und die Pracht der Sterne
Ein Bild von dir!

Und an ſolche Liebe denkt man noch in der Todesſtunde; wenn man ſich ans Ganges-Ufer hat tragen laſſen, um im Angeſicht des heiligen Stromes zu ſterben, tauchen die ſüßen Bilder der hier gehabten Stelldicheins noch vor dem brechenden Auge auf:

Noch in meiner Todesſtunde,
An des Ganges-Ufers Rand,
Denk ich, wie zum ſüßen Bunde
Hier ich einſt den Liebſten fand.

Kurz iſt das Leben und die Liebe leider kein unvergängliches Gefühl; auch dieſe beiden Weisheiten ſchärfen unſere Vierzeilen uns ein.

Nur ein Hauch iſt unſer Leben;
Weißt du, ob der Tod noch weit iſt?
Keine Stunde kehrt dir wieder —
Darum lieb', ſo lang es Zeit iſt.

Melancholiſche Gedanken ruft, wie bei unſeren Dichtern, beſonders der Herbſt wach:

Der Baum, wo wir Küſſe getauſcht,
Steht kahl, mit entblättertem Haupt;
So iſt unſ're Jugend verrauſcht
Und die Liebe, noch eh' wir's geglaubt.

Schneller noch, als die Blätter des Baumes, ſind die Blätter des Kranzes verwelkt, der als einziges Andenken an den Geliebten blieb:

Längſt ſind die Blätter vertrocknet,
Der Duft der Blumen ſchwand;
Doch bleibt mir das Theuerſte immer
Der Kranz, den der Liebſte mir wand.

Die Liebe ſchwindet ja, wer kann ſagen, warum?

Man ſieht ſich oft, die Lieb' wird verleidet —
Die Liebe vergeht, wenn man ſich meidet —
Der Leute Geſchwätz bringt die Liebe um —
Die Liebe ſtirbt, kein Menſch weiß, warum.

Wem ſein Liebchen untreu ward, der kann ſich tröſten:

O gräm dich nicht und ſei geſcheit,
Die Welt iſt groß, die Welt iſt weit;
Da feuchtet ſich noch manch Auge vor Luſt,
Da hebt ſich dir noch manch volle Bruſt.

Aber wem ſein Liebchen ſtarb, den hat von beiden das ſchlimmere Los getroffen:

Wem die Liebſte iſt geſtorben,
Der iſt ſelbſt ein Todgeweihter;
Doch die Andre, die geſtorben,
Lebt in ſeinem Herzen weiter.

All dieſes ſüße und ſchmerzliche Empfinden hat zum Schauplatze das Dorf; es ſind die Gefühle einfacher, wenn auch nicht mehr unverdorbener Menſchen, die hier wiedergegeben oder dargeſtellt werden. Die Liebenden treffen ſich zwar nicht unter der Linde, aber unter dem

Feigenbaume des Dorfes. Sie ist die Schützentochter, die Müllerin, die Kranzwinderin; er der Jäger, der Bauernbursch, der Handwerker, der vorüberziehende Geſell. Auch der Städter findet wohl Gefallen an der ſchmucken Bauerndirne:

Vom Dorf bin ich, ſtets blieb
Das Städt'ſche mir fern,
Und doch hat der Mann
Von der Städt'rin mich gern.

Und vielleicht iſt es auch ein pecuniär etwas derangirter ſtädtiſcher Dandy, der mit der Fioraja des Dorfes liebäugelt:

Keinen Kreuzer in der Taſche
Kranz und Blumen kaufen willſt du?
Loſer! nach den ſchönen Armen
Der Verkäuferin nur ſchielſt du.

Denn ſchon vor dem neuen Pauſias haben auch in Indien die Blumenmädchen viel Unheil angerichtet:

Blumenmädchen mit ſchneeigen Armen,
Die uns ſoeben mit Kränzen geſchmückt,
Haſt, wie die Blumen, ſo auch ohn' Erbarmen
Uns mit den Armen die Herzen zerpflückt.

Aber auch die Müllerin hat ihren beſonderen Anwerth, erinnert ſie doch an die aus dem Milchmeer geborene Venus des indiſchen Olymp:

Mehlbeſtaubte Müllerstochter,
Schaffſt dem Wandrer heiße Gluthen;
Gleichſt du doch der Schönheitsgöttin,
Die entſtieg des Milchmeers Fluthen.

Der Bedarf an Vergleichen wird natürlich durchweg aus der den Dorfbewohner umgebenden Natur entnommen. Die Fauna wird dabei beſonders ſtark verwendet. Leute, die den richtigen Sachverhalt kennen, werden nur durch Aufrichtigkeit gewonnen: „Wer kann

wohl einen alten Kater mit saurem Reisschleim überlisten?“ lautet ein weiser Spruch. Noch drastischer ist der Vergleich: „Der Blick kann sich von ihren Gliedern nicht wieder losreißen, wie eine schwache Kuh aus dem Schlamme, in den sie gefallen ist.“ Selbst der Elephant frißt aus Liebe nicht, und das durstige Rehepaar kommt nicht zum Trinken, weil jedes das andere zuerst zum Wasser lassen will. Wir sehen den Pfau, wie er zur Regenzeit mit langgestrecktem Halse die an den Grasspitzen hangenden Wassertropfen trinkt; das Flamingo-Weibchen, das aus dem Munde des Mädchens Stückchen von Lotusfaser-Ranken nimmt; den Affen, der sich an einer stachligen Frucht gekratzt hat und voll Entrüstung jetzt den Zweig schüttelt; den Büffel, der sich mit dem Horn den lästigen Mückenschwarm von den Schultern jagt; die mit niederhängenden Flügeln und eingekrümmten Hälsen im Regen auf den Zaunhecken sitzenden Krähen. In solchen kleinen Naturbildern sind die Inder und speziell unsere Vierzeilen unübertrefflich. Selbst eine humoristische Pointe fehlt dabei manchmal nicht:

Sogar die Gurke strebet
Brünstig am Ast hinan —
Das hat mit den Lotusgerüchen
Berauschend der Herbst gethan.'

Mit gleicher Meisterschaft werden Landschaftsbilder in der Beleuchtung der verschiedenen Jahres- und Tageszeiten gezeichnet. Der Morgen, wenn die Lotusblume ihr Antlitz dem Tagesgestirn erschließt, und die mondbeglänzte Zaubernacht, in welcher der Mond wie ein weißer Flamingo im fleckenlosen Himmelsteiche wandelt; der heiße Tropensommer, in welchem die gequälten Bäume laut aufschreien — das Zirpen der Grillen erscheint dem

Dichter als ihr Klageton — und wo der verdurstende Elephant eine sich sonnende Schlange für ein Rinnsal hält; die Regenzeit, wo die Fee des Regens das Vindhya-Gebirge an ihre Wolkenbrüste drückt, die Freude der Bauern, aber der Schrecken des Wandersmannes, der auf grundlosen Pfaden dahinzieht; der Herbst endlich, wo in der Nacht fröhliche Lieder ertönen, wenn das Korn gut gerathen ist — das Alles klingt in mannichfachster Variation durch diese Liedchen, immer einfach und schön, oft in wirkungsvollster Weise mit irgend einer erotischen Stimmung verknüpft, wie das ja auch sonst in der indischen Lyrik ein oft angewendetes technisches Mittel ist. Die Erklärer, die in Indien gerade so unausstehlich sind, wie anderswo, haben freilich sehr häufig Beziehungen da gesucht, wo gewiß keine beabsichtigt waren.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, eine Vorstellung davon zu geben, daß in den Vierzeilen des Hâla ein reicher Schatz echtester und schönster volksthümlicher Poesie zu heben ist. Der seltene Reichthum des indischen Geistes, den wir ja erst zum Theile ausgeschöpft haben, verbindet sich hier mit der Unerschöpflichkeit des dichtenden Volksgeistes, der überall, im Ritornell wie im Schnaderhüpfel, in der Daina wie in der Copla, wunderbar ist durch die „äußerst mannichfaltigen Motive, durch die ein äußerst einfacher Gegenstand sich zu einem unendlichen erweitert." Es ist schade, daß so reiche Blüthenfülle an den abseits gelegenen Wegen vertrocknen soll, welche die Sanskritisten wandeln. Vielleicht findet sich ein Begabterer als ich angeregt, eine größere Anzahl dieser Strophen durch Uebersetzung uns nahe zu bringen. Freilich liegt die Zeit längst hinter uns, wo man sich gern in den reinen Osten flüchtete, um dort

Patriarchenluft zu koſten; man ſucht dort lieber die ägyptiſche, armeniſche, ſyriſche und weiß Gott was ſonſt noch für Fragen auf. Aber unſer Freund Hâla iſt nicht allzu patriarchaliſch angehaucht; er hat weit mehr Geiſtesverwandtſchaft mit Hafis und Béranger, als mit dem würdigen Scheikh Abraham. Leute, die dieſe beiden zu ſchätzen wiſſen, werden auch ſeiner Liederſammlung bald Freunde werden. Denn, wenn es mir geſtattet iſt, mit einem Worte Goethe's zu ſchließen, obgleich ich mit einem ſolchen angefangen — auch die griechiſchen Dichter hoben ja mit Zeus an und endeten mit Zeus — „aus dieſem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeſchlagen, wird ihnen gewiß manche Roſe, Narciſſe und was ſich ſonſt hinzugeſellt, entgegenduften; von blendenden Augen, feſſelnden Locken, gefährlichen Grübchen findet ſich manches Wünſchenswerthe; an ſolchen Gefahren mag ſich Jung und Alt gerne üben und ergötzen."

II.

Neugriechiſche Volkspoeſie.

Es giebt eine ſchöne altgriechiſche Sage. Als die thrakiſchen Frauen den ſangesgewaltigen Orpheus zerriſſen hatten, dem ſich Felſen und Bäume neigten und dem die Thiere des Waldes huldigten, da ſchwammen Haupt und Leier des Getödteten den Fluß hinab, hinaus in das weite Meer. Und Wind und Wellen trieben ſie an eines der griechiſchen Eilande, deren Rand das ägäiſche Meer beſpült, und dort beſtatteten die Einwohner das Haupt, die Leier aber weihten ſie im Tempel des Muſengottes Apollon. Seit jener Zeit hat es auf den Inſeln und an den Küſten des griechiſchen Meeres allenthalben getönt und geklungen; und wie dort die Nachtigall nimmer verſtummt in der Nacht, um ein ſchönes Wort Byron's zu gebrauchen, ſo iſt niemals, ſelbſt nicht in der langen und finſtern Nacht einer barbariſchen Fremdherrſchaft, die Gabe des Geſanges dieſem Volke untreu geworden, und wie vor Jahrtauſenden, ſo tönt und klingt es noch heute auf den griechiſchen Bergen und auf der griechiſchen Fluth.

Ein Volk, das leſen und ſchreiben kann, hört auf zu improviſiren, hat einmal Paul Heyſe geſagt; und die Geburtsſtunde einer Literatur iſt zugleich die Todesſtunde des Volksliedes. Darum wiſſen wir aus dem alten Griechenland, wo die Literatur in ſo ungewöhnlichem Maße populär geworden war, ſehr wenig von der Volksdichtung. Seitdem epiſche Lieder in den Rhap-

ſodenſchulen mit feſtſtehender Technik fabricirt wurden, und gar ſeit die homeriſchen Gedichte in der Geſtalt ihren Abſchluß gefunden hatten, in der ſie uns vorliegen, waren die alten Volkslieder, die ihnen zum Muſter und theilweiſe auch zur Grundlage gedient hatten, verſchollen. Eine echt lyriſche Dichterin erſten Ranges, wie Sappho, hat zweifellos aus dem Borne der Volkspoeſie zu ſchöpfen verſtanden, und eine Strophe wie dieſe:

Schon ſank zu des Meeres Grunde
Der Mond; der Sterne Schein
Verblaßt, und Stunde auf Stunde
Verrinnt, und ich bin allein —

könnte in jedem modernen Volksliede ſtehen. Die Gelehrten von Alexandrien, deren literaturwiſſenſchaftliche Beſtrebungen ſonſt mit denen unſerer Tage die größte Aehnlichkeit zeigen, haben ſich von dem Volksliede vornehm abgewendet, zu deſſen Verſtändniß ihnen nicht, wie uns, eine romantiſche Literaturperiode den Pfad gebahnt hatte. So kommt es, daß nur wenige gelegentliche Anführungen uns kümmerliche Reſte davon überliefert haben, die von Weſen und Charakter des Ganzen eine weniger als dürftige Vorſtellung geben und höchſtens der Anſchauung nicht widerſprechen, daß in einzelnen Zügen wie im ganzen Wurfe die antike Volkspoeſie der Griechen von der modernen nicht allzuſehr ſich unterſchied. Im Einzelnen nicht: dafür iſt Zeuge das allerliebſte Schwalbenliedchen, das im Alterthum Kinder, von Haus zu Haus Gaben heiſchend, am Frühlingsanfange ſangen, und das wenig verändert noch heute allenthalben am 1. März vor den Thüren erklingt, lieblich und zart, wie der erſte Hauch des Frühlings ſelber.

Aber auch der ganze Charakter des Volksliedes iſt

derſelbe geblieben, wie in den Hauptzügen der Charakter des Volkes ſelbſt. Wohl iſt es eine unnütze Spielerei aus den homeriſchen Gedichten die alten Lieder herausſchälen zu wollen, die in das Ganze hinein gearbeitet ſind; aber die ſichere Thatſache, daß der Ilias und Odyſſee alte Balladen und Heldenlieder zu Grunde liegen, genügt zu der Erkenntniß, daß auch in der altgriechiſchen Volkspoeſie daſſelbe Element den breiteſten Raum einnahm, wie in der heutigen, das epiſche, erzählende. Das ſcheidet die neugriechiſche Volksdichtung von der italieniſchen und knüpft ſie eng an die der ſlaviſchen Stämme auf der Balkanhalbinſel, der Serben und der Bulgaren. Die italieniſche Volkspoeſie iſt faſt durchweg Ausdruck ſubjectiver Empfindung, ſei es in muthwilligem Scherz oder in ſcharfer Satire, in Liebesglück oder in Liebesſchmerz. Die Strambotti und Stornelli des mittleren und ſüdlichen Italien zeigen vielfache Berührungen mit den gereimten Zweizeilen, wie ſie in allen Gegenden Griechenlands in raſchem Wechſelgeſange erzeugt werden und zu Tauſenden geſammelt vorliegen, im Inhalte vorwiegend erotiſch, im Ausdruck epigrammatiſch und oft wunderbar fein und treffend. Aber dieſe graziöſen Kinder augenblicklicher Eingebung prägen der griechiſchen Volksdichtung keineswegs eine Phyſiognomie auf, wie der italieniſchen. Und umgekehrt treten auf dem Boden Italiens die hiſtoriſchen Lieder, Balladen und Romanzen, wie ſie im Norden der Halbinſel geſungen werden, durchaus zurück, und man iſt in Italien ſelbſt geneigt, anzunehmen, daß fremde Einflüſſe für ihre Entſtehung ausſchlaggebend geweſen ſind.

Das uralte indogermaniſche Erbtheil epiſchen Geſanges haben im Süden Europas die Slaven und die

Griechen getreu bewahrt. Das bulgarische Volkslied ist ohne ästhetischen Werth; das serbische ist bei uns längst nach Verdienst gewürdigt worden. Nachbarliche Berührung und gemeinsam empfundene Einflüsse, die wir nicht näher zu analysiren vermögen, haben selbst in Einzelheiten der epischen Technik frappirende Uebereinstimmungen zwischen dem griechischen und dem serbisch-bulgarischen Volksliede hervorgerufen. Ich will davon hier nicht reden; ich will nur im Allgemeinen einen Vergleich ziehen. Die serbischen Lieder sind breit ausgeführte Gemälde mit leuchtender Farbengebung, die griechischen kleine Skizzen mit scharf umrissenen Contouren; die serbischen rauschen im großartigen epischen Fluß dahin, die griechischen sind von packender dramatischer Energie; jene sind weit gedehnt und manchmal ebensowenig kurzweilig wie die großen Ebenen, denen das Slavenvolk entstammt, diese oft sprunghaft, abgebrochen, mehr andeutend als ausführend, aber durchsichtig wie die Luft des Südens; die ersten haben mehr vom Roman, die zweiten mehr von der Novelle; die ersten sind vielleicht poetischer, die zweiten sicher geistreicher. Man merkt es den griechischen an, daß sie von einem Volke gesungen werden, das sich in die Geschichte des menschlichen Denkens auf vielen Blättern ruhmvoll eingezeichnet hat; die serbischen, von des Gedankens Bläße weniger angekränkelt, stehen den homerischen Liedern weit näher und darum auch dem Jugendalter des eigenen Volkes. Und noch ein Anderes möchte ich hervorheben. Wie der Südslave in seiner äußern Erscheinung ruhiger und gehaltener ist, als der kleine, bewegliche Grieche, so ist auch sein Sinn conservativer im Vergleiche zu dem unruhigen, neuerungssüchtigen des Hellenen. Schon der junge Te-

lemach bei Homer weiß, daß griechiſche Menſchen ſolchem Geſange den Vorzug geben, „der im Kreiſe der Hörer als neueſte Weiſe ertönet.“ Darum giebt es bei den Griechen ſehr wenig alte hiſtoriſche Volkslieder; die wenigſten gehen über den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinaus, die meiſten ſtammen aus dem Ende desſelben und dem Anfange des unſrigen. Von der blutigen Schlacht auf dem Amſelfelde, in der mit dem Fürſten Lazar die Herrlichkeit des Serbenreiches in den Staub geworfen ward, ſingt der blinde Guslar in den Schwarzen Bergen noch heute mit patriotiſchem Schmerze; aber ſelten nur erklingt in Griechenland ein halb vergeſſenes, nur bruchſtückweiſe noch gewußtes Lied von dem Falle von Byzanz. Freilich erlag dem Halbmonde auf dem Koſſowofelde ein kräftiges Reich, in Konſtantinopel ein morſcher Thron; und wo dem Serben die melancholiſche Klage des jungen Mädchens genügt, das auf dem Schlachtfelde die Leiche ihres Geliebten ſucht, verlangt der Grieche eine Heldengeſtalt, die ſich emporhebt über die Maſſe des Volkes. Die Ilias iſt nicht das Lied vom Kampfe um Troja, ſondern das Lied vom Zorne des Achilleus. Und dieſem Zuge folgend hat ein Volkslied ſelbſt den armſeligen letzten Paläologen-Kaiſer zum Helden geſtempelt:

Als man das Jahr eintauſend ſchrieb vierhundertdreiundfünfzig,
Da nahmen Türkenhunde ein die Stadt des Konſtantinos.
Geplündert wird der Kirchen Schmuck, in Trümmer geh'n die Bilder,
Das Kreuz in ſeinem Silberglanz zerſtampfen rohe Füße;
Die Tempel, Heiligen geweiht, erſtürmen Reiterſchaaren,
Hinaus fliegt in den Straßenſchmutz die unbefleckte Hoſtie.
Und Konſtantinos Dragaſis, der hohen Stadt Beherrſcher,
Wie dieſe Mär' ihm wird bekannt, die thränenwerthe Kunde,
Da gürtet er das Schwert ſich um, er greift nach ſeiner Lanze.
Zehn Paſchas fället ſeine Hand und ſechzig Janitſcharen,
Bis ihm das Schwert in Splitter geht, in Trümmer auch die Lanze.

Die Helden des griechischen Volksliedes sind Räuber. Nichts anderes bedeutet der griechische Name Klephten. Wir haben heutzutage keinen Sinn mehr für Räuberromantik, kaum verfängt Karl Moor noch bei unserer Jugend, und nur die liebenswürdige Musik Auber's macht den eleganten Banditen von Terracina noch bühnenfähig. Anders war es, als die Klephtenlieder zuerst im Westen bekannt wurden. Eine Zeit, die in dem blassen Corsaren Byron's das Ideal der Männlichkeit erblickte, mußte wohl Beifall klatschen, als ihr die Modelle vorgestellt wurden, die dazu gesessen hatten. Dazu kam der hervorragende Antheil der Klephten am griechischen Befreiungskriege. Lange Zeit waren sie die einzigen Reste griechischer Unabhängigkeit gewesen. Die unwirthlichen Berge von Epirus und Thessalien hat der Sultan niemals zu unterwerfen vermocht. Hier, besonders in den Schluchten und Höhlen des alten heiligen Götterſitzes, des Olympos, hausten die Klephten, Griechen und christliche Albanesen — denn erst in unseren Tagen hat das Nationalitäts-Prinzip beide geschieden — in kühnem Guerillakriege Schrecken und Tod unter die Türken der Ebenen tragend; ihr Lager das harte Felsgestein, ihre Decke der gestirnte Himmel, ihre Geliebte die Flinte; meist gehetzt wie die wilden Thiere und im Falle der Gefangennahme unsagbaren Martern preisgegeben. Daher ist, wenn beim Lagerfeuer der Becher unter ihnen kreist, der bedeutsamste Wunsch „eine glückliche Kugel", und als letzten Freundesdienst erbittet der im Kampfe Sinkende von seinen Kameraden, ihm den Hals abzuschneiden. Sind sie aber einmal weder Jäger noch Gejagte, dann sitzen wohl die phantastisch geschmückten Gestalten im Kreise am Boden, beleuchtet vom Feuer, in

dem Lämmer und Widder am Spieße braten, und rothen Wein trinkend, bis sie aufstehen, unter unmelodischem Chorgesange einen stürmischen Kriegertanz zu tanzen. So sah sie einst Lord Byron an Akarnaniens Felsenküste, und er hat das unvergleichliche Bild in schönen Strophen im zweiten Gesange des „Childe Harold" gezeichnet.

Hat solche Existenz für uns wenig Anziehendes, so tauscht sie der Klephte doch mit keiner andern:

Ob auch die Päſſe türkiſch ſind, beſetzt von Albaneſen,
So lange Sterjos lebend iſt, trotzt er dem Grimm der Paſchas.
So lang' es auf den Bergen ſchneit, ſo lang' die Wieſen blühen,
So lang' am Hange ſpringt der Quell, beugt er ſich nicht dem Türken.
Dort in der Eb'ne wohnt der Sklav', der ſich dem Türken beuget;
Wir ſchlagen unſ're Wohnung auf in öder Felſenwildniß,
Denn beſſer als mit Türken iſt's mit wilden Thieren leben.

Glühender Türkenhaß und ein unbezwingliches Freiheitsbedürfniß laſſen das Bild des Klephten unendlich viel heller erſcheinen, als das des Haiduken, von dem das bulgariſche Volkslied ſingt. Den Haiduken iſt das Morden, Sengen und Brennen durchaus Selbſtzweck; Rohheiten, wie ſie von ihnen berichtet werden, ſind dem griechiſchen Klephtenliede fremd. Iſt auch der Gedanke der Befreiung des gemeinſamen Vaterlandes dieſer individuellen Poeſie nicht eigenthümlich, ſo haben doch, als Hellas ſich erhob, die Klephten willig und tapfer für die allgemeine Sache gefochten, und mancher Bandenführer, der eine wenig legale Vergangenheit hinter ſich hatte, iſt ſpäter im neugeborenen Königreiche zu hohen militäriſchen Würden gelangt.

Die Klephtenhelden, die in dieſem Liederſchatze genannt werden, ſind ſehr zahlreich. Ich hebe nur einen

besonders gefeierten hervor, Nikotsaras, der keinem Geringeren zu trotzen wagte, als dem furchtbaren Albanesenfürsten Ali Pascha von Tepelen. Aufgezogen im Kloster Aja Triada, das noch heute in dem Rufe steht, Räubern nicht immer sein Thor zu verschließen, hatte er als Knabe mit Leidenschaft die homerischen Gedichte gelesen und vielleicht manchmal unter den Bäumen des Klostergartens davon geträumt, der Held eines neuen Riesenkampfes zwischen Europa und Asien zu werden. Von weittragenden Entwürfen seines Ehrgeizes zeugt später noch der Einfall in die Walachei, aus dem die denkwürdige Episode des Kampfes auf der Brücke von Pravi im Volksliede viel verherrlicht wurde: „Drei Tage lang steht er im Kampf, drei Tag' und auch drei Nächte, wohl ohne Wasser, ohne Brot und ohne Schlaf im Auge." Er ist später zu einer anderen Branche seines Berufes übergegangen und Corsar geworden. Von dem mächtigen Eindrucke seiner Persönlichkeit zeugt, daß seine Waffengefährten ihren Kindern vorsangen, der Tod habe keine Gewalt über ihn gehabt, und er werde, unterdessen gewiegt von den blauen Fluthen des ägäischen Meeres, an dem Tage aufwachen, den das Schicksal für die endliche Austreibung der Türken aus hellenischem Lande bestimmt hat.

Wer täglich zehnfachem Tode ins Auge sieht, kann nicht sentimental sein. Doch sind weichere Züge dem Charakterbilde des Klephten nicht durchaus fremd. Er ist empfänglich für die Schönheiten der Natur; er begrüßt freudig die krystallklaren Quellen, die mondhellen Nächte; und wenn der Frühling auf die Berge steigt, tönt auch sein Lied von den Blumen der Matten und dem Schlage der Nachtigall. Noch sterbend bittet Dimos

ſeine Gefährten, ſie möchten in ſeinem Grabe ein Fenſter offen laſſen,

Daß ich die Schwalben kommen ſeh',
Die uns den Frühling bringen,
Daß Nachtigallen mir den Gruß
Zum ſchönen Maitag ſingen.

Und die Liebe? Nun, der Klephte hat eigentlich nur im Winter Zeit dafür übrig. Dann ſteigt er herab von den Höhen und findet im Dorfe Unterſchlupf bei Bauern und Hirten, die, wie überall, mit dem Briganten ſympathiſiren und gelegentlich auch ſelbſt zu Briganten werden. Da knüpft ſich dann wohl manchmal ein zartes Band, und wenn der Schnee auf den Bergen ſchmilzt, giebt es bitteren Abſchied und Thränen.

Und die Geliebte iſt auch des Todwunden letzter Gedanke auf dem Schlachtfelde. Komm', ſpricht Vevros zu ſeinem Rappen,

Komm' und ſcharr' mir mit dem Fuße,
Mit dem Silberhuf ein Grab,
Faſſ' die Leiche mit den Zähnen,
Wirf ſie in die Grub' hinab.

Bring' die Waffen meinen Brüdern,
Sag', daß ſie der Todte ſchickt;
Bring' mein Tuch der Heißgeliebten,
Daß ſie weint, wenn ſie's erblickt.

Die Zeit der Klephten iſt vorüber. In einem geordneten Staatsweſen iſt kein Platz für ſie. Man darf hoffen, daß in dem annectirten Theile von Theſſalien die neue Ordnung der Dinge denſelben erfreulichen Zuſtand öffentlicher Sicherheit herſtellen wird, der dem Königreiche Griechenland zu ſo hoher Ehre gereicht. Wo noch Klephten exiſtiren, ſind ſie zu gewöhnlichen Brt=

ganten herabgesunken. Mit dem Verschwinden der patriotischen Räuber geht auch die Räuberballade zur Rüste. Eine kürzlich erschienene Sammlung aus Epirus datirt die jüngste mit dem Jahre 1844. Das ist bezeichnend genug. Die Kinder der heutigen Generation werden wohl die alten noch singen und singend variiren, neue hinzudichten werden sie nicht mehr.

Die Räuberballade ist das Centrum der epischen Volksdichtung Neugriechenlands und vielleicht ihr Höhepunkt, aber keineswegs ihr einziger Ausdruck. Auch andere historische Ereignisse haben darin einen Widerhall gefunden, so der Fall Messolonghis, die Einnahme Tripolizas, die Aufstände der Sphakioten auf Kreta. Ich will von all diesen nicht reden, auch von den zahlreichen Balladen nicht, in denen alte Sagen, alter Volksglaube, hie und da auch novellenartige Stoffe sangbare Form gewonnen haben. Ich will nur Eine hervorheben, das Lied vom todten Konstantin. Eine Mutter hat neun Söhne und eine einzige Tochter. Man warb um deren Hand aus weiter Ferne, aus Babylon. Die Mutter und acht Brüder wollten sie nicht ziehen lassen, aber Konstantin verschwor sich bei Gott und den Heiligen, er wolle sie der Mutter zuführen, wenn diese ihr Kind wieder zu haben wünsche. Da kam ein Pestjahr und alle neun Brüder wurden dahingerafft. Die vereinsamte Mutter weint auf acht Grabhügeln, auf dem neunten aber ruft sie dem Konstantin sein Versprechen zu. Und Konstantin erhebt sich aus dem Grabe; „den Grabstein nimmt er sich zum Roß, zum Sattel drauf die Erde, und einen Zügel macht er sich aus seinen blonden Haaren.“ So reitet er durch die Nacht dahin und trifft die Schwester vor der Thür, wie sie im Mondschein ihr Haar kämmt.

„Auf, auf, o Schweſter, mach' dich auf, die Mutter will dich haben."
„O weh, mein Bruder, ſag', was iſt's, und jetzt in dieſer Stunde?
Wenn's Freud' in unſer'm Hauſe giebt, will ich in Gold mich kleiden,
Mein Bruder, und wenn Leid es giebt, ſo komm' ich, wie ich ſtehe."
„'s giebt weder Freude, weder Leid, ſo komm' denn, wie du ſteheſt."
Und auf dem Wege, den ſie ziehn, da ſingt ein kleiner Vogel:
„Seht, ſeht das ſchöne Mädchen dort, geführt von einem Todten!"
„Horch, Konſtantin, und hörſt du nicht, was uns der Vogel ſinget?"
„Es iſt ein dummer Vogel nur, laſſ' ſingen ihn und ſagen."
Sie ziehen weiter ihren Weg, da ſingt ein and'rer Vogel:
„Was für ein Schreckniß iſt zu ſchau'n, was für ein großes Wunder,
Es wandeln die Lebendigen zuſammen mit den Todten."
„Horch, Konſtantin, und hörſt du nicht, was uns der Vogel ſinget?"
„Es iſt ein dummer Vogel nur, laſſ' ſingen ihn und ſagen."
„Ich fürchte, Bruder, mich vor dir, du dufteſt ſo nach Weihrauch."
„Ich ging erſt geſtern Abends ſpät in Sanct Johannis' Kirche,
Da hat mit vielem Weihrauch mich der Prieſter eingeräuchert."
„Wo haſt du deine Haare nur und wo den ſchönen Schnurrbart?"
„In ſchwere Krankheit fiel ich jüngſt und war dem Tode nahe,
Da fielen mir die Haare aus, dazu der ſchöne Schnurrbart."

So kommt die Tochter nach Hauſe, die Mutter öffnet ihr die Thür, und wie ſich Beide umarmen, ſinken Beide entſeelt zur Erde. Es iſt leicht zu errathen, warum ich gerade dieſe Ballade mitgetheilt habe, die in kürzerer oder erweiterter Faſſung auch bei den Bulgaren, Serben, ja ſelbſt bei den Albaneſen Süd-Italiens geſungen wird. Es iſt im Weſentlichen dieſelbe Geſchichte wie in der alten engliſchen Ballade, die Bürger zu ſeiner großartigen Lenore umgedichtet hat, und ſo einer von den vielen Beweiſen dafür, daß nicht blos Märchen, ſondern auch Liederſtoffe von einem Punkte aus ihren Weg zu den verſchiedenſten Nationen Europas und nicht blos Europas gefunden haben. Für den vorliegenden Fall iſt, das ſcheint mir ſicher, dieſer Ausgangspunkt im Oſten zu ſuchen, wo die Vorſtellung von

der Wiederkehr Todter in dem Vampyrglauben eine so gräßliche Gestalt gewonnen hat.

Man könnte nach dem bisher Erörterten leicht die Vorstellung gewinnen, daß das Rauhe, Düstere, ja Unheimliche im griechischen Volksliede den breitesten Platz einnehme. Das wäre eine irrige Auffassung. Gewiß ist der Grieche ernster als wir, und das spiegelt sich auch im Volksliede wieder; aber trotzdem ist er einer sonnigeren Lebensauffassung, heiterem und unbefangenem Genusse des Daseins und einer zwar weniger lärmenden, aber dafür auch seltener das schöne Maß überschreitenden Fröhlichkeit gern zugeneigt. Es wäre lohnend, dies durch die Volkspoesie hindurch zu verfolgen; denn das griechische Volkslied begleitet den Menschen von der Wiege bis zur Bahre, an welcher die Gattin oder Mutter ihre Myrologien singt, Todtenklagen von oft ergreifender Großartigkeit, denen nur die Voceri Corsicas an die Seite gestellt werden können. Es scheint, daß die Witwe die ganze Zärtlichkeit ausströmen lasse, für die sie als Braut keine Weisen gefunden hatte. Denn der Antheil der Frauen an der eigentlich erotischen Poesie ist in Griechenland ein geringer. Vor ein paar Jahren ist eine Anzahl kleiner, reizender Liebesgedichte bekannt geworden, die in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auf der Insel Rhodos entstanden sind. Sie zeigen uns, daß die Johanniter dort nicht blos im Kampfe mit dem Drachen zu siegen wußten, sondern auch in den Herzen rhodischer Damen arge Verwüstungen anrichteten. Diese Gedichtchen sind zum Theile zweifellos weiblicher Urheberschaft zuzuschreiben. Aber die damaligen Frauen der Insel Rhodos waren sehr emancipirt, wie gleichzeitige ernste Chronisten uns nicht ohne sittliche Entrüstung be-

richten; sie kleideten sich geschmackvoll und waren von der Frivolität fränkischer Lebensweise nicht unberührt geblieben. Das paßt nicht auf heutige Zustände. Zwar kennt Griechenland nicht die furchtbare Strenge Albaniens, wo ein Kuß dem Unbedachtsamen das Leben kosten kann; und besonders auf dem Lande und in den Bergen, wo auch in der Türkei die strenge Haremsordnung gelockert erscheint, sind dem Verkehre der beiden Geschlechter weniger Schranken gezogen. Indessen ist doch die Ueberwachung der Mädchen eine strenge, und überall auf dem Lande und in kleinen Städten herrscht tadellose Sittlichkeit, wie erst neuerdings von berufenster Seite bestätigt worden ist. Darum ist von dem Schmutze, der beispielsweise die Sammlungen von Volksliedern aus unseren Alpenländern entstellt, in der griechischen Volksdichtung nichts zu spüren.

Wohl manchmal ertönt eine Klage über elterliche Strenge, die den Wünschen des liebenden Herzens unwillkommen ist. So singt auf Kreta ein Mädchen:

Ach, was soll ich Aermste machen?
Meine Mutter, o welch' Leid,
Läßt mich nicht mich amüsiren
In der schönen freien Zeit,
Nicht den blondgelockten Burschen
Lieben, dem mein Herz geweiht,
Der da trägt die Fustanella
Und das Schwert an seiner Seit'.

Freilich kann es dem Burschen ebenso schlecht gehen:

„O Bursch', warum nicht freiest du
Und nicht der Eh' dich weihest du?"
Wer sagt mir, wie ich freien soll
Und mich der Ehe weihen soll?
Da mich so streng der Vater hält
Und strenger noch die Mutter hält.

Sie machten einen Käfig mir,
Die Eltern, ganz von Golde,
Und ſperrten ein mich, daß mit dir
Ich ſpräche nicht, du Holde.

Doch gewöhnlich iſt's ſo ſchlimm nicht. Das Mädchen, das ſich beim Spinnen langweilt, benützt die Gelegenheit, wann ihr der Faden reißt, um an's Fenſter zu laufen und zwiſchen den Baſilicumtöpfen hindurch mit dem Liebſten zu kokettiren:

Bogen nur und Pfeile könnten,
Glaubt' ich ſonſt, zum Schießen taugen,
Doch du ſchlägſt aus deinem Fenſter
Schlimm're Wunden mit den Augen.

Oder ſie läuft mit dem Kruge zum Brunnen und kommt zurück mit zerbrochenem Kruge, und die Mutter zankt, denn ſie weiß wohl, wie der Krug in Stücke ging.

Im Allgemeinen zeigt das griechiſche Mädchen praktiſchen Sinn und Vorſicht. Ihr Wunſch iſt, zu heiraten, und ſie macht kein Hehl daraus. Zahlreich ſind die Lieder, in denen ſie die Furcht ausſpricht, unvermält zu bleiben; dieſe Furcht ſteigert ſich einmal bis zu der energiſchen Alternative: „Liebe Mutter, verheirate mich oder ſchneide das Leichentuch zu und leg' es mir um.“ Trotzdem iſt ihr nicht der erſte Beſte recht. Die Eine will einen Krämer nicht, weil er nach Oliven riecht; Andere haben eine unüberwindliche Abneigung gegen einen Barbier oder einen Schneider. Und wenn es einmal geradezu eine „Schande“ heißt, einen Fremden zum Manne zu nehmen, ſo iſt ein wahrer Graus für eine Griechin der Gedanke, einen Türken heiraten zu ſollen.

Unten in Rhodos, im rhodiſchen Städtchen,
Liebet ein Türke ein chriſtliches Mädchen.
„Nimm ihn doch, Tochter, den türkiſchen Mann!“

„Nimmer ihn nehm' ich, den Muſelman."
„Nimm ihn, er hat ja ein Boot mit Rudern,
Nach Salonichi wird er dich rudern;
Nimm ihn, er hat ja ein Schiff mit Segeln,
Nach Alexandrien wird er dich ſegeln."
„Den will ich nimmer, den nehme nie ich,
Eh' werd' ich ein Rebhuhn, zum Berg hin zieh' ich;
Den will ich nimmer, den nehme nie ich,
Eh' werd' ich ein Rebhuhn, zum Wald' entflieh' ich."

Ganz einſtimmig aber ſind die Mädchen in der Ablehnung eines alten Herrn; die Ablehnung läßt an Höflichkeit manchmal viel zu wünſchen übrig, deſto weniger an motivirender Detailmalerei.

Und den jungen Männern iſt auch in Griechenland häufig ſo wenig zu trauen. Die Griechin hat darüber ganz beſtimmte Anſchauungen.

Ich flehte jüngſt um einen Kuß. Sie ſagt, ich ſoll ihr ſchwören.
Da ſchwör' ich bei dem Himmel ihr; ſie ſagt: „Der iſt zu hoch mir."
Da ſchwör' ich ihr denn bei dem Meer; ſie ſagt: „Das iſt zu tief mir."
Da ſchwör' ich bei der Kirche ihr; „Ach, Steine ſind's und Mörtel."
Ich ſchwör' ihr bei dem Heil'genbild; „Nur Farbe iſt's und Leinwand."
Bei meiner Jugend ſchwör' ich ihr; ſie ſagt: „Du biſt ein Lügner."

In der That weiß das Volkslied von ſtarken Beiſpielen männlicher Unzuverläſſigkeit zu erzählen. Hören wir eines davon, wo der Don Juan von ſeinem eigenen Roſſe compromittirt wird:

Wie ſchmuck erſcheinet Konſtantin, wenn er zu Roſſe ſitzet;
Wie Sterne ſchimmert ſein Gewand, ſein Sattel wie die Sonne.
Und alle Mädchen, die ihn ſchau'n, ſie geben ihm ein Küßchen.
Ein Mädchen nur, Helene nur, will keinen Kuß ihm geben.
„Ich fürchte, ſchöner fremder Mann, du haſt ſchon eine Liebſte."
„Bei meinem Schwerte ſchwör' ich dir, bei meinem Amulette,
Ich liebe keine and're Frau, als dich allein, auf Erden."
Wie das ſein ſtummer Rappe hört, da fängt er an zu reden:

„O lieb' Helenchen, hüte dich und gieb du ihm kein Küßchen;
In jedem Dorfe hat er neun, in jedem Städtchen zehne,
Doch in Konſtantinopel gar, da hat er Frau und Kinder."

Dergleichen ſchlimme Erfahrungen erklären die ſpröde Zurückhaltung, über die wir den Liebenden ſich ſoft beklagen hören. Er liebt wirklich treu und aufrichtig; wie ein Heiligenbild hat er das Bild der Geliebten in ſeinem Herzen aufgeſtellt; bei jeder Arbeit ſtört ihn der Gedanke an ſie:

Wie oft, wenn ich beim Schreiben bin,
Kommſt du mir in den Sinn,
Dann reiß ich das Papier entzwei
Und werf' die Feder hin;

er riskirt eine Abendpromenade in dem Gäßchen, wo die Geliebte wohnt, und exponirt ſich der Kritik wohlwollender Mitbürgerinnen:

Geſtern ging ich ſpät am Abend
Noch vorbei an deinem Haus;
Alle Nachbarinnen ſah'n mich —
Du allein ſahſt nicht heraus;

und wie den deutſchen Dichter, verfolgt ihn das Bild der Geliebten bis in den tiefſten Traum. Und doch iſt ſie grauſam:

O weh, wie ich vor Andern doch
Zum Leiden nur erkoren bin!
Die Nächte lieg' ich ohne Schlaf,
Es rührt ſich nicht dein harter Sinn.

Die Felſen haben mehr Mitleid als ſie:

Es jammert ſelbſt den harten Fels,
Dem ich mein Leiden klage;
Die Liebſte kehrt den Rücken mir,
Wenn ich ein Wort nur wage.

Und nichts kann nur annähernd ihre Hartherzigkeit ſchildern:

Und nähm' ich auch zur Tinte mir
Der See gesammte Wogen,
Und nähm' ich auch zum Schreibpapier
Den ganzen Himmelsbogen,
Und schrieb ich also weit und breit
Ohn' Ende fort — es blieben
Mein Leid und deine Grausamkeit
Doch ewig unbeschrieben.

Und doch greift der Liebende, um das Herz der Grausamen zu erweichen, in alle drei Reiche der Natur, vergleichend die Reize seines Mädchens zu schildern. Im Allgemeinen sind die Anleihen dieselben, die auch anderwärts die Volksdichtung macht: Blumen, darunter besonders das Basilicum; die Cypresse, der Citronenbaum, die Orange; Diamanten und Perlen, Sonne, Mond und Sterne sind die hauptsächlichsten Requisiten des Liebesliedes. Eine Specialität ist der bei Griechen und Albanesen beliebte Vergleich eines jungen Mädchens mit dem Rebhuhn oder vielmehr mit dem griechischen Rothhuhn, das mit rothem Schnabel, rothen Füßen und weißem Halse einherstolzirt. Sonst wird weibliche Schönheit, nach einem alten Grundgesetze echter Epik, wesentlich in ihren Wirkungen geschildert. Ein Mädchen tritt in die Kirche ein; da erbebt das Gotteshaus von einem Ende zum andern, der Pope verstummt, der Diacon hört auf und die kleinen Ministranten vergessen ihr Geschäft. Oder sie wäscht am Strande und der Wind lüftet am Knöchel ihr Gewand; da erglänzt davon der ganze Hafen und die Schiffe. Ein andermal singt ein junges Mädchen am Fenster ihren Liebesschmerz; die Matrosen, die seine Stimme hören und seine Züge erblicken, vergessen zu segeln und zu rudern. Man erinnert sich gern an die bekannte Scene aus der Ilias, wo Helena, den Kampf

zu ſchauen, auf die Mauer kommt, und die alten Rathsherren, an denen ſie vorbeiſchreitet, flüſternd einander geſtehen, um ein ſo herrliches Weib ſei es wohl werth, Kriegsnoth zu ertragen.

Endlich wird der Bund der Herzen geſchloſſen, und nun laſſen auch die kleinen Unannehmlichkeiten nicht auf ſich warten, die ein ſolches Verhältniß zu begleiten pflegen: Eiferſucht, Zerwürfniß, Verſöhnung, nachbarliche Klatſchereien. Wer hat's nur überhaupt verrathen?

O Mädchen, als wir uns geküßt, da war es Nacht. Wer ſah uns?
Uns ſah die Nacht, das Morgenroth, uns ſahen Mond und Sterne,
Und von dem Himmel fiel ein Stern, der ſagte es dem Meere,
Das Meer verrieth's an's Ruder dann, das Ruder an den Schiffer,
Und dieſer Schiffer ſingt es nun vor ſeiner Schönen Thüre.

Ernſter und bitterer iſt das Leid, wenn es an eine Trennung geht, wenn der Geliebte in eine fremde Stadt ziehen muß oder gar in fremdes Land. Denn dort droht manche Verſuchung, und wenn bei uns Jung Werner's Margarethe ſingt: „Er wird wohl gar in das Wälſchland geh'n, wo die Frauen alle ſo falſch und ſo ſchön," ſo iſt auch dem griechiſchen Mädchen ſolche Befürchtung nicht fremd, umſomehr, da böſer Blick und Zauberei in ſeinen Anſchauungen einen ſo breiten Raum einnehmen. Und wo der böſe Blick nicht zu fürchten iſt, da ſorgen ſchöne Augen dafür, daß der Fremdling alle Schwüre vergißt. Darum giebt es heiße Thränen beim Abſchiede, heißere hinterher bei der Zurückgebliebenen; ſie ſucht die Stelle auf, wo der Geliebte in's Schiff ſtieg, und trägt Wind und Wellen Grüße an den Entfernten auf; aber ſie wünſcht auch das Schlimmſte auf ihn herab, falls er treulos wird.

Den Stein, drauf du getreten biſt,
Dich in das Schiff zu ſetzen,

Ich will ihn wieder ſuchen geh'n,
Will ihn mit Thränen netzen.

Dort aber, Schatz, wohin du fährſt
Und deine Anker ſenkeſt,
Da blickt dir nach ſo manche Maid —
Ob du auch mein dort denkeſt?

Doch wenn du mich vergiſſeſt, Herz,
Um andern nachzulaufen,
Da ſollen ſie in die Türkei
Als Sklaven dich verkaufen;

Sie ſollen Ketten um den Hals
Und an den Fuß dir legen,
Daß du mit Seufzen ſprächeſt dann:
„Die trag' ich deinetwegen."

Dann denkt er doch wenigſtens an ſie. Denn allerdings benimmt ſich der Liebende in der Fremde nicht immer muſterhaft. Während der Eine, wenn die Schwalben wiederkommen und die Turteltauben koſen, den eilenden Wolken, die nach den Gärten am Bosporus ziehen, ſehnſüchtig nachſchaut, weil dort ſein Mädchen wohnt, bittet dagegen ein Anderer die Vögelein, ſie möchten ſeiner alten Liebe ſagen, er könne nicht wiederkommen, denn eine Zauberin, die Flüſſe und Meere verzaubere, halte ihn bei ihrer Tochter zurück. Darum ſingt wohl manches Mädchen und manche Frau, auch die den Sohn in der Fremde hat, mit aufrichtiger Empfindung das verbreitete Lied, deſſen Schluß heißt:

Beim erſten Kuſſe ſeufzt er ſchon,
Beim zweiten wird ſein Geiſt getrübt,
Beim dritten — Gift enthielt er wohl —
Vergißt er, was er einſt geliebt.

Im Allgemeinen freilich malt das Volkslied den Griechen, der in der Fremde weilt, auch wenn er kein

Mädchen daheim gelaſſen hat, ſo, wie den edlen Dulder Odyſſeus, der auf der Inſel der ſchönen Kalypſo nur den einen Wunſch hat, den Rauch von den Häuſern ſeines Vaterlandes aufſteigen zu ſehen. Zahlreiche Lieder geben einem Gefühle Ausdruck, das mit dem Heimweh der Alpenbewohner große Aehnlichkeit hat. Der Tod hat eher Mitleid als die Fremde; beſſer nicht geboren ſein, als in der Fremde leben müſſen — das ſind oft variirte Gedanken, die ohne Zweifel in eine Zeit zurückgehen, wo dem Orientalen, ſelbſt dem chriſtlichen, der Occident voll von Aergerniß war, wo er nicht nur durch den Gegenſatz des Glaubens zurückgeſtoßen wurde, ſondern vor Allem die Art der Gaſtfreundſchaft vermißte, die dem Orient eigenthümlich iſt. Die Lieder wiſſen ſchreckliche Dinge zu berichten, bei denen ſelbſt das ſonſt eher zum Mitleid geneigte weibliche Geſchlecht eine ſchlimme Rolle ſpielt. „Fremde Frauen waſchen meine Gewänder, ſie waſchen ſie zweimal, ſie waſchen ſie drei- und fünfmal, aber nach dem fünftenmale werfen ſie dieſelben vor mich hin auf die Straße: Nimm, Fremdling, deine Kleider, nimm deine Wäſche und zieh' heim zu deiner Mutter." Schlimmer natürlich als dieſe rückſichtsloſe Behandlung der Wäſche iſt Krankſein und Tod im fremden Lande; der Gedanke, kein ordentliches Begräbniß zu erhalten, iſt dem modernen wie dem antiken Griechen das Fürchterlichſte. „Krankheit," heißt es in einem Liede, „verlangt, daß man das Lager richte und das Kopfkiſſen zurechtrücke; ſie verlangt die Mutter zur Seite und die Gattin zu Häupten, dazu den Sohn, friſches Waſſer zu bringen. Ich ſah mit eig'nen Augen Einen, der ſtarb, und den ſie wie einen Hund in die Grube warfen, ohne Weihrauch und Kerzen, ohne Popen und Sänger."

Dieſer melancholiſche Gedanke mag uns den Uebergang bahnen zu einer Gruppe von Liedern, über die ich noch ein Wort ſagen will, weil ſie ſehr charakteriſtiſch ſind, ich meine die Lieder vom Charos. Ein geſundes Volk hängt am Leben wie ein geſunder Menſch; und daß das Leben im Grunde doch der Güter höchſtes ſei, liegt als Grundthema all den ernſten und düſteren Liedern von dem furchtbaren Todesgotte Charos zu Grunde. Die antiken Vorſtellungen von dem Seelenführer Hermes und dem Todtenſchiffer Charon ſind in dem heutigen Charos zuſammengefloſſen, in deſſen Namen der Letztere fortlebt. Volksthümlich iſt ſchon im Alterthum Charon mehr geweſen als Thanatos, der Todesgott, ſelber, an deſſen Stelle er ſich allmählich ganz geſchoben hat. Denn was in einem der älteſten griechiſchen Gedichte vom Thanatos geſagt wird, er habe ein ehernes Herz, halte feſt, wen er einmal gepackt, und ſei ſelbſt den unſterblichen Göttern verhaßt, das ſingt man in gleicher oder ähnlicher Faſſung im modernen Volksliede vom Charos. Dem alten Hellenen nahm nicht zu allen Zeiten ein knabenartiger Genius mit geſenkter Fackel in einem Kuſſe das letzte Leben von der Lippe; wir wiſſen durch den geiſtreichen Nachweis eines jüngeren Archäologen, daß die Blütheperiode griechiſcher Kunſt den Tod als kräftigen Mann gebildet hat. Und ſo ſtellt ihn das Volkslied dar, wie er durch die Berge reitet, daß ſich Nacht auf ihre Gipfel legt, eingehüllt in finſteren Mantel und gewaffnet mit dem Schwerte; die Jünglinge treibt er vor ſich her, die Greiſe folgen, und die kleinen Kinder ſind am Sattel feſtgebunden. So in einem Liede, das dadurch berühmt geworden iſt, daß es Goethe überſetzt hat: „Die Bergeshöhn warum ſo ſchwarz? woher die Wolkenwoge?“ Des Charos eigene Mutter

räth zum Mitleid, er aber entgegnet ihr: „Wo ich drei finde, nehme ich zwei, und wo ich zwei finde, einen, und wo ich einen allein finde, nehme ich auch diesen.“ Auch die schöne Evjenula muß sterben, die einen jungen Gatten hat und neun Brüder, sie zu schützen, und die sich darum rühmte, sie fürchte den Charos nicht; und wenn im alten Mythus Herakles dem Todesgotte im Zweikampfe die sichere Beute entreißt, unterliegt im neugriechischen Volksliede der junge Hirt dem Charos, mit dem er zwei Tage und zwei Nächte gerungen. Dort unten aber bricht kein Tag an, kein Hahn kräht, keine Nachtigall singt; es fließt kein Wasser und sproßt kein Gras; der Hungernde darf nicht essen, der Dürstende nicht trinken, und wer müde ist, erfreut sich nicht des Schlafes; die Mädchen sind ihres Schmuckes beraubt, die Jünglinge ihrer Waffen, und den armen kleinen Kindern fehlen selbst die Hemdchen. Darum ruft in einem kretischen Liede ein Jüngling im Hades fast mit den Worten des deutschen Dichters aus: Es freue sich, was da athmet im rosigen Licht! Und auch im modernen griechischen Todtenreiche gilt das Wort des Achilleus, daß es besser sei, einem armen Manne dienend das Feld zu bestellen, als da unten König zu sein über die Schatten.

Ich schließe damit diese Skizze, die unvollkommen ist und unvollkommen werden mußte; denn man könnte über griechische Volkspoesie ein dickes Buch schreiben. Ich wollte ein Interesse anregen für das Denken und Fühlen eines Volkes, das des großen Namens, den es trägt, sich immer würdiger zu machen bestrebt ist. Vorläufig ist das alte Griechenland den Meisten noch interessanter als das neue, und mit Recht. Denn so lange die Menschheit über der mathematischen Formel und dem Experimente

die Pflege ihrer höchsten Güter nicht ganz vergißt, wird sie immer über das Meer der Vergangenheit hinüber das Land der Griechen mit der Seele suchen. Die alten Tempel sind zerstört; Erdbeben haben die Pracht der Säulen auseinandergestreut, Barbaren haben die Götterbilder aus den Giebelfeldern gebrochen, und was übrig blieb, darüber wälzt der Waldbach seine schlammige Fluth, oder der Landmann zieht achtlos mit dem Pfluge darüber hin. Mühselig sucht heute der Forscher aus verbranntem Mauerwerk und zerschlagenen Gliedmaßen ein Bild zu gewinnen, sei es auch noch so zerrissen und farblos, von dem, was einst einer halben Welt Entzücken und Gegenstand andächtigsten Genusses gewesen. Noch schlimmer aber ist der daran, welcher das altgriechische Volk selbst nachschaffend sich und Anderen vor die Seele führen möchte, wie es gewesen ist in Glauben und Aberglauben, in Hoffen und Fürchten, in Liebe und Haß, in Freud und Leid. Und ich meine, all die Versuche vom Agathon bis zur Aspasia haben es nicht getroffen. Das moderne Volkslied bietet dafür viel alte und echte Tradition, und wer zu suchen versteht, wird im neuen Griechenland Manches vom alten finden.

III.

Studien über das Schnaderhüpfel.

Die allerliebste, elegant ausgestattete Sammlung von Schnaderhüpfeln aus den Alpen, die von Herrn Ludwig von Hörmann in Innsbruck veranstaltet worden ist, hat dieses urwüchsige Product unserer Gebirgslandschaften salonfähig gemacht. Sie hat mich zugleich zu einer Reihe von Betrachtungen und Studien angeregt, die mir manche Mußestunde in angenehmster Weise ausgefüllt haben. Was ich hier davon mittheile, wird Manchem nicht allzuviel des Neuen sagen, am wenigsten dem verehrten Herausgeber jener Sammlung selber. Vielleicht aber wirkt es hier oder da anregend, sei es zu weiterer Untersuchung, sei es zu bloßer Bekanntschaft mit einer liebenswürdigen und noch immer nicht nach Verdienst geschätzten Gattung der Volksdichtung. Dann ist mein Zweck erreicht.

1. Zur Literatur der Schnaderhüpfel.

Im vierten Bande von Frommanns Monatsschrift „Die deutschen Mundarten" hat Herr Friedrich Hofmann eine „Rundschau über die Schnaderhüpfelsliteratur" versucht (S. 73 ff., 369 ff., 513 ff.). Dieselbe stammt aus dem Jahre 1857 und bietet natürlich, da seitdem sich das wissenschaftliche Interesse für Volksdichtung nur gesteigert hat, Gelegenheit zu manchem Nachtrage. Auch ist es ihm durchaus nicht gelungen, eine Uebersicht über

das ganze Gebiet zu gewinnen, über das sich die Schnaderhüpfeldichtung verbreitet hat. In Herrn von Hörmanns Sammlung ist die Schweiz, Tirol, Salzburg, Kärnten und Steiermark vertreten. Auch damit ist bei weitem nicht das ganze Gebiet bezeichnet. Ich versuche es, einen etwas vollständigeren Ueberblick über dasselbe zu geben, indem ich dabei zugleich die Literaturangaben Hofmanns ergänze. Wie billig, gehe ich von den österreichischen Alpenländern aus, die als das Hauptgebiet, wahrscheinlich auch als das Vaterland des Schnaderhüpfelgesanges zu betrachten sind. Für Tirol wird außer den älteren bei Hofmann genannten Quellen Hörmanns Sammlung eine ganz besondere Autorität beanspruchen dürfen, da derselbe Tirol sein Vaterland nennt und häufig bewiesen hat, wie genau er mit allem Volksthümlichen seiner Heimat vertraut ist. In dem Sammelwerke von Firmenich „Germaniens Völkerstimmen" stehen im zweiten Bande S. 675 zwei Schnaderhüpfeln aus der Gegend von Stambs bei Innsbruck, die beide auch sonst bekannt sind, das eine steht bei Hörmann S. 257:

Firmenich	Hörmann.
Wos braucht denn a Jager?	Was braucht denn a Jager?
A Jager braucht nicks,	A Jager braucht nix,
Als a schworzaugets Diendl	Als a braunaugets Diendl,
Und an Hund und a Bichs.	An Hund und a Büchs.

Ebenso sind die im dritten Bande von Firmenich, S. 395 ff. gesammelten „Tiroler Trotz-Lieder" zum allergrößten Theil auch sonst bekannt. Die „Kinderschnaderhüpfeln" aus dem tirolischen Etschlande, die Herr Schöpf in Frommanns Mundarten 3, 510 mittheilt, sind vierzeilige Kinderreime, die nur mißbräuchlich den Namen Schnaderhüpfeln führen. Der an

Tirol angrenzende Theil der deutschen Schweiz pflegt ebenfalls den Schnaderhüpfelgesang. Herr Rochholz sagt darüber in Frommanns Mundarten 4, 75: „Gleich einem Theil von Vorarlberg hat sich auch das schweizerische Rheinthal, Appenzell mit einem Theile des Toggenburgs und Deutsch-Bündens schon längere Zeit dieser Liedweise ergeben. Nicht daß dieselbe hier sehr alt oder gar einheimisch wäre. Wir wissen, daß sie jetzt noch fortwährend hier durch an- und rückwandernde Oesterreicher und Bayern verbreitet wird, wie dies auch mit dem immermehr überhand nehmenden Jodelgesang der Fall ist." In demselben Bande S. 379 theilt Herr T. Tobler eine Stelle aus einem französischen Briefe von Laurenz Zellweger von Trogen an Bodmer mit, in welchem bereits im Jahre 1754 ein Schnaderhüpfel als Probe der Liebeslieder Appenzeller Mädchen angeführt wird:

Mine, mine ist en fine,
Hinecht will ich en ine lô;
Bis um nüne, bis um zehne
Soll ihm's Türli offe stô.*)

Die gewöhnliche Bezeichnung der Vierzeilen im Appenzellischen ist „chorzes Liedli"; man sehe Tobler's Appenzeller Sprachschatz S. XLI und 116, ein Buch, in welchem Vierzeilen mehrfach als Belege eingeflochten sind. Eine Anzahl Appenzeller Schnaderhüpfeln ist gesammelt bei Firmenich 2, 661 ff. Auch Hörmann hat das Gebiet reichlich ausgebeutet. Neuerdings findet man eine kleine Sammlung schweizerischer Schnaderhüpfel in Ludwig Tobler's Schweizerischen Volksliedern (Frauenfeld 1882), I. S. 208 ff. Herr Tobler sagt in der Einleitung S. CXLV

*) S. auch L. Tobler, Schweizerische Volkslieder, I. S. 211.

darüber folgendes: „Einen Gesammtnamen für dieselben (die kleineren, meist vierzeiligen und scherzhaften Reime) giebt es bei uns nicht, sondern nur mehrere Specialnamen, welche aber das Gebiet nicht ganz decken. In einer Schrift von 1744 findet sich die Stelle: „Der strafende Geistliche mag an Kilbenen (Kirchweihen) der Leute Buelliedlein und Gespött sein." Daraus folgt, daß „Buelliedlein" fast so viel als Spottlied bedeuten konnte, aber ursprünglich mußten es doch Liebesliedchen und die Fortsetzung der alten Winiliod sein, gegen welche die Geistlichkeit schon im frühen Mittelalter zu kämpfen hatte; nur folgt aus jener späteren Bedeutung, daß schon die alten Liebesliedchen einen vorwiegend scherzhaften und spöttischen Charakter hatten. Nach dieser Richtung deuten auch die Benennungen: Stupflied, carmen mordax, bei Fries und Maaler (stupfen, stechen), Speilied, Spottlied (Ochs, Geschichte von Basel), Tratzlied, Spottgedicht (Davos), Schelmelied, ebendasselbe (Aargau), Fauzeliedli, Gassenhauer (Stutz, von fauzen, mit der Ruthe streichen); dagegen Stobertelied (Appenzell) ist mehr ein in der Spinnstube gesungenes erotisches, mit zotenhaftem Anstrich. Die allgemeinste Bezeichnung ist Lumpeliedli, vgl. koburgisch Schlumperliedchen. Eine eigenthümliche, in Thurgau und Schaffhausen übliche Benennung für einen Scherz- oder Spottreim, ein muthwilliges Liedchen ist Rappetizli (vom franz. rapetisser, verkleinern?). Rochholz, Alemannisches Kinderlied S. 42, schreibt Rappedüzli und braucht es von Reimsprüchen mit absichtlich verkehrter Redeweise. Auch Schmid, Schwäbisches Idiotikon, hat Rappedüzle, aber im Sinne von: Lustiges Geschichtchen. In Tuttlingen sollen Rappendizlen kurze Lieder bezeichnen. Die appenzellischen

„Ruggusser" oder „Ruggüßler" (eine Art Jauchzen oder Jodeln) können auch hieher gezogen werden. Der Form nach werden alle solche Liedchen Gsätzli genannt, was überhaupt Strophen (Absätze) bedeutet. Nicht alle werden wirklich gesungen, schon weil die Kürze des Textes die Entfaltung einer Melodie einschränkt. Die Grundform ist vierzeilig."

Wir begegnen unter diesen schweizerischen Vierzeilen einer Anzahl solcher, die auch sonst über das ganze Schnaderhüpfelgebiet verbreitet sind. So lautet eins (Tobler S. 215):

Wie höcher uf em Bergli,
Wie chüeler de Wind,
Wie näcker bim Schätzli,
Wie chliner die Sünd.

Am nächsten steht eine Fassung aus Tirol (Firmenich 3, 397):

Wia hechar di Alm,
Wia schörfar dar Wind,
Wia weitar zun Deanl,
Wia kloanar di Sind.

Aehnlich bei Hörmann S. 124, 35 aus Tirol, Kärnten, Salzburg und Steiermark:

Wie höcher die Alm,
Wie schärfer der Wind,
Wie schöner das Diendl,
Wie kleaner die Sünd.

Die zweite und letzte Zeile werden variirt, und zwar hat dabei die dritte Zeile die Fassung entweder wie bei Firmenich oder wie bei Hörmann.

Steiermark (Firmenich 2, 749; Weinhold 19):

Wia hecha da Tuida (Thurm),
Wia hölar is 's Glait,
Wia waita von Diandl,
Wia gressar is d Fraid.

Tirol, Kärnten, Salzburg (Hörmann 247, 20):

Wie höher der Kirchthurm,
Wie ſchöner das Gläut,
Und wie weiter zum Diendl,
Wie größer die Freud.

Egerland (Gradl-Schmid 84):

Wöi häicha da Turn,
Wöi ſchenna r is s Gläut,
Un wöi waitta zan Maidla,
Wöi gräiſſa r is d Fräud.

Steiermark, handſchriftlich:

Je höher die Alm,
Je braver die Leut,
Je ſchöner die Schwoagrin,
Je größer die Freud.

Andern Parallelen zu ſchweizeriſchen Vierzeilen werden wir unten begegnen. Einige ſcheinen original zu ſein, das heißt nach importirten Muſtern neu gedichtet.

Für Salzburg kannte Herr Hofmann nur die Salzburgá Bauern-Gſángá von Sylveſter Wagner (Wien 1847); reichhaltigſte und beſte Sammlung ſind jetzt die Salzburgiſchen Volkslieder, geſammelt von Maria Vinzenz Süß (Salzburg 1865), wo S. 177 ff. ein tauſend „Schnödahöpfl" zuſammengeſtellt ſind, deren Singweiſen dem Buche ebenfalls beigegeben ſind. Aus Wagner ſtammt die reiche Sammlung bei Firmenich 2, 715 ff.; ebenda S. 722 ſtehen ein paar aus der Gegend von Iſchl und Hallſtadt. Aus Steiermark hat Herr Weinhold in ſeinem Aufſatze „Ueber das deutſche Volkslied in Steiermark", der im neunten Hefte der Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereins für Steiermark gedruckt iſt, auf S. 17 ff. eine Auswahl Schnaderhüpfel abgedruckt; bei Firmenich finden ſich im zweiten Bande Vierzeilen aus verſchiedenen Gegenden Steiermarks: S. 737 aus Mariazell,

746 aus Blumau, 749 aus Großwalkersdorf im Ritscheinthale, 751 aus Riegersburg, 752 aus Grub, 753 aus St. Kind, 775 aus der Umgegend von Graz, 776 aus dem Judenburger Kreise. Herr Hofmann (Frommann 4, 514) berichtet, daß Seidl's „Flinserln" (Oesterreichische Gsetzln, Gsangl und Gschichtln, 2. Aufl. Wien 1839) „eine vom Erzherzog Johann angelegte oder veranstaltete Sammlung steierischer Schnadahüpfl zu Grunde liegen soll, denen er jedoch das steierische Gewand ausgezogen und sie mit seinen übrigen Sammlungen und Zugaben verösterreichert habe." Ich kann nicht beurtheilen, ob und wieweit diese Behauptung der Wirklichkeit entspricht. Thatsache ist, daß sich unter den handschriftlichen Sammlungen des Erzherzogs über steierisches Volksthum auch eine Sammlung von Schnaderhüpfeln befindet; die Abschrift einer Auswahl von Vierzeilen, ebenfalls aus dem Nachlaß des Erzherzogs, stellte mir Herr Dr. Schlossar in Graz freundschaftlichst zur Verfügung. Wie Herr von Hörmann mittheilt, soll die von Herrn Adalbert Zeitteles vorbereitete Ausgabe steirischer Volkslieder auch das Genre der Schnaderhüpfel möglichst erschöpfend berücksichtigen; die „Deutschen Volkslieder aus Steiermark" von Herrn Schlossar (Innsbruck 1881) haben dasselbe ausgeschlossen. Dagegen ist es in umfassendster Weise vertreten in „Almrausch. Almliada aus Steiermark", von Dr. A. Werle, Graz 1884, wo von S. 1—272 Schnaderhüpfln stehn. Ebenso erfreulich ist es, daß das Nachbarland Kärnten in den „Deutschen Volksliedern aus Kärnten", gesammelt von Pogatschnigg und Herrmann (1. Band: Liebeslieder. 2. Auflage. Graz 1879; 2. Band: Lieder vermischten Inhalts, Graz 1870) auch von Vierzeilen eine vortreffliche, reichhaltige und mannichfaltige Sammlung besitzt.

Dem gegenüber ist ganz unbedeutend, was bei Firmenich 2, 779 ff. von „Plopperliadln" aus Kärnten steht oder was Herr Stanfel in Frommanns Mundarten 5, 243 ff. aus dem oberen Drauthale bei Villach mitgetheilt hat. Erwähnenswerth ist höchstens der kleine Aufsatz von Schatzmayer „Einiges über die Pleppáliedlán" bei Frommann 4, 523 ff. und was Herr Lexer in seine lexikalischen Sammlungen aus dem Lesachthale in den ersten Bänden von Frommanns Mundarten eingeflochten und dann leider nicht immer in sein „Kärntisches Wörterbuch" (Leipzig 1862) aufgenommen hat.

Soweit sind die Gebietstheile der Schnaderhüpfeldichtung in der Sammlung des Herrn von Hörmann vertreten. Durch das ganze Gebiet hin sind überall die Themen des vierzeiligen Gesanges sowie der Geist in ihrer Behandlung dieselben, ja eine ungeheuer große Anzahl von Vierzeilen ist dem ganzen Gebiete in ganz oder fast ganz gleichlautender Fassung gemeinsam, was also nicht nur für eine im Wesentlichen gleiche Anlage und Richtung des Geistes, sondern mehr noch für durchgängige Continuität der Ueberlieferung und fortwährende Uebertragung aus einer Gegend in die andere beweisend ist. In Hörmanns Sammlung findet sich häufig angegeben, daß er die betreffende Vierzeile aus all den Alpenländern, die er berücksichtigt hat, belegen konnte; noch häufiger ist diese Hinweisung unterlassen und nur Eine Heimat angegeben. Aber wir finden ganz dieselben Vierzeilen auch im Besitze der Bewohner anderer Gegenden, unter denen wir Bayern zunächst hervorheben müssen. Ueber die Verbreitung der Schnaderhüpfel in Bayern schreibt Herr v. Kobell, dem wir eine vortreffliche Sammlung „Schnaderhüpfln und Sprüchln" (München 1846)

verdanken, in Frommanns Mundarten 4, 76, „sie seien in ganz Ober- und Niederbayern zu Hause, ebenso in der Oberpfalz und auch in Schwaben, wenigstens in dem gegen das Gebirge liegenden Theil. In besonderem Schwunge steht das Schnaderhüpfelwesen in Berchtesgaden, wo das Wettsingen und dergleichen immer noch besteht und zwei oder mehrere Bursche sich stundenlang damit necken und unterhalten." Das Gebiet ist damit für Bayern zu eng begrenzt, denn auch Franken kennt das Schnaderhüpfel. Bei Frommann 6, 416 stehen Schnaderhüpfel aus Nürnberg; auf Oberfranken komme ich noch zurück. Was die Literatur der bayrischen Vierzeilen anlangt, so vergleiche man Hofmann a. a. O. S. 83. Die bei Firmenich 2, 700 ff. sind den „Mundarten Bayerns" von Schmeller (München 1821) entlehnt; desselben „Bayrisches Wörterbuch" enthält ebenfalls manche Probe davon. Was das bayrische Schwaben betrifft, so stehen in Birlingers „Schwäbisch-augsburgischem Wörterbuche" (München 1864) S. 463 ff. einige Vierzeilen aus den „Stauden", „einer waldigen, gegen das Mindelthal, die Reischenau und das Wertachthal hin abfallenden Landschaft, die fremder Redeweise beharrlich Aufnahme verweigert" (S. IV.). Das ganze schwäbische Gebiet ist vertreten in der über vierhundert Nummern enthaltenden Sammlung von „Schelmeliedle" in Ernst Meiers „Schwäbischen Volksliedern mit ausgewählten Melodien" (Berlin 1855).

Ueber den Elsaß sagt der beste Kenner elsässischen Volksthums, August Stöber, in Frommanns Mundarten 4, 75 folgendes: „Eigentliche Schnaderhüpfel haben wir im Elsaß keine; selten hörte ich deren; sie waren meistens deutscher Herkunft, Bruchstücke, einzelne Strophen, die

namentlich aus Liedern durchziehender Tiroler oder Steiermärker im Gedächtniß haften blieben (das ist etwas unklar; denn das Schnaderhüpfel ist ja eben immer eine „einzelne Strophe"). Kleinere Liedchen im elsäßischen Dialekte, vier- oder sechszeilig, bald ernsten, bald heitern Inhalts, wie ich deren im „Elsässischen Volksbüchlein" mitgetheilt habe, giebt es allerdings; jedoch Schnaderhüpfel sind es keineswegs." Unter den Liedchen, die bei Firmenich 2, 513 aus der Gegend von Mühlhausen im Oberelsaß mitgetheilt sind, befinden sich ein paar unzweifelhafte Schnaderhüpfel. So z. B.:

's isch no nidd lang, daß grägnet hat,
Die Bäumle drepfle noch;
I ha 'nemol e Schätzle g'ha,
I wodd, i hätt' es noch!

Ich kann dazu folgende Parallelen nachweisen: aus Vorarlberg bei Hörmann S. 174 Nr. 40:

Es ischt net lang, daß 's gregelet hat,
Und d Bämli tröpflent no,
Und i han amol a Schätzli k'ha,
I wollt, i hätt es no.

Aus Appenzell bei Firmenich 2, 664 (ähnlich aus Bern bei Tobler, Schweizerische Volkslieder I, 214):

S ischt nüd lang, sits gregelet heb,
Die Tanna tröpflid jo;
I ha nemol e Schätzli gha,
I wett, i hett es no.

Aus Oberbayern bei Firmenich 2, 702:

Net lang is s, daß s grengt hot,
Und s Dach tropft no,
I hob an schön Schoz ghabt,
I wollt, i hättn no.

Aus Steiermark handschriftlich:

Es is nöt lang, daß gregnt hot,
Die Bama tröpfeln no,

I hob amol a Derndl ghobt,
I wollt, i hett es no.

Aus dem Vogtlande bei Dunger 613 (ſ. unten):

Geſtern hots gregnt, gregnt,
Die Bäumer tropfen immer noch;
Ich ho amol an Schatz gehatten,
Ich wollt, ich hättn noch.

Aus der Gegend von Deſſau bei Firmenich 2, 234:

Es is nich lange, daß es geregnet hat,
Die Bäume trippen noch,
Ich hab enmal nen Schatz gehat,
Ich wollb, ich hädd en noch.

Dieſelbe Strophe findet ſich bei Mittler, Deutſche Volkslieder, in dem thüringiſchen Liede Nr. 775: „Wie kommt's, daß du ſo trurig biſt?", und in dem heſſiſchen Liede Nr. 776, Strophe 4.

Auch ein andres dort mitgetheiltes läßt ſich anderweitig nachweiſen; ſtatt

Dur's Gäſſele bin i gange,
Dur's Gäſſele gang i noch,
Scheeni Maidle hani gliäwet,
Scheeni Maidle liäw i noch

ſingt man in Appenzell (Firmenich 2, 662):

Dur's Gäßeli bin i ganga,
Dur's Gäßeli gohn i meh,
Maiteli hani gliebet,
Schöne Maiteli lieb i meh.

Wohl können alſo dieſe beiden eingewandert ſein; daß man aber nach dem Muſter ſolcher Fremdlinge auch im Elſaß ſelbſtändig Schnaderhüpfel zu ſchaffen verſtand, zeigt folgende Vierzeile:

I ha ne Schatz vom Adel
Von Sankt Amarie,
Er hat ſilwerige Wade
Un gulbige Knie;

denn hier kommt eine ſpecifiſch elſäſſiſche Anſpielung auf das Sankt Amarinenthal im Oberelſaß vor. Auch unter den Volksliedchen aus der Gegend von Straßburg bei Firmenich 2, 528 ff. ſind ein paar unzweifelhafte Schnaderhüpfel. So das folgende:

I hab e kleins Herzel,
Diß Herzel iſch myn,
Un en einziger Bue
Het de Schliſſel derzue.

Dies iſt mit größeren oder geringeren Abweichungen auf allen Punkten des Schnaderhüpfelgebietes nachweisbar.

Appenzell (Firmenich 2, 664 und Tobler S. 209):

Mi Herzli iſcht zue,
Es cha's niemert ufthue;
En enziga Bueb
Heb de Schlöſſel bezue.

Steiermark (Firmenich 2, 751. 775):

Main Heatzadl is trai,
Is a Schleſſadl bapai,
An uanziga Pui
Hod 's Schliſſadl bazui.

Steiermark handſchriftlich:

Mei Herzl is treu,
Is a Schlößl babei,
An eanzige Bua
Hotn Schlüßl bazua.

Niederöſterreich (Firmenich 2, 803):

Mei Herzal is treu,
Is a Schleſſal babei,
Und an anziga Bua
Hot des Schliſſal bazua.

Niederöſterreich (Frommann 3, 389):

Main Heazal is drai,
Hengt a Gſchleſſal babei,
Und an oanzicha Bua,
Dea hod 's Schliſſal bazua.

Vogtland (Dunger 3):

Mai Harzel is klein,
Ka niemand do nein,
A einziger Bu
Hot 'n Schlüssel drzu.

Egerland (handschriftlich, nach A. Wolf im Sonntagsblatt 1847):

Ma Herzal is treu,
Is a Schlössal daba,
U a oinziga Bou
Hauts Schlüssal dozou.

An diese Fassung, in welcher die Reimstellung die im Schnaderhüpfel minder gewöhnliche a a b b ist, hat sich die obige elsässische Vierzeile, allerdings mit verändertem Anfang, angeschlossen. Daneben existirt eine zweite Version desselben Gedankens:

Steiermark (Weinhold S. 20):

Mei Herz ist vaschlossn,
Hangt a großes Schloß dran,
Is a oanziga Bue,
Da ma's afspian kann.

Ebenda (handschriftlich):

Mei Herzl is gspirt
Und mei Herzl is zua,
An oanzigs schöns Derndl
Hot n Schlüssl dazua.

Kärnten (Hörmann S. 107, Nr. 66 und Pogatschnigg-Herrmann 1, 293):

Mei Herz is verschlossn,
Is a Bogenschloß dran,
Is an anziges Büebl,
Das 's aufmachen kann.

Vogtland (Dunger 2):

Mei Herz ist verschlossen,
Is a Doppelschloß dra,

Mei Schatz hot an Schlüſſel,
Der'ſch aufſchließen ka.

Dunger hat noch eine andere Verſion des zweiten Theils:

's is kaner in Leuben (Ortſchaft),
Der'ſch aufſchließen ka

und erinnert mit Recht daran, daß die Strophe mit dem ſchönen Spruch bei Wernher von Tegernſee Aehnlichkeit habe:

Du biſt mîn, ich bin dîn,
Des ſolt du gewiß ſîn,
Du biſt beſlozzen
In mînem herzen,
Verloren iſt das ſlüzzelîn,
Du muoſt immer darinne ſîn.

Und dazu darf man auch das Sprüchlein aus dem Elſaß ſtellen (Frommann 5, 112):

Wo bin i dr lieb?
Im Herzhüſele,
Un e Riegele dra,
Aß d Lieb nimm üſe ka;

vergl. aus der Schweiz (Tobler 209):

Wo bin i dr lieb?
Im Herzeli binne,
Es Rigeli dra,
Aß es nümme n uſe cha;

mehr noch die Vierzeile bei Hörmann S. 107, Nr. 67 aus Kärnten:

Mei Herz und dei Herz
Sein zuſammengſchwundn,
Der Schlüſſel is verloren,
Werd nimmer gfundn.

Oeſtlich an Oberbayern grenzt ebenfalls Schnaderhüpfelgebiet, nämlich Ober- und Niederöſterreich. Für Oberöſterreich hat Hofmann a. a. O. 375 ff. Literaturnachweiſe gegeben, die reichhaltigſte Sammlung iſt noch

immer die von Herrn Anton Ritter von Spaun, 2. Ausgabe, Wien 1849. Ueber die Gſangln, Gſchdanzln oder Gſötzln von Niederöſterreich ſpricht Caſtelli bei Frommann 3, 777 ff., Ziska und Schottky gaben eine Sammlung bereits 1819 heraus, die 1844 in zweiter Auflage erſchien; Johann Nepomuk Vogl's „Fünfhundert Schnaderhüpfeln. Ein Beitrag zur öſterreichiſchen Volkspoeſie." 2. Aufl. Wien 1852 ſind demſelben Gebiete entnommen. Bei Firmenich ſtehen Bd. 2, S. 798 f., 802 ff., Bd. 3, S. 414 ff. Vierzeilen aus Niederöſterreich; ein paar auch bei Frommann 3, 389 und 6, 110.

An der Grenze von Steiermark und Niederöſterreich greift das Schnaderhüpfelgebiet bis nach Ungarn herüber. An der ſteieriſchen Grenze, bis St. Gotthard hinab, wohnen die ſogenannten Heanzen, über deren Mundart, die dem Steieriſchen nahe ſteht, Herr Julius Schröer in Frommanns Mundarten 6, 21 ff., 179 ff., 330 ff. gehandelt hat. In dem dort mitgetheilten Idiotikon ſind einige Schnaderhüpfel eingeflochten; auch die bei Firmenich 3, 625 abgedruckten Vierzeilen ſtammen von Herrn Schröer. Eine der letzteren lautet:

Wann dar Auff (Eule) amal pfalzt
Und da Kiebauanbui (Kühbauernbub) ſchnalzt,
Und dar andri Hohn ſchrait,
Is da Tog nima wait.

Davon hat Firmenich 2, 737 und 742 zwei faſt ganz identiſche ſteieriſche Faſſungen:

Wonn der Auerhohn pfolzt
Und der Kuhlbauer (Kohlenbauer) ſchnolzt,
Wonn der Brondvogel (Rothkehlchen) ſchrait,
Is der Tag niamer wait.

Und in Kärnten ſingt man (Hörmann S. 229, Nr. 92; Pogatſchnigg-Herrmann 1, 1342):

Wann der Auerhahn pfalzt,
Wann der Kohlfuhrmann ſchnalzt,
Und der Nachtvogel ſchreit,
Is der Tag nimmer weit.

Das iſt zweifellos ein ſogenanntes „Tagelied", in welchem ſich die Liebenden gegenſeitig klar machen, daß die ſchöne Nacht zu Ende geht und aufdringliche Stimmen den Tag verkünden; die Herausgeber der kärntiſchen Lieder haben die Vierzeile daher richtig unter die Ueberſchrift „Wecklied" geſtellt. Die Tagelieder der provenzaliſchen Minnedichtung ſind ebenſo bekannt wie Shakſpeares „Willſt du ſchon gehn? der Tag iſt ja noch fern. Es war die Nachtigall und nicht die Lerche —". In unſerer Vierzeile ſteht Auerhahn, Eule', Rothkehlchen an Stelle der Lerche, ja der vorüberziehende Kohlenbauer oder der Bauernbub, der die Kühe auf die Weide treibt, mahnt an den beginnenden Tag, ganz wie im „Prinz Methuſalem" von Strauß Kuhgeläut dem Liebespaare die Trennung kündet. Der Hahn weckt das fürſtliche Paar in einem chineſiſchen Tageliede aus dem Schiking (überſetzt von Victor von Strauß S. 175):

„Schon ließ der Hahn ſein Krähn erſchallen,
Der Hof erfüllet ſchon die Hallen."
„Das war noch nicht des Hahnes Krähn,
Die Fliegen machten dies Getön" —

während es bei E. Meier Schwäbiſche Volkslieder S. 142 im allgemeinen ein Vögelein iſt:

Ich kann dich wohl einer laſſen,
Doch nicht die ganze Nacht;
Hörſt du nicht das Vöglein pfeifen?
Verkündet uns ſchon den Tag.

Dieſer urſprüngliche Charakter der Vierzeile iſt nun vergeſſen in einer ſteieriſchen Variante, die mir handſchriftlich vorliegt:

Wann da Auerhahn pfalzt
Und da Kohlbauernbua schnalzt,
Und i za mein Deandl geh,
So gfreut mi holt als.

Wir werden noch öfters Beispielen begegnen, wo der zweite Theil in Vergessenheit gerathen ist und durch einen andern ersetzt wurde, der zum Anfang nur nothdürftig, oft gar nicht paßt. Noch anders ist es unserer Vierzeile ergangen in einer Version, die Herr Schröer a. a. O. S. 24 aus der Heanzenmundart mittheilt und die nach seiner Angabe auch in Preßburg vorkommt:

Wan bar Auvogl (Eule) schrait,
Is da Tag nima wait;
Wan si t Suan fira tuit,
Nocha schlaf i erst guit.

Hier ist die ursprüngliche Vierzeile auf zwei Zeilen zusammengezogen, deren eigentliche Bedeutung aber vergessen ist, so daß man durch Hinzudichtung zweier andrer Zeilen die ganze Situation geändert hat.

Die fünf Vierzeilen, die Herr Schröer bei Frommann 7, 225 aus Preßburg mittheilt, sind ebenfalls unverkennbar Schnaderhüpfel und zwar solche einheimischer Prägung.

An das bayerische Franken schließt sich ein sehr interessantes, lange Zeit übersehenes Gebiet des Schnaderhüpfelgesanges an, nämlich das Vogtland und das westliche und nordwestliche Böhmen. Den Reichthum des Vogtlandes an vierzeiligen Liedchen hat uns erst das musterhafte Buch von Herrn Hermann Dunger, „Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande", Plauen 1876, erschlossen, das auch eine Einleitung über die Schnaderhüpfel enthält. Die Sammlung bietet gegen 1400 trefflich geordnete Vierzeilen, mit Melodiebeilagen, deren Vergleichung mit denen der Alpenländer sehr interessant

ist und neben vielem gemeinsamen Gute doch auch einen stark sprudelnden Quell origineller Schöpfungskraft erkennen läßt. Was das nordwestliche Böhmen betrifft, so bemerkt Herr Födisch im Programm der deutschen Oberrealschule in Prag von 1869 („Aus dem nordwestlichen Böhmen. Beiträge zur Kenntniß deutschen Volkslebens in Böhmen") S. 22: „Eigenthümlich war und ist zum Theil noch den Deutschen des nordwestlichen Böhmen das einfache, vierzeilige Volksliedchen, im nordwestlichen Böhmen Liedla, im Vogtlande Runda, im bayerischen Wald Schnaderhüpfel genannt." Herr Georg Schmid, Custos der Grazer Universitätsbibliothek, dessen stets bereiter Gefälligkeit ich die meisten Nachweisungen über die Volkspoesie seiner Heimat verdanke, ergänzt das dahin, daß man die Liedchen im Egerlande auch einfach „Vöiazaligä" (Vierzeilige) nennt; nach einer Notiz im Globus Bd. 17 (1870), S. 312 heißen sie bei Saaz Steikle (d. i. Stückle). Derselbe Herr Födisch hat in seinem Heftchen „Die deutschen Stämme in Böhmen" (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, Nr. 13, 1873) auf S. 11 zwei Schnaderhüpfel aus dem Egerlande mitgetheilt. Einige mehr stehen bei Firmenich 3, 609; sechszehn „Tschumperliedeln" aus Schlaggenwald im Egerlande verzeichnet Herr Kohl bei Frommann 5, 127 ff. Die reichhaltigste Sammlung aber ist die von Heinrich Gradl und Georg Schmid im „Egerer Jahrbuch" 2. Jahrgang 1872 S. 100 ff. veröffentlichte; sie umfaßt ein Hundert Vierzeilen; ein zweites Hundert, das Herr Schmid handschriftlich besitzt, durfte ich ebenfalls einsehen. Ich bemerke noch, daß die „Volkslieder aus dem Egerlande," gesammelt und heraus-

gegeben von Adam Wolf, Eger 1869, keine Vierzeilen enthalten. In den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen", Bd. 20, S. 278 ff. bringt Herr Naaff in einem Aufsatze „Das deutsche Volkslied in Böhmen" Volkslieder aus Nordwestböhmen, darunter einige Vierzeilen; der Aufsatz ist recht dilettantisch abgefaßt, die Gradl-Schmid'sche Sammlung sowie die von A. Wolf scheinen dem Herrn Verfasser unbekannt, ebenso die bei Firmenich und Frommann. Aus dem an das Egerland angrenzenden Fichtelgebirge theilt Herr Seybold bei Frommann 5, 131 eine Anzahl Schnaderhüpfel mit, die aus den sogenannten Sechsämtern stammen, dem südöstlichen Theile des Fichtelgebirges. Sie heißen so, weil ehedem in den sechs Bezirken Weißenstadt, Kirchenlamitz, Hohenberg, Thierstein, Sell und Wunsiedel selbständige Aemter bestanden. Die Mundart zeigt große Aehnlichkeit mit der Nürnberger und Oberpfälzer Mundart, wie auch mit jener des Egerlandes und des böhmischen Gerichtsbezirkes Asch. Der Herausgeber bemerkt: „Die Volksgesänge der Sechsämter haben meist nur einen Vers (d. i. Strophe), auf den stets ein Jodeln folgt, das als Hauptsache erscheint." Also echte und rechte Schnaderhüpfeln. Unter den mitgetheilten finden sich auch einige bei Gradl-Schmid:

Frommann:

Rewinzala, Rewinzala
Senn Summr und Winta greu,
Und wenn di Maila heian thoun,
Nau senn sie nimma scheu.

Frommann:

Gestan is di Fosnat gweſt,
Haint is da Aschamiba;
Maiel, wennſt kain Tanza kreikſt,
Geih haim und leg di nieda.

Gradl-Schmid Nr. 10.

Rewinzala, Rewinzala
Sann Summar u Winta gräi;
Wenn d Maidla ramal haian toun,
Sann ſi nimma ſchäi.

Gradl-Schmid No. 63.

Geſtan is nu Fosnat gweeſt
U haint is Aſchamidwa;
Maidl, wennſt kain Tonza kröigſt,
Gäih haim u leg di niba.

Frommann.	Grabl-Schmid Nr. 82. 83.
O du braeckata Klei,	O du brieckata Kläi,
s thout mia ma Herzal weih,	s toub ma ma Herzl wäih,
Wenn i ban Thuela steih	Stäih i z Nachts voa da Thüa
Und koa niat ei.	Dörf niat za ia.
Ei laua thou i di niat,	Ai laua thou a di niat,
Du bist ma Schrzal niat,	Du biist ma Schatzell niat,
Geih nea wida haim, wida haim,	Gäih näa wida haim, wida haim,
Geih nea wida haim.	Gäih näa wida haim.

Das benachbarte Koburgische kennt die Schnaderhüpfel unter dem Namen Schlumperliebla. Die Dichtungsart scheint hier bereits sehr herabgekommen zu sein; Herr Hofmann schildert sie in seinem Quäckbrünnlá S. XXVI so: „Plumpe Gassenhauer, größtentheils stark mit Zoten versehen oder aus ungeheuren Grobheiten bestehend, denen nicht einmal der Witz ein versöhnendes Colorit giebt, machen die Mehrzahl der Schlumperliedle aus, denen man jedoch nur hier und da auf dem Tanzboden und am Zechtisch, fast nie in den Lichtstuben und unter der Dorflinde begegnet.“ Herr Hofmann hat den Versuch gemacht, durch Uebertragung und Nachdichtung süddeutscher Schnaderhüpfel diese Art des Volksgesanges in seiner Heimat zu größerer Pflege zu bringen; nachdem er in Frommanns Mundarten 2, 187 ff. eigene Proben und ebenda 3, 161 ff. Uebertragungen bayerischer Schnaderhüpfel aus Kobells Sammlung ins Nordfränkisch-Koburgische veröffentlicht hatte, ließ er 1857 eine selbständige Sammlung solcher Dichtungen unter dem Titel „Quäckbrünnlá“ erscheinen. Ich weiß nicht, ob er seine Absicht, das Volk selber dadurch zur Produktion von Schlumperliedeln anzuregen, erreicht hat, bezweifle es aber. Man hat ja übrigens mehrfach die Vierzeilen in der Kunstdichtung nachgeahmt — ein keineswegs leichtes

Unternehmen, das eine intime Vertrautheit mit dem Denken und Fühlen des Volkes voraussetzt, wenn es nicht kläglich scheitern soll. In dem mehrfach angeführten Aufsatze Hofmanns sind ältere Versuche registrirt; ich erwähne hier die „Gedichte in Egerländer Mundart" von Graf Clemens Zedtwitz-Liebensfeld (Wos Funkelnoglnais. Prag 1880; Aladahand. Eger 1882), wo S. 115 ff., S. 103 ff. je hundert Gstanzln sich finden, sowie die reizenden Schnaderhüpfeln in Hans Grasberger's „Nix für unguet!" Leipzig 1884.

Aus Thüringen theilt Herr Oskar Schade im „Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst" Bd. 3 (1855), S. 325 ein paar Vierzeilen mit, die in der Gegend um Weimar gesammelt sind. Er sagt darüber: „Solcher kurzen Strophen giebt es Massen; unter einander meist gar nicht oder nur sehr leicht zusammenhängend werden sie doch hinter einander und nach derselben Melodie gesungen. Sitzt ein lustiger Chor Buben und Mädchen beisammen und ist der Strom angelassen, so gehts mit mehr oder weniger Grazie in infinitum fort, wobei die dichterischen Einfälle und der Humor der Einzelnen eine bedeutende Rolle spielen. Viele und vielleicht die meisten dieser kurzen Strophen sind etwas derber und wohl gar obscöner Art." Von den mitgetheilten sind mehrere auch sonst nachweisbar, z. B.:

Was hilft mir das Grasen,
Wenn die Sichel nicht schneidt?
Was hilft mir ein Schätzchen,
Wenns nicht bei mir leit?

Im Egerland (Gradl-Schmid Nr. 19; Födisch, Deutsche Stämme in Böhmen S. 11):

Wos hülft ma ma Grosn,
Wenn d Sichl niab schnaidt,

U wos hülft ma ma Schatzell,
Wenns niab ba mia blaibt?

In Kärnten (Pogatschnigg-Herrmann 1, 1534):

Was hilft mr mei Grasn,
Wann die Sichel nit schneit?
Was hilft mr mei Diandle,
Wanns nit ba mir bleibt?

In Tirol (Firmenich 3, 395):

Wos hilft mi main Manan,
Wenn d Sögas (Sense) nit schneit?
Wos hilft mar a Madl,
Wenns nit ba miar bleibt?

In E. Meiers Schwäbischen Volksliedern lautet S. 113 die zweite Strophe eines längeren Liedes „Das Ringlein“:

Was hilft mir das Grasen,
Wenn d Sichel nit schneidt?
Was hilft mir mei Schätzle,
Wenns bei mir nit leit?

In „des Knaben Wunderhorn“ II, 15 steht dasselbe Lied, aber hier lautet der Schluß der zweiten Strophe „Wenns bei mir nicht bleibt,“ also wie in den oben mitgetheilten Versionen des Schnaderhüpfels aus dem Egerland, Kärnten und Tirol. Wie der Reim zeigt, ist ‚leit‘ die ursprüngliche Fassung, ‚bleibt‘ eingesetzt wahrscheinlich um den Ausdruck decenter zu gestalten. Einen ganz andern zweiten Theil zeigt die Variante aus der Saaz-Podersamer Gegend in Nordböhmen bei Naaß a. o. a. O. S. 278:

Wos hilft de mei Grosen,
Wenn d Sichel nöt schnaidt?
Wos nützt mi mei Harz a,
Wenns d Lieb nöt dafreut?

Aehnlich ist die zweite von den beiden Strophen aus Davos (Tobler, Schweizerische Volkslieder I. 216):

Han öftersmal tenglet,
Han öftersmal gmäht,
Han öftersmal d' Schätzli
Bim Tanzen umdreht.

Was nützt mi das Tengle,
Wenn d' Sägese (Sense) nüd haut?
Was nützt mi das Liebe,
Wenns d' Schätzli nüd freut?

Zu dem folgenden:

Wie muß man es machen,
Daß Mädchen schön bleiben?
In Schweinskoben stecken,
Mit dem Besen rum treiben

vergleiche man die steirische Vierzeile (Weinhold a. a. O. S. 19):

Was sol i denn dan,
Daß s Diandl schean bleibt?
In Saustal einspirn
Und fuetan mit Gleibn;

wo der Reim zeigt, daß auch hier ursprünglich im ersten Theile der Plural stand. In Schlesien singt man nach Weinhold zu der Stelle:

Was muß man denn thun,
Daß die Jungfern schön blein?
In Schweinstall einsperrn
Und füttern mit Klein;
Füttern mit Klein
Und füttern mit Schrot,
Da bleiben die Jungfern
Hübsch fein und hübsch roth.

Ein andres läßt sich aus dem Vogtlande bei Dunger 1244 nachweisen:

Do bübn afn Bergel
Do stieht de Kapell,
Do tanzt der Herr Pfarrer
Mit seiner Mamsell;

bei Schade

Da drüben an der Chauſſee
Da ſteht eine Kapell:
Da tanzt der Herr Paſtor
Mit ſeiner Mamſell.

Die beiden vorhergehenden haben ähnlichen Inhalt, ich führe das eine an, um einige Parallelen mitzutheilen:

Da droben auf dem Berge,
Wo die Eichen ſich biegen,
Da tanzt der Herr Kantor,
Daß die Haare drum fliegen.

Dazu Dunger 1247:

Do dübn und do daußen,
Wu's Vögela ſchie ſingt,
Do tanzt der Herr Paſtr,
Döß 's Mützel brva ſpringt.

Hörmann S. 366 Nr. 92 aus Tirol:

Da obn aufn Bergl,
Wo 's Bachl abi rinnt,
Da tanzt der Herr Pfarrer,
Daß 's Kappl umſpringt.

Steiermark (handſchriftlich):

Dort drobn afn Bergerl,
Wo da Gugu ſchön ſingt,
Durt tanzt da Herr Pforra,
Daß die Kutte umſpringt.

Des Knaben Wunderhorn 1, 458, vgl. Uhland, Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage 3, 398:

Da droben auf dem Hügel,
Wo die Nachtigall ſingt,
Da tanzt der Einſiedel,
Daß die Kutt' in die Höhe ſpringt.

Vereinzelt haben ſich von hier aus Schnaderhüpfel noch weiter nach Norden verirrt; aus Deſſau ſteht ein

unzweifelhaftes bei Firmenich 2, 234 (Es is nich lange, daß es geregnet hat —), das ich bereits oben mit seinen Varianten zusammen gestellt habe; auch eine zweite der dort mitgetheilten Vierzeilen gehört hierher (Dreizehn, vierzehn Schneider —).

Ich muß noch einmal nach Böhmen zurück kehren um zu erwähnen, was von Schnaderhüpfelpoesie aus dem südwestlichen und südlichen Böhmen bekannt geworden ist. Vierzeilen aus dem Böhmerwald stehen bei Firmenich 2, 378 f. Zum Beispiel:

Galta r i gfollat dia,
Galta r i togat dia,
Galta r i wa dia hrächt,
Won i dö mächt.

Sehr verbreitet, so Hörmann S. 33 Nr. 92 aus Tirol:

Gelt du braunaugeti,
Gelt für di tauget i,
Gelt für di wär i recht,
Wenn i di möcht.

In der Mundart von Oberplan in Südböhmen theilt Matthias Pangerl bei Frommann 5, 409. 6, 269 einige wenige Schnaderhüpfeln mit, die ebenfalls mehrfach Berührung mit sonst bekannten zeigen.

Im Nordosten hat sich das Schnaderhüpfel zunächst bis nach Schlesien hin verbreitet. In Anton Peters Buche „Volksthümliches aus Oesterreich-Schlesien" Bd. 1 (Troppau 1865) stehen S. 312 ff. unter der Ueberschrift „Musikschnalzen. Scherz- und Spottliedchen" eine Anzahl Vierzeilen, die nichts andres sind als wirkliche Schnaderhüpfel, die bis hierher gewandert sind. So ist Nr. 145 S. 316 ein sonst sehr verbreitetes:

Daß aem Tannwaud feinstr üs,
Das macht das Holz,

Daß mai Schatz feinstr schaut,
Das macht dr Schtolz.

Diese schlesische Fassung scheint die ursprüngliche zu sein; der Parallelismus zwischen dem Gleichnisse aus der Natur und dem psychologischen Zustand, der bei all solchen Naturbildern ursprünglich vorhanden gewesen sein muß, ist hier noch erhalten, während man sonst dies ursprüngliche Verhältniß vergessen hat und zu dem ersten Theil zweite Theile zugedichtet hat, die wenig oder gar nicht passen. Man vergleiche:

Egerland (Gradl-Schmid Nr. 2):

Das s in'n Wold finza r is,
Dös machn d Tannaräst,
Das mi ma Schatzrl mooch,
Dös glaw i fest.

Egerland (ebenda Nr. 66):

Das s in Wold finza r is,
Dös machn d Kraua:
Das mi ma Schoz niat mogh,
Dös is niat waua.

Vogtland (Dunger 24):

Döß s im Wald finster is,
Machen de Tannebüsch,
Döß du mei Schotzel bist,
Dös is gewiß.

Vogtland (ebenda 331):

Döß im Wald finster is,
Machen de Bam,
Wenn du mei Schätzel bist,
Führ ich dich ham.

Tirol (Hörmann S. 58, Nr. 3):

Daß s in Wald finster ist,
Machen die Bam,
Daß i koa Diendl krieg,
Das glab i kam.

Steiermark (handschriftlich):

Daß in Wald finsta is,
Das macht das Holz,
Und weil mei Bieberl sauba is,
Das macht mi stolz.

Kärnten (Pogatschnigg-Herrmann 1, 57);

Daß der Wald finster is,
Das machen die Bam,
Daß mei Diandl untreu is,
Das glab i kam.

Kärnten (ebenda):

Daß der Wald finster is,
Das macht das Holz,
Und daß mei Diandl sauber is,
Das macht mi stolz.

In einem andern (Peter 1, 317) sind, wie so häufig (darüber unten), zwei Vierzeilen zu einem Liedchen vereinigt, die sonst getrennt nachweisbar sind:

Mai Schatz is hait komma,
Was hooda mr gbroocht?
A Rengla aas Fengala,
A Pussl of d Nacht.

Wänn dichs an kränkt,
Daß dmrsch Pussl host 'gschänkt,
Wänn dichs an dreckt,
Gaa ich drsch wiidr zureck.

Die erste Strophe ganz gleichlautend in Steiermark, wo man ebenfalls eine zweite, aber eine andere dazu singt (Weinhold S. 21; auch handschriftlich):

Mei Schatzerl is kemma,
Was hats mir denn bracht?
A Ringerl afs Fingerl,
A Busserl af d Nacht.

Das Ringerl is brochen,
Dö Liab is schon aus;
Das Busserl is gflogn
Bein Fenster hinaus.

Der Tiroler weiß statt des Busserl etwas Neelleres zu nennen (Hörmann S. 183, Nr. 66):

Jetzt ist er halt kömmen,
Was hat er mir bracht?

A Ringerl ans Fingerl,
An Branntwein auf d Nacht.

Stark alterirt ist die Strophe in Kärnten (Pogatschnigg-Herrmann 1, 197):

A Ringerl afn Finger,
A Busserl af d Nacht,
Das hat mer der steirische
Weinfuhrmann bracht.*)

Die zweite Strophe des schlesischen Liedchens lautet in Kärnten (ebenda 1, 426):

Wanns di denn gar so kränkt,
Weilst mer hast a Bussel gschenkt,
Wanns di gar a so druckt,
So gib i dirs zruck.

Und in Steiermark (Weinhold S. 19):

Wanns di gar a so krönkt,
Daß d ma a Busserl hast gschönkt,
Und wanns di gar a so druckt,
Gib is glei wida zruck.

Eine andre Doppelstrophe bei Peter ist aus einem andern Gesichtspunkte interessant. Wir finden in ihr einen Gedanken, der sonst ein einziges Schnaderhüpfel ausfüllt, in zwei Strophen zerdehnt; Nr. 147, S. 316:

Mai Faatr hoot gsoet,
Ich sau drhaem blain,
Saus Käffle gutt fittrn
Ans Maedle loon sain.

Ich hoor andrsch frschtande:
Zum Heindrtiirle naus,
Dan Mantn of d Arn,
Da Hutt sätzt ich auf.

Man vergleiche hierzu Hörmann S. 200 Nr. 4 aus Tirol:

Mei Vater hat gsagt,
I sollt bleibn z Haus,

*) Und in des Knaben Wunderhorn:
Der Bote is kommen,
Was hat er gebracht?
Ein Ringle am Finger,
Ein Schupftuch im Sack.

Hans unrecht verſtandn,
Laſ alle Nacht aus

und die nur ganz unweſentlich abweichenden Varianten bei Firmenich 2, 754 (Steiermark), 3, 395 (Tirol), Pogatſchnigg-Herrmann 1, 852 (Kärnten), Dunger 246 (Vogtland). Uebrigens iſt der Gedanke: „Mein Vater hat geſagt — ich hab ihn unrecht verſtanden" vielfach variirt worden, ſiehe an den angeführten Stellen bei Pogatſchnigg-Herrmann und bei Dunger, ſowie bei Hörmann S. 43. Weiter ab weicht Süß 433 (Salzburg):

Znagſt ſagt halt mein Muata:
„Kimm ja ball meah z Haus";
Und aft han i vaſtandtn:
„Dö ganz Nacht bleib aus."

oder Tobler, Schweizeriſche Volkslieder 1, 210:

Mi Mueter heb gſeit,
I ſoll's Chindli wiege;
Do han i verſtande,
I ſoll d' Buebe liebe.

Was das preußiſche Schleſien betrifft, ſo ſchreibt mir Herr Profeſſor Weinhold in Breslau, daß er daraus Varianten zu einigen der bei Peter gedruckten Liedchen kenne, daß aber in der Weiſe wie bei den bayriſch-öſterreichiſchen Alpenbewohnern das vierzeilige Liedchen dort nie heimiſch geweſen zu ſein ſcheine.

Der Schluß unſrer Wanderung führt uns weit hinauf nach der Provinz Preußen. In den „Preußiſchen Volksreimen und Volksſpielen", geſammelt und herausgegeben von H. Friſchbier (Berlin 1867), finden ſich eine Anzahl Vierzeilen, zum Theil andrer Art, wie ſie auch ſonſt in plattdeutſchem Sprachgebiete vor-

kommen; aber folgendes ist z. B. ein echtes Schnaderhüpfel (S. 42, Nr. 159):

Vier Ochsen, drei Kälber,
Eine pucklige Kuh,
Das gibt mir mein Vater,
Wenn ich heiraten thu!

So singt man in Ragnit; in Königsberg auch mit der Fortsetzung:

Und gibt er sie mir nicht,
Dann heirat' ich nicht,
Dann lieb ich mein (Paulchen)
Und sag es ihm nicht.

Die Sprachform, in der Frischbier die Doppelstrophe mittheilt, zeigt, daß es sich um nichts echt Volksthümliches handelt; das Volk hat sich den Gedanken derselben so zurecht gelegt (Pommerellen):

Wenn öck heiraben bo, wenn öck heiraben bo,
Dann gefft mi min Vader
Een pocklige Koh.
On dat doh öck nich, on dat doh öck nich!

Jene Vierzeilen aber sind, entweder verbunden oder die erste allein, in der Heimat des Schnaderhüpfelgesanges nachweisbar, in Kärnten (Pogatschnigg-Herrmann 1, 1758):

A gschekats Paar Ochsen,
A schwarzbraune Kueh,
Das gibt mer mei Vater,
Wann i heiratn tue.

Steiermark (Firmenich 2, 752):

A waißas Poar Ourn,
A gschekkati Kui,
Dos gip ma main Voda,
Wounn i hairaddn tui.

Salzburg (Süß 375):

Zwoa rappögö Böckl,
A stockblindtö Kuah,

Dös geit iahr iahr Vata,
Wann i 's heurathn thua. (vgl. Süß 590.)

Schwaben (E. Meier 56. 57):

A buckelichs Paar Ochsa
Und en uralte Kuh,
Des geit mir mei Vater,
Wenn i heirathe thu.

Und geit er mirs net,
Und so heirath i net,
Und so schlaf i beim Schätzle
Und sag em's au net.

Vogtland (Dunger 677, 2):

A scheckets Poor Ochsen,
A blummeta Kuh,
Die gibt mir mei Voter,
Wenn ich heiraten tu.

Und gibt r mrsche net,
Do heirat i net,
Do gieh ich ze mann Schotzel
Und sogns gor net.

Und sogar ins Plattdeutsche übertragen bei Firmenich 1, 268 aus Lippe:

Dreu Ossen, dreu Kälber
Un ne buntköppte Käou,
De gifft mui muin Vaer,
Wenn eck friggen sall;

Gifft heu se mui nich,
Denn frigg eck auk nich,
Un däoue nau wat,
Dat segg eck em nich.

Fragen wir, wie die Schnaderhüpfeln nach Preußen gekommen sind, so dürfen wir vor allem an die schwäbische Colonie in Westpreußen anknüpfen, die Friedrich der Große dort angesiedelt hat und über welche Herr Max Beheim-Schwarzbach in seinem Buche „Hohenzollersche Colonisation", Leipzig 1874, S. 430 ff. handelt. „Mit den Schwaben," heißt es S. 438, „ist auch das süddeutsche Lied nach der polnischen neupreußischen Provinz hinübergetragen, hat sie auf dem Marsch begleitet, sie getröstet in manchem Unmuth, den ihr liebes Gemüth zu erdulden gehabt, hat sie erheitert und erfreut. Und noch jetzt ertönt es manchmal, als ein Ausdruck besonders seliger Stimmung, zumeist bei Festen, im Wirthshaus, vor der Liebsten Thür, an Sonntag Nachmittagen; die Alten namentlich stimmen es gern an, jene

Klänge aus ihrer Jugendzeit, die in ihrer Schnaderhüpfelweise recht eigentlich Tanzlieder sind.“ Es folgen einige Proben, zuerst das Lied, das noch jetzt fast in jeder schwäbischen Colonie gesungen wird und das uns auch sonst längst als altes, süddeutsches Volkslied bekannt ist:

Fahr mir net über mein Aeckerle,
Fahr mir net über mei Wies,
Oder i prügle di wetterle,
Oder i prügle di gewiß.

Vergleiche in des Knaben Wunderhorn:

Geh mir nit über mein Aeckerle,
Geh mir nit über mein Wies,
Oder ich prügel dich wegerle,
Oder ich prügel dich gwiß.

Zu einem andern (S. 439):

Ein nickelnages Häusele,
Ein nickelnages Bett,
Ein nickelnages Weibele,
Das macht sich recht nett

vergleiche E. Meier 164:

A nigelnagel neues Häusle,
Und a nigelnagel neues Bett,
Und a nigelnagel neues Schätzle,
Sonst nigelnagel i net.

oder ebenda 365:

A nigelnagel neues Häusle
Und a nigelnagel neues Bett,
Und a nigelnagel neues Schätzle,
Vernagle mirs net.

In Salzburg singt man (Süß 214):

A schens, a nois Häusl,
A schens, a nois Bett,

Und a ſchens, a nois Diaudl,
Sünſt heurath i nöt.

Bei dem noch jetzt zuweilen gefeierten Hauptfeſte der Coloniſten, dem ſogenannten Kürbefeſt, ſingt man (S. 436):

Heut iſch Kürbi, morgen iſch Kürbi,
Bis zu Mittwoch Abend,
Wenn i zu mein Schätzli komm,
Sag i: „Guten Abend."

„Guten Abend, Liſebeth,
Sag mir, wo bei Bettli ſteht!"
„Hinterm Ofen, imme Eck,
Geh, du Schatz, i ſag dirs nett."

Die zweite Strophe heißt im Augsburgiſchen (Birlinger, Schwäbiſch-augsburgiſches Wörterbuch S. 465):

Annabärbele Liſabet,
Sag mer, wao bei Bettſtat ſtet?
In der Kammer in der Mitt,
Gelt du Narr, i ſa drs nitt;

und in Nordböhmen (Naaff 279):

Hopſa, heiſa, ſtolze Gret,
Sag mir, wo dein Bett doch ſteht?
Hopſa, heiſa, unterm Dach
Steht mein Bett die ganze Nacht.

Die weitaus bedeutendſte Hauptmaſſe des Schnaderhüpfelgebietes, das wir im vorſtehenden geographiſch zu umgrenzen geſucht haben, gehört in mundartlicher Beziehung dem bayriſchen Sprachkreiſe an. Bayriſch wird geſprochen in Ober- und Niederbayern, in der Oberpfalz, in Theilen von Ober- und Mittelfranken, im Egerlande und an den böhmiſchen Abhängen des Böhmerwaldes; ferner in Oeſterreich ob und unter der Ens, in Salzburg, Tirol, Steiermark und Kärnten, endlich an der ungariſchen Grenze (die genauen Grenzen ſiehe bei Weinhold, Bairiſche Grammatik S. 5 ff.). Von da greift dieſe Dichtungsart nach Weſten in alemanniſches (Schweiz, Vorarlberg, Schwaben), nach Norden in fränkiſches (Vogtland,

Koburg) Sprachgebiet hinüber und ist in beiden vollständig eingebürgert, während sie, wo sie sonst etwa auftritt, als Fremdling erscheint, dem es nicht gelungen ist, das volle Heimatsrecht zu erwerben.

2. Vierzeile und mehrstrophiges Lied.

In seinem mehrfach angeführten Aufsatze über das deutsche Volkslied in Steiermark sagt Herr Weinhold, daß sich in unsern Landschaften das Liebeslied in die vierzeiligen „Gstanzln" aufgelöst habe. Wenn dieser Ausdruck so zu verstehen ist, daß das mehrstrophige Liebeslied die Grundlage für die Vierzeilen bilde, aus welcher diese durch Auflösung und Zerfall hervorgegangen seien, so muß dagegen wohl Einsprache erhoben werden. Zunächst vom allgemein vergleichenden Standpunkte. Allenthalben, wo wir erotischer Volkspoesie begegnen, hat sich diese mit Vorliebe der vierzeiligen Strophe bedient. Wenn man von unsern Alpen nach Friaul und dem Venezianischen hinunter wandert, begegnet man vierzeiligen Liedchen, welche dort Villotte genannt werden. Solche Strophen sind aber nicht auf diesen engen Ausschnitt des romanischen Sprachgebiets beschränkt. „Was die Vierzeile anlangt", sagt Schuchardt (Ritornell und Terzine S. 16), „so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie in der Volksdichtung aller romanischen Völker eine der ältesten und beliebtesten Formen gewesen ist"; und er versucht in der Abhandlung zu zeigen, daß das Ritornell aus dem Rispett und zwar aus der Vierzeile hervorgegangen sei. Auf der Pyrenäenhalbinsel entsprechen die spanischen Coplas und die portugiesischen Cantigas. Weniger bekannt ist es, daß auch in Frankreich das Genre des „Schnaderhüpfels" existirt.

„Bei Beſprechung der Volkslieder aus Orléanais erwähnt Champfleury, daß in Sologne bei einem Dorffeſte ſich die Burſchen und Mädchen in einer Schenke verſammeln und zwar in getrennten Zimmern. In einem gegebenen Augenblicke öffnen die Burſchen die Verbindungsthür, einer von ihnen tritt hervor und ſingt ein Spottverschen gegen die Mädchen, obwohl es eigentlich dem ſtarken Geſchlecht nicht ziemt, vorbereitet gegenüber den Mädchen zu erſcheinen, die unvorbereitet ſofort eine Antwort gegen die Burſchen zu richten haben. Dann folgt ein Spottverschen dem andern, hinüber und herüber.“ Und Herr Scheffler hat in ſeiner Darſtellung der franzöſiſchen Volksdichtung mehrere ſolcher vierzeiliger Liedchen, meiſt ſatiriſchen Inhalts, zuſammengeſtellt.

Dieſe Schilderung des Wettgeſanges erinnert nicht nur an die gleiche Uebung in unſern Alpenländern, ſondern auch an italieniſche Sitte. „Wie in den bayriſchen und tiroler Bergen, ſagt Paul Heyſe, Jäger, Sennerinnen und Holzknechte ſich die Abende verkürzen, indem einer den andern in Schnaderhüpfeln überbietet, ſo ſind auch die Ritornelle geſellig und locken einander hervor. Der Hirt tritt an den Rand der Schlucht und wirft ſeinem Nachbar oder ſeiner Nachbarin, die drüben weidet, ſeinen Handſchuh hinüber, indem er beginnt:

Wer nimmt es mit mir auf in Ritornellen?
In Vorrath hab' ich noch ſechs Pferdelaſten.
Wer ſchönre weiß, als ich, der mag ſich ſtellen.

Dann wiederhallen die Thäler ſtundenlang von ihrem Wechſelgeſang, der mit dieſer eigenthümlichen Cantilene und ihren ſilbernen und ſchrillen Stimmen bis an die Wolken bringt.“ Man hat den Namen ‚stornelli‘ geradezu als „Streitlieder“ gedeutet. In Venedig, wo-

hin das Ritornell aus Mittelitalien gebracht worden ist, lebt es fast nur im Wechselgesang der Gondelführer.

Man höre ferner, was Herr Julius Rodenberg aus Wales erzählt (Ein Herbst in Wales, S. 315): „Leidenschaftliche Tänzer sind die Waliser nicht. Sie haben nur eine Leidenschaft — die Leidenschaft zu singen. Kein Tanz, keine Lustbarkeit, wo sie nicht zuletzt um die Harfe zusammen rückten und ihre Penillion zu den Variationen des Harfners anstimmten. Sie singen ohne Unterbrechung fort, einer nach dem andern, und jeder eine andre Strophe als der Vorgänger. In der Regel wird in diesem Wechselgesang ein heiterer Streit geführt; jeder Sänger sucht seinem Vormann durch sein Penill zu widersprechen, wobei die Gewandtern oft auf die sinnreichste Weise extemporiren. Die meisten aber haben hunderte von Penillion im Kopfe, so daß sie für jede Gelegenheit und auf alle Fälle gerüstet sind." Rodenberg hat in dem Buche, welchem ich diese Stelle entnommen habe, eine Anzahl kymrischer „Penills" in deutscher Uebertragung mitgetheilt, welche allerdings erst durch Vermittelung des Englischen zu Stande gekommen ist. Eine reichhaltige Sammlung enthält das Cymru-fu.

Der Umstand, daß in den Alpengebieten, in Norditalien, auf der Pyrenäenhalbinsel und in Wales derartige vierzeilige Strophen existiren, hat zu dem Schlusse verleitet, daß die Kelten diese Liedform zuerst gebraucht und ihren Nachfolgern in den von ihnen bewohnten Ländern sie hinterlassen hätten; denn alle jene Länder sind alter keltischer Sprachboden. Mir scheint diese Schlußfolgerung darum nicht zwingend zu sein, weil auch in Ländern, in welche die Kelten nachweislich niemals einen Fuß gesetzt haben, die lyrische

Vierzeile gebräuchlich ist, ohne daß man etwa auch an eine Einwanderung dieser Dichtungsform denken dürfte. Das Distichon der neugriechischen Volkspoesie besteht aus zwei der sogenannten politischen Verse, von denen jeder durch den Einschnitt in der Mitte in zwei Hälften zerfällt, so daß wir diese Improvisationen ebenso gut als vierzeilig auffassen können, z. B.:

M'ἐφίλησες κι ἀρρώστησα,
φίλει με γιὰ νὰ γιάνω,
Καὶ πάλι μεταφίλει με,
*μὴν πέσω κι ἀπαυθάνω.**)

Die albanesische Volksdichtung besitzt Vierzeilen, die dort mit einem türkisch-arabischen Worte ‚Beit' genannt werden; die Verse bestehen fast immer aus acht Silben, die Reimstellung ist a b a b. In den „Volksliedern aus Krain", übersetzt von Anastasius Grün (Leipzig, 1850), finden sich im Anhange einige allerliebste vierzeilige Liedchen, die im Slovenischen vize (Weisen) heißen; mit Recht hebt der Uebersetzer die unleugbare Verwandtschaft mit den Schnaderhüpfeln hervor; es muß dahin gestellt bleiben, ob er darin Recht hat, das Vorkommen derselben unter slavischer Bevölkerung direkt auf den Einfluß jener deutschen Vierzeilen zurück zu führen. Denn die russische und polnische Volkspoesie ist überreich an vierzeiligen Tanzliedchen, von denen ich in der dritten Abhandlung ausführlicher sprechen werde. Auch den Tschechen in Mähren und Böhmen sind sie nicht unbekannt. Von der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens

*) Etwa: Du küßtest mich, da ward ich krank;
Küß mich, daß ich gesunde,
Denn Krankheit wie Gesundheit bringt
Der Kuß von deinem Munde.

wird mir berichtet, daß dort bei fröhlichen Gelagen, z. B. Hochzeiten, wenn die Leute etwas munter werden, kurze neckiſche Lieder geſungen werden, meiſt nach derſelben Melodie, und zwar ſo, daß ein luſtiger Kopf den Anfang macht und ein zweiter und dritter fortſetzt. Die Lieder pointiren meiſt in der Liebe der Geſchlechter und ſind oft recht ausgelaſſen. Von der lettiſchen Volkspoeſie ſagt Ulmann: „Das urſprüngliche Volkslied der Letten beſteht aus vierzeiligen Strophen, und zwar ſetzt ſich jede Zeile aus vier Trochäen zuſammen. Wohl mögen in alter Zeit auch längere Lieder, d. h. zuſammengeſetzte Vierzeilen, vorhanden geweſen ſein, aber jetzt iſt die Zuſammenfügung der Bruchſtücke kaum möglich, und es zeigen faſt alle Vierzeilen in ſich eine ſo vollkommene Abrundung und Geſchloſſenheit des Gedankens, daß wir wohl nicht irre gehen, den meiſten wirklich längeren Liedern, namentlich den nach einer beſtimmten Melodie geſungenen, eine ſpätere Entſtehungszeit unter dem Einfluſſe der Litauer und Deutſchen anzuweiſen.“ Von den ‚ſchnaderhüpfelartigen Tanzliedern‘ der Ungarn, von denen Herr Aigner ſpricht, kenne ich leider keine Proben. Inwieweit die indiſche Sammlung von erotiſchen Strophen, welche den Namen des Hâla trägt, hieher gehört, hat ein früherer Aufſatz gezeigt. Die Herren Prym und Socin in ihren „Syriſchen Sagen und Märchen“ (II, 396) ſprechen geradezu von ſyriſchen Schnaderhüpfeln, und bei Naturvölkern kommt die vierzeilige Strophe als Liebeslied mehrfach vor; bekannt ſind vor allen die malayiſchen Pantuns.

Dieſe allgemeinen Andeutungen ſollen nur vorläufig orientiren. Es wäre eine hübſche Aufgabe, die Vierzeile in den verſchiedenen Volksliteraturen vergleichend zu be-

handeln, sei es mit Rücksicht darauf, wie sich der verschiedene Volkscharakter darin spiegelt, sei es mit Rücksicht auf die Form, wobei auch die Melodie mit in den Kreis der Untersuchung gezogen werden müßte. Hier kann ich den Gegenstand nicht weiter verfolgen und ausführen. Schon das Gesagte wird genügen, um dem Schnaderhüpfel die Einstrophigkeit und Vierzeiligkeit als etwas seiner Form durchaus Ursprüngliches zu vindiciren und die Ansicht zu widerlegen, als seien die Vierzeilen unserer Alpenländer Fragmente längerer Lieder. Wir sehen im Gegentheil, wie sich zwei- und mehrstrophige Lieder nicht selten aus Schnaderhüpfeln zusammensetzen. Schon in dem ersten Aufsatze hatten wir Gelegenheit zweistrophige Liedchen zu behandeln, deren einzelne Strophen sonst getrennt gesungen werden. Dergleichen Beispiele giebt es noch mehr. Es erklärt sich das vielfach aus dem Wechselgesang und Wettgesang, der überall mit dem Schnaderhüpfelsingen eng verbunden ist; die Antwort, die der Gegner auf eine Vierzeile gab, verbreitete sich zusammen mit jener, und die Verbindung wurde eine stehende. So im Vogtlande (Dunger 503):

Wos nützt dich bei Lasen,
Wenn de alle Tog lafst,
Wenn de mir und meiner Mutter
Kan'n Branntewei kafst. —

„Ei trinkt denn bei Mutter
Den Branntewei su gern,
Do mog ich dich net,
De känntst a asue wern."

Ebenda 528:

Du denkst, du bist schië,
Du bildst drsch naer ei,
Do kaf dr an Spiegel
Un reck de Nos nei.

„Ich kaf mr kan'n Spiegel,
Ich reck se net na,
Ich bi a schöß Madel
Und krieg an schön'n Ma."

Vergleiche ebenda 652. 813 u. a. Frommann 5, 128. Oder der Gedanke der ersten Strophe wird in einer zweiten weitergeführt, häufig mit Wiederholung

der letzten (seltener vorletzten) Zeile der ersten. So Dunger 516:

Treu ho ich gelibbt,
Wos hots ze bedeuten?
Mei Schatz nimmt a annre,
Dös muß ich leiden.

Dös muß ich leiden,
Und dös leid ich a gern,
Der annern ihr Schotzel
Ka a meine wern.

Ebenda 547:

Schotzel, wenn de wißt warten,
Bis de Pfingsten sei aus,
Noch will ich dir binden
An Roegelastrauß.

An Roegelastrauß
Und an Stock und man'n Segn,
Döß will ich man'n Schotzel
Af de Wannerschaft mit gebn.

Ebenda 550:

Ei, ei, wos is dös,
Meine Freud is weg,
Mei allerschönst Schotzel
Zeuht a vun mir weg.

Zeuht a vun mir weg,
Und kümmt nimmer do her,
Und es giebt ere viel tausend,
Is kaner wie er.

Ebenda 622:

Im Grund is a Nebel,
Af der Höh is a Wind,
Die Liebschaft is aus,
Und worüm denn su geschwind?

Und die Liebschaft is aus,
Und ich mach mr nischt draus,
Ho a annersch schönns Schotzel,
Und do lach ich dich aus.

Firmenich 2, 751 aus Steiermark:

Uan Lab mocht kuann Summa,
Kuann Ausweats (Frühling) uan Schwolb,
Wegn uann Diandl trauan,
Kunn niam wiar a Tolk;

Wegn uann Diandl trauan,
Dos wa mar a Schount,
Es gip jo vüll Duzab
In Staiaralount.

Drei Vierzeilen sind in dieser Weise zu einem Liedchen verbunden bei Firmenich 2, 742 aus Steiermark:

Zu dir bin i gongen,
Zu dir hots mir gfrait,
Doch zu dir geh i niamer,
Der Weg ös mer z'wait.

Der Weg ös mer z'wait
Und der Wold ös mer z'dick,
Bhüat di Gott, main liabs Schotzel,
I wünsch dir viel Glück.

I wünsch dir viel Glück,
Und es soll dir guat gian,
Für die Zeit, ols d mi gliabt host,
Bedonk i mi schian.

Alle drei Strophen sind hier in der Art aneinander geschlossen, daß je der letzte Vers der vorhergehenden im Anfang der folgenden wieder aufgenommen wird. Die letzte Strophe mit ihrem echt poetischen Gedanken kommt besonders häufig allein vor; vergl. Hörmann S. 165, 13 aus Tirol:

I wünsch dr viel Glück,
Daß s dr besser soll gehn,
Für die Zeit, daß d mi gliebt host,
Bedank i mi schön.

Gleichlautend bei Frommann 4, 378 aus Oberösterreich. Aus Kärnten bei Pogatschnigg-Herrmann 1, 898:

Pfieti Gott, mei liebs Zeiserl,
Und es soll der guat gean,
Für die Zeit, daß d mi gliabt hast,
Bedank i mi schean.

Aus Steiermark bei Weinhold 21:

Pfiat di nur Got
Und guat soll dirs gehn!
Für die Zeit, daß d mi gliabt hast,
Bedank i mi schen;

ebenda handschriftlich:

Pfiet di Gott, mei liabs Dernbrl,
Und es soll da gut geahn,
Für die Zeit, daß d mi gliabt host,
Bedank i mi schön.

In einem schwäbischen Liebesliede bei E. Meier S. 92 ist diese Vierzeile mit drei anderen verbunden; die ersten drei Strophen sind so aneinander gefügt, daß die vorletzte Zeile der vorhergehenden im Anfang der folgenden aufgenommen wird:

Wenns z Dingelstädt läutet,
Na zittert der Platz:
Und i wünsch dir viel Glück
Zua-me andere Schatz.

Und i wünsch dir viel Glück
Und es soll dir wohl gehn,
Für die Zeit, wo d mi gliebt hast,
Bedank i mi schön.

Die Zeit, wo d mi gliebt haſt,
Derf di nit kränka,
Du wirſt no viel tauſendmal
An mi denka.

A biſſele Lieb
Und a biſſele Treu
Und a biſſele Falſchheit
Iſt alleweil dabei.

Die letzte Strophe hat Hörmann S. 136, Nr. 1 aus Tirol, Dunger Nr. 471 (Und a foeſela Lieb u. ſ. w.) aus dem Vogtlande.

Endlich iſt jene Strophe die letzte in der Verbindung von drei Vierzeilen bei Dunger Nr. 555, die, wenn auch nicht durch Wiederholung derſelben Zeile, ſo doch durch Aufnahme deſſelben Gedankens unter einander gebunden ſind:

Mei allerſchäßt Schotzel
Hot Abſchieb genumma,
Do ſenn mr de Zoehrla
Vun Agne gedrunga.

De Zoehrla vun Agne,
De Seufzer vun Mund,
Hadje, mei ſchäß Schotzel,
Und bleib recht geſund.

Geſund ſößte bleibn
Und wuhl ſöll drſch giëh,
Und ſu lang de mich gelibbt hoſt,
Bedank ich mich ſchië.

Seltener iſt es, daß die erſte Zeile der erſten Strophe auch als erſte der zweiten Strophe wiederkehrt. So in einem Liedchen aus Steiermark bei Firmenich 2, 754:

Von Pea pin i fiara,
Wou d Sunn ſou ſchain ſchaind,
Main Greddl is ma liaba,
Wiar ol mainni Fraind.

Von Pea pin i fiara,
Wou d Laba rauſchn,
I mecht mid mainn Schozadl
Gedn Heatzadl tauſchn.

Hier iſt die zweite Strophe ein auch ſonſt bekanntes Schnaderhüpfel, deſſen erſte Zeile der Concinnität mit der erſten Strophe zu Liebe um ſo leichter alterirt werden konnte, als ihre Form auch ſonſt ſehr variirt. Vergl. Hörmann S. 122, Nr. 29 aus Tirol, Kärnten, Steiermark:

Heut ſcheint der Mond ſo ſchön,
Tuen die Lablen rauſchen,
Geh her, mei liebs Schatzl,
Tuen mr Herzl tauſchen.

Aus Essingen bei Aalen (Firmenich 2, 436):

Wanns Sonnele tuat scheina
Und s Buschele rouscha,
Komm hear, mei liabs Schäzele,
Wöllet Herzala touscha.

Aus dem Egerlande (Gradl-Schmid 68):

Wenn da Wind sua schäi gäit,
U toun d Blabla rauschn,
Kumm häa, ma schäins Maidle,
Toun ma Herzla tauschn.

Aus Kärnten (Firmenich 2, 780):

Do drunten in Wold
Thuan d Lablan rauschn,
Duart bin i mit mein Seppel
Gang Hearzlan tauschn.

Aus Steiermark (handschriftlich):

Do untn afn Wegerl
Thuats Laberl rauschn,
I und mei Derndl
San gang Herzerl tauschn.

Daß auch die in solcher Weise entstandenen zwei- und mehrstrophigen Liedchen über ein größeres Gebiet sich verbreiten können, zeigt z. B. die folgende Verbindung zweier Vierzeilen, die im bayrischen Wald und in Steiermark nachweisbar ist; und zwar aus dem bayrischen Wald bei Firmenich 2, 383:

An Sprung iwa d Gasse, Wennst ma nöd afmachst,
An Juchaza draf, Zäig i da d Fägn;
An Schnagla feis Fönsta, Am Sunta is Kirta,
Scheins Dörnei, mach af. Kannst a dahaint blä'm.

Und aus Steiermark bei Weinhold S. 20:

An Sprung ibas Gasserl, Und machst mer net af,
An Juchaza draf, So laßts halt a bleibn,
An Klopfa ans Fönster, Afn Sunda is Kirda,
Scheans Schatzerl, mach af. Kanst a dahoam bleibn.

Die erſte Vierzeile ſteht allein z. B. bei Hörmann S. 199, 2 aus den Alpenländern, bei Frommann 3, 114 aus Kärnten, ebenda 4, 378 aus Oeſterreich, bei Dunger 349 aus dem Vogtlande; ich ſetze nur die letztere Variante her, da die übrigen, ebenſo wie eine handſchriftliche ſteiriſche, faſt ganz mit den oben angeführten Faſſungen übereinſtimmen:

An Sprung übern Weg
Und an Guchſchreier drauf,
An Klopfer ans Thürla —
Schöß Madel, mach auf.

Die zweite kommt bei Frommann 5, 249, Nr. 93 aus Kärnten und bei Hörmann S. 219, Nr. 62 aus Tirol ziemlich gleichlautend in folgender Faſſung (Hörmann) vor:

Wenn i ſag, ſteh auf, ſteh auf,
Zeigſt mr die Feign;
'n Suntag iſt Kirchtag,
Kannſt a dahoam bleibn.

Alſo nicht Bruchſtücke größerer, zerfallener Lieder ſind die Vierzeilen, ſondern umgekehrt hat ſich das mehrſtrophige Liebeslied — und nicht dies allein — aus einzelnen Vierzeilen zuſammengeſetzt, die entweder ſchon früher eine geſonderte Exiſtenz geführt haben und wegen der Zuſammengehörigkeit des Inhalts, oft mit leichter Alteration in der Form, die ja bei dieſen Improviſationen überhaupt keine feſte war, zuſammengefügt worden ſind, oder ſich für das momentane Bedürfniß aus einander erzeugt haben, indem ein in einer Strophe angeſchlagener Ton in der folgenden aufgenommen und weitergeführt wird. So iſt ein bekanntes, oben behandeltes Schnaderhüpfel weiter ausgeführt in einem ſchweizeriſchen Liede in des Knaben Wunderhorn:

's isch no nit lang, daß gregnet hätt,
Die Laübli tröpfle no,
I hab emohl e Schatzli ghätt,
I wott, i hätt es no.

Jetz isch er gange go wandere,
I wünsch em Löcher in d Schuh,
Jetz hab i wieder en andere,
Gott gäb mer Glück dazu.

's isch no nit lang, daß er gheirat hätt,
's isch gar e kurzi Zyt,
Si Röckli isch em loderich,
Si Strümpfli sin em z wyt.

Somit dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn wir öfter bekannte Schnaderhüpfel in längere Lieder ziemlich loſe eingefügt oder an ſie angefügt ſehen. So iſt an ein recht ſentimentales ſteiriſches Liebeslied, das alſo dem Charakter der Schnaderhüpfelpoeſie ſehr fern ſteht, ganz äußerlich eine bekannte Vierzeile angeſchweißt bei Schloſſar, Oeſterreichiſche Cultur- und Literaturbilder (Wien 1879) S. 228:

Uewas Stiagal bin i gſprunga,
Uewa d Wieſn bin i grennt,
Und da hat mi mei liabs Dirndal
Glei an Juchezn kennt.

Man vergleiche Dunger 49 aus dem Vogtlande:

Bergauf bin ich gange,
Bergauf bin ich gerennt,
Do ho ich mei Schotzel
An Guchſchreien kennt.

Aus dem Egerland bei Grabl-Schmidt 3:

Geberch bin i gloffen,
Getol bin i grennt,
Dau haut mi ma Maidell
Aon Juchzra dakennt.

Aus Schwaben bei E. Meier 23:

's Bergle nuf bin i ganga,
's Bergle na bin i grennt,
Do hot mi mei Schätzle
Am Schnaufe glei kennt.

Aus Steiermark handschriftlich:

Bergauf bin i ganga,
Bergo bin i grennt,
Aft hon i mei Derndl
An Juchaza kennt.

Daß in einem schwäbischen Liede (E. Meier S. 112 „Bald gras ich am Neckar") eine bekannte Vierzeile („Was hilft mir das Grasen") vorkommt, wurde bereits oben erwähnt. In einem andern schwäbischen Liede (E. Meier S. 126 „Mei Schätzle is bös auf mi"), welches, um eine Strophe reicher, auch bei Jeitteles „Das deutsche Volkslied in Steiermark", im Archiv für Literaturgeschichte Bd. 9 (1880) S. 402 steht, kommt ein offenbares Schnaderhüpfel vor:

Denn wenn mer en andre
Beim Schätzle steh sieht,
Mer wills gar et glauba,
Wie weh des eim gichieht;

dessen Gedanke sich mit dem schönen toskanischen Rispett (Tigri 755) berührt, das Paul Heyse so verdeutscht hat:

Wie schön die Nacht mit ihrem Sternenheer!
Komm doch heraus und zähl einmal die Sterne!
Der Schmerzen, die ich fühle, sind weit mehr,
Sprichst du mit andern und ich steh' von ferne.*)

8. Ueber den Natureingang des Schnaderhüpfels.

In dem ersten Aufsatze über das Schnaderhüpfel hatte ich Gelegenheit auf einen Fall hinzuweisen, wo der

*) E pure un bel seren con tante stelle,
Fatti di fuori, se le vuoi contare:
Le pene, che mi dài, son più di quelle,
Quando ti vedo con altri parlare

und was Schuchardt, Ritornell und Terzine S. 7 dazu stellt.

Hauptgedanke der Vierzeile durch ein dem Naturleben entnommenes Gleichniß vorbereitet wird:

Daß im Tannwald finster is,
Das macht das Holz,
Daß mei Schatz finstr schaut,
Das macht der Stolz.

An demselben Beispiele in seinen verschiedenen Varianten ließ sich zeigen, wie dieser „Natureingang" allmählich in seiner ursprünglichen Bedeutung vergessen ward und als leere Formel stehen blieb, an welche sich ein zweiter Gedanke anschloß, der mit dem in den beiden ersten Zeilen enthaltenen offenbar keinen inneren Zusammenhang hat. Damit ist eine Erscheinung berührt, welche zu nicht uninteressanten Vergleichen mit der Volkspoesie anderer Völker herausfordert.

Allenthalben in der volksthümlichen Lyrik, besonders da, wo sich dieselbe in vierzeiligen oder ähnlichen kurzen Improvisationen äußert, ist der Natureingang mit Vorliebe verwendet. Derselbe kann eine zweifache Bedeutung haben. Entweder zeichnet er die den Singenden umgebende Natur, deren Beschaffenheit in einem gewissen Verhältniß zu der Gemüthsstimmung des Singenden steht, ein Mittel, das ja grade auch in der modernen realistischen Kunstdichtung so häufig mit Erfolg angewendet wird, man denke z. B. blos an die vier Bilder von Paris in Zola's Une page d'amour. So im Schnaderhüpfel (Hörmann 170, 29 aus Kärnten):

Auf n Tauern thuet's schauern,
Daß 's blau niedergeht,
's Diendle thuet trauern,
Weil der Bua von ihm geht.

Oder der erste Theil des Liedchens enthält einen dem weiten Gebiet der Naturvorgänge entnommenen Ver-

gleich, welcher den im zweiten Theile ausgedrückten Vorgang aus dem Seelenleben vorbereitet und illustrirt. So in dem im Eingang angeführten Schnaderhüpfel. Aus Fällen der zweiten Art sind diejenigen entwickelt, wo der Natureingang zur bloßen Formel herab gesunken ist.

Die Poesie der Neuseeländer kennt beide Arten des Natureingangs. Ich setze von jeder ein Beispiel her, das ich dem Werke Hochstetter's über Neuseeland (S. 520) entnehme. Eine kurze Naturschilderung bereitet die Stimmung vor:

> Am Himmel steigen die Wolken auf und fliegen über die See hin; und hier sitze ich und weine um mein Kind, das ich unter meinem Herzen getragen habe; meine Gedanken verlassen mich vor Schmerz; es folgt den Worten der Fremden und bekennt ihren fremden Glauben.

In der folgenden Vierzeile ist der erste Theil ein Naturgleichniß:

> Tawera ist der schöne Stern,
> Der morgens glänzt,
> Nicht weniger schön bist du,
> Huia, die an meinem Herzen zehrt.

Bekannt sind seit Adalbert von Chamisso die malayischen Pantuns, vierzeilige Strophen, in denen „der Malaye Naturbilder und sprichwörtliche Gleichnisse ununterbrochen den Fortgang seiner Empfindungen verkünden und begleiten läßt." Auch längere Lieder sind nicht davon ausgenommen. Vorwiegend sind die Naturgleichnisse, z. B.:

> Viele Theile hat die Granate,
> Doch der Samen ist roth in allen;
> Viele Rassen giebts der Menschen,
> Doch das Blut ist roth in allen.

> Wenn es um den Mond nicht wäre,
> Wär' so hoch der Morgenstern?
> Wenn's um dich nicht, Liebchen, wäre,
> Wär' nicht dein Geliebter fern?

Wozu eine Lamp' anzünden,
Wenn kein Docht darin?
Wozu Liebe in den Augen,
Wenn nicht Lieb im Sinn?

Aber auch ſtimmungsvolle Naturbilder fehlen nicht ganz, man vergleiche den Anfang der von Chamiſſo überſetzten Todtenklage:

Windbraut tobet unverdroſſen,
Eule ſchreiet in den Klippen, —
Weh! euch hat der Tod geſchloſſen,
Blaue Augen, roſ'ge Lippen!

Die volksthümliche Liederdichtung des chineſiſchen Schï-king macht von dem Natureingang einen ausgedehnten Gebrauch. Die Naturbilder ziehen ſich meiſtens durch alle Strophen der längeren Gedichte als deren Anfang hin. Die folgenden Beiſpiele ſind der Ueberſetzung von Herrn Viktor von Strauß entnommen:

Der Pfirſichbaum ſteht jugendſchön
In ſeiner Blüthen Ueberzahl,
Die Jungfrau zieht zur Hochzeit ein,
Die wartet wohl in Haus und Saal. U. ſ. w.

Schau, wie den Uferſaum des Khî
Der frühe Bambus üppig ziert!
Welch edlen Fürſten haben wir,
Wie ausgehaun, wie ciſelirt! U. ſ. w.

In den Gründen ſteht die Maiwurz,
Dürre hat ſie ſchlagen, ach!
Und die Frau iſt weggeſchieden,
Seufzet ihre Klagen, ach! U. ſ. w.

Charakteriſtiſch für dieſe Manier iſt das Lied eines Mädchens, welches die Furcht eine alte Jungfer zu werden ausdrückt. Ich ſetze es deshalb ganz her:

Geſchüttelt ſind die Pflaumen — Die ihr mich wollt, ihr jungen Herrn.
Und übrig ſind noch ſieben, oh! — Jetzt iſt die Zeit zum Lieben, oh!

Geſchüttelt ſind die Pflaumen
Und übrig ſind noch dreie, oh!
Die ihr mich wollt, ihr jungen Herrn,
Jetzt iſt es an der Reihe, oh!

Geſchüttelt ſind die Pflaumen
Und ſteh'n in vollen Körben da.
Die ihr mich wollt, ihr jungen Herrn,
Jetzt iſt die Zeit zum Werben da.

Die Stimmung wird vorbereitet z. B. in dem reizenden Liede, welches beginnt:

Schwalb und Schwalbe ziehen aus,
Ungleich in den Flügelſchlägen;
Die Geliebte zieht nach Haus,
Weit mit ging ich auf den Wegen,
Schau mich um, ſeh' ſie nicht mehr,
Weine Thränen gleich dem Regen.

Auch im Schī-king ſcheint mitunter der Natureingang zur bloßen Formel herab geſunken zu ſein, z. B.

Auf Bergen wachſen die Haſeln,
Das Süßholz wächſt in dem Thal.
Und weſſen iſt er denn eingedenk?
Der herrlichen Männer im weſtlichen Land.

Aglaſternneſter ſind am Deich,
Am Hügel Erbſen, zart und weich.
Wer reizte meinen Holden auf?
Mein Herz, wie iſt es ſchmerzensreich.

Am Tempelweg iſt Ziegelſtein,
Am Hügel Goldklee, zart und fein.
Wer reizte meinen Holden auf?
Mein Herz, wie iſt es voller Pein.

Die Altaier und Teleuten in Südſibirien haben Improviſationen, welche regelmäßig aus zwei vierzeiligen Strophen beſtehen, deren jede regelmäßig durch ein Bild aus der Natur oder aus dem umgebenden äußeren Leben eingeleitet wird. Die Aehnlichkeit mit den chineſiſchen Liedern iſt frappant. Ich gebe einige Beiſpiele aus der Sammlung des Herrn Radloff:

Den weißen Felſen bin ich oft entlang gegangen,
Am weißen Felſen fand ich keinen Sprung;
Das Volk hab' ich vielfach durchſucht,
Eine ſchönere, als du biſt, hab' ich nicht gefunden.

Den blauen Felſen bin ich oft entlang gegangen,
Am blauen Felſen fand ich keinen Spalt;
Die Menge hab' ich vielfach durchſucht,
Eine klügere, als du biſt, hab' ich nicht gefunden.

Die mit dem weißen Kraute zuſammengewachſene
Weiße Nießwurz, iſt ſie nicht herbe?
Der mit dem Gefährten zugleich aufgewachſen,
Mein Gefährte, iſt er nicht herbe?

Das mit dem blauen Kraute zuſammengewachſene
Schaumkraut, iſt es nicht herbe?
Der mit den Freunden zugleich aufgewachſen,
Mein Freund, iſt er nicht herbe?

Wenn von links ein Wind weht,
Bewegt er die Häupter des Schilfes;
Wenn ich all meiner Verwandten gedenke,
Kommen Thränen mir aus den tiefen Augen.

Wenn von rechts ein Wind weht,
Biegen ſich die Häupter des Schilfes;
Wenn ich all meiner Verwandten gedenke,
Kommen Thränen mir aus den tiefen Augen.

Aehnliche Liedchen theilt Radloff von den Kyſyl, einem andern ſüdſibiriſchen Stamme, mit.

Die Wotjäken haben vierzeilige Lieder, deren Pointe in den letzten Zeilen liegt, während die beiden erſten dieſelben durch Schilderung eines Naturvorganges einleiten. Z. B.:

Ach, das Waſſer fließt, das Waſſer fließt,
Auf dem Waſſer ſchwimmt eine Gans;
Der Gans Gedanken ſind beim Waſſer,
Unſere Gedanken bei den Mädchen.

Auf eurem Fenſter ſtehen Roſen,
Die Roſe aber hat nur eine Blüthe;
In dieſem Dorfe giebt es viele Leute,
Doch nur einen liebe ich.

Auf dem runden See zwei Waldenten,
Wollen wir zwei alsbald ſie erſchießen;
Ein Daunenpfühl und ein Kiſſen aus Roſen,
Wollen wir zwei alsbald darauf ſchlafen.

Unter vielen Blumen
Iſt die Lilie lockig;
Unter vielen Leuten
Iſt unſer Freund golden.

Am Bergesabhang ſtehen ſchwarze Neſſeln,
Zwiſchen den ſchwarzen Neſſeln ſteht ein ſchwarzer Johannisbeerſtrauch;
Deine Augen ſind wie ſchwarze Johannisbeeren,
Doch dein Geſicht wie rothe Steinbeeren.

Herr Buch, deſſen vortrefflicher Studie über die Wotjäken ich die vorſtehenden Vierzeilen entnommen habe, hat ſelbſt bemerkt, daß die Volkspoeſie der ethnologiſch verwandten Ehſten und Lappen ähnliche Naturbilder kennt. In dem nachſtehenden ehſtniſchen Liede iſt das Naturbild weiter ausgeführt:

Von der Erle flieh'n die Blätter,
Von der Birke weh'n die Blätter,
Fallen nieder von den Espen,
Irren abwärts von den Eichen,
Rauſchen von den Rüſtern nieder;
Von den Föhren fiel die Rinde.
Nicht iſt mein Geſchick ein milderes,
Nicht mein Leben ein linderes,
Minder nicht meiner Mühen Tage.

Ebenſo in dem folgenden lappiſchen Liede:

Weidenbäumchen, Weidenbäu..chen, warum ſtehſt du ſo betrübt wohl?
Wieget dich der Nordwind, Weidenbäumchen?
Wieget dich der Nordwind oder peitſcht er dich mit Regenſchauern?
Oder ſpült er deine Wurzeln mit den kalten Fluthen?

Mädchen, Mädchen, warum biſt du ſo betrübt wohl?
Trauerſt du wohl um den Vater, Mädchen, oder um die Mutter?
Trauerſt du um Vater, Mutter, Schweſter oder Bruder?
Trauerſt du um Schweſter, Bruder oder die Verwandten?

Aus der finniſchen Volkslyrik, die durch Paul's gewandte Uebertragung allgemeiner zugänglich geworden iſt, gehört nicht allzu viel hierher. Die Vierzeile ſcheint dem Finniſchen fremd zu ſein; in längeren Liedern ſteht wohl hie und da ein Naturbild, doch iſt es hier nicht feſtſtehende Manier. Ein Lied (Paul S. 265) beginnt:

Düſter ſchleicht der Wolf im Dickicht,
Düſtrer noch ſchleich, ich im Walde;
Dunkel iſt des Fuchſes Fährte,
Dunkler noch ſind meine Pfade;
Scheu durchſtreift den Wald das Häschen,
Scheuer noch zieh ich des Weges u. ſ. w.

Ein anderes (S. 297):

Hunger jagt den Fuchs ins Eiſen,
Naſchſucht lockt die Maus zur Falle,
Mädchen zieht das Herz zum Jüngling,
Neigung treibt ſie hin zum Manne u. ſ. w.

In einem Liede (S. 285), das man in drei vierzeilige Strophen zerlegen kann, ſind drei Naturbilder enthalten:

Düſter iſt der Sinn der Möwe,
Taucht ſie in die kalten Wogen;
Düſtrer noch der Sinn des Armen,
Kommt er ſtill des Wegs gezogen.

Aengſtlich blickend fliegt der Sperber
Durch die reifbedeckten Wälder;
Aengſtlicher noch blick' ich um mich,
Wand're hin durch öde Felder.

Frierend ſucht die Turteltaube
Sich ein Körnchen auf dem Dache;
Bis ins Herz vor Kälte ſchauernd
Löſch' ich meinen Durſt am Bache.

Der ungenannte Verfasser des Aufsatzes „Aus dem ehstnischen Volksleben“ in der „Deutschen Rundschau“ XXX (1882), S. 217 sagt: „Wie alle ackerbautreibenden Völker, so hat auch das ehstnische nur wenig Sinn für die Schönheiten der Natur; in zahlreichen Liedern besingt es die ländlichen Arbeiten, die der Wechsel der Jahreszeiten ihm bringt, und in den mannichfachsten Variationen schildert es darin den materiellen Nutzen, den Mensch und Thier aus diesem Wechsel ziehen, allein nur selten finden sich in diesen Liedern eigentliche Naturbeschreibungen.“ Das scheint im großen Ganzen auch auf das finnische Volk seine Anwendung zu finden.

Ehsten und Finnen mögen uns den Uebergang vermitteln zu den benachbarten Letten und Litauern. Die lettische Volkslyrik ist, wie ich schon oben hervorgehoben habe, fast ganz von der Vierzeile beherrscht. Der Natureingang ist dabei ungemein häufig verwendet. Ich setze aus der Ulmann'schen Sammlung die folgenden her:

Keine Eiche steht im Walde,
Deren Blätter kantig sind;
Keines Vaters Sohn noch fand ich,
Der da ansteht meinem Sinn.

Fichte beugt sich, Tanne neigt sich,
Birke beugt den hohen Gipfel;
Gäbe Gott doch meinem Bruder
Solch ein biegsam Liebchen einst.

Beeren, Nüsse sind im Walde,
Aber Keiner, der sie pflücke;
Voller Mädchen ist das Dorf,
Aber Keiner, der sie freie.

Weiße Blume, grünes Schilfrohr
Blühen an des See's Gestade,

Weiße Blum' iſt meine Schweſter,
Grünes Schilfrohr iſt mein Liebchen.

Klagend ſchreit die Gans im Walde,
Da ſie an den See gewöhnt iſt;
Schweſter klaget in der Fremde
Nach des Bruders Haus ſich ſehnend.

Auf dem Berg wuchs ſchön die Roſe,
Schöner wuchs ſie auf im Thale;
Wohl war ſchön die Muttertochter,
Aber ſchöner noch das Waislein.

Halberblüthem Apfelbäumchen
Brach der Wind den ſchlanken Wipfel;
Halberblüht erſt war das Glück mir,
Als der Tod mein Liebchen knickte.

Ein Paar Tauben fröhlich girren,
Trinken Waſſer aus dem Bächlein;
Ein Paar Brüder traurig weinen,
Ziehen beide in den Krieg.

Die litauiſche Volksdichtung, ſonſt ausgezeichnet durch ein liebevolles, träumeriſches Verſenken in das Leben der Natur, iſt arm an der Verwendung desſelben in dem Sinne, der uns hier beſchäftigt. Das Genre der Vierzeilen iſt nicht im Vordergrunde. Eine Doppelſtrophe, wie die ſibiriſchen, iſt die folgende (Neſſelmann, Dainos, Nr. 43):

Hier die Päonie
Mit hundert Blättern,
Sie duftet nicht ſo lieblich,
Als ſchön ſie prangt in Blüthe.

Hier dieſer Knabe,
Der junge Reiter,
Iſt nicht ſo ſchön von Antlitz,
Als lieblich ſeine Worte.

Der Natureingang wird weiter ausgeſponnen (Neſſelmann Nr. 8):

Es wächſt, es grünt der Faulbaum,
Weiß die Blüthen, ſchwarz die Beeren.

O dieſe Beeren!
O dieſe ſchwarzen!

Der Thau fällt auf sie nieder,
Glänzt wie auf den grünen Rauten.
Thau auf den Beeren!
Thau auf den Rauten!

Es wächst auch da ein Söhnchen,
Von dem Vater treu erzogen.
Schon freut sich der, ihn
Arbeit zu lehren.

Oder in dem Anfang eines längeren Liedes (Nesselmann Nr. 137):

Faulbaum, lieber Faulbaum du,
Faulbaum, ja, du Faulbaum,
Warum blühst du nimmer doch
In dem schönen Winter?

Bruder, lieber Bruder mein,
Bruder, ja, du Bruder,
Warum, Lieber, reitest du
In den Krieg hinaus nicht?

Reif erstarrt die Blüthen mir,
Blüthen, ja, die Blüthen,
Wind bricht mir die Zweige ab,
Ja, die grünen Zweige.

Schwester, liebe Schwester mein,
Schwester, ja, du Schwester,
Noch, o Schwester, weißt du nicht,
Was der Krieg, ja, Krieg ist. u. s. w.

Am Schluß eines Liedes (Nesselmann Nr. 44) steht die Strophe:

Reines, klares Wasser fließt
In dem reinen Bach dahin;
Ist doch auch die Liebe treu
In dem treuen Herzen.

In einer von der sonstigen Praxis des Volksliedes abweichenden Weise erscheint das Naturgleichniß an zweiter Stelle in der folgenden Doppelstrophe:

Es giebt im Dorfe viele Kleten
Und in den Kleten Mädchen;
Welches von diesen das schönste, das feinste ist,
Das will ich denn auch festhalten.

Es giebt im Garten Apfelbäume,
Auf den Apfelbäumen Aepfel;
Welcher von diesen der schönste, der rotheste ist,
Den will ich denn auch mir abpflücken.

Aus der slavischen Volkslyrik kommen hier vor allem die vierzeiligen Tanzliedchen in Betracht, von denen Daumer in bekannter meisterhafter Weise einige übersetzt hat. Er bemerkt von ihnen: „Es haben die

Koſaken zu ihren bewegteren Tänzen gewiſſe eigene Geſänge und Weiſen, welche ſie Schäumer, Brauſelieder oder Tanzbrauſer nennen; ähnlicher Art ſind die Tanzliedchen, welche von den polniſchen Landleuten gedichtet und geſungen werden. Eigen iſt dieſen Gedichten, daß ſie öfters in zwei Theile zerfallen, wovon der erſte irgend eine Naturanſchauung enthält, zu welcher der andre ein ſociales Moment hinzufügt, was bei treffender und einleuchtender Analogie ſehr ſchöne Effekte zu machen im Stande iſt.“ Es finden ſich unter denſelben die vollendetſten, reizendſten Miniaturbildchen:

O wie ſanft die Quelle ſich
Durch die Wieſe windet!
O wie ſchön, wenn Liebe ſich
Zu der Liebe findet.

Was der Fiſch, herausgeholt
Aus dem feuchten Grunde,
Bin ich ohne Frauenhuld,
Lebe keine Stunde.

Vögelein durchrauſcht die Luft,
Sucht nach einem Aſte;
Und das Herz, ein Herz begehrts,
Wo es ſelig raſte.

Sieh', wie iſt die Welle klar,
Blickt der Mond hernieder!
Die du meine Liebe biſt,
Liebe du mich wieder!

Nachtigall, du ſingſt ſo ſchön,
Wenn die Sterne funkeln.
Liebe mich, geliebtes Herz,
Küſſe mich im Dunkeln!

Schillerente wallt getroſt
Auf der Flut, der breiten;

Bin ich auch nicht wunderhübſch,
Bin ich doch zu leiden.

Auch ſolche Naturparallelen, welche durch mehrere Strophen hindurch ausgeführt ſind, kennt die ruſſiſche Volkslyrik. Zum Beiſpiel:

Am Ufer die Platane,
O ſchau, wie ſie die Krone ſenkt! —
Der zärtliche Koſake,
O ſchau, wie ſich ſein Herze kränkt! —

Nicht ſenke dich, Platane!
Du biſt ſo friſch, du biſt ſo grün. —
Nicht kränke dich, Koſake!
Du biſt ſo jung, du biſt ſo kühn! —

Platane mag ſich ſenken,
Es wühlt an ihrem Fuß die See. —
Koſake mag ſich kränken,
Die Liebe thut ihm allzu weh.

Die grüne Hopfenranke,
Sie ſchlängelt auf der Erde hin, —
Die junge, ſchöne Dirne,
So traurig iſt ihr Sinn! —

Du, höre, grüne Ranke!
Was hebſt du dich nicht himmelwärts? —
Du, höre, ſchöne Dirne,
Was iſt ſo ſchwer dein Herz? —

Wie höbe ſich die Ranke,
Der keine Stütze Kraft verleiht? —
Wie wär' die Dirne fröhlich,
Wenn ihr der Liebſte weit? —

Die Vierzeilen, welche das tſchechiſche Volk zum Tanze ſingt, ſcheinen ebenfalls den Natureingang zu kennen. Ich ſchließe dies aus der Charakteriſirung durch Herrn Helfert: „Kurze Strophen, die man, meiner Meinung nach, richtiger mit den öſterreichiſchen Schnadahüpfeln vergleichen könnte. Ein Gedanke, durch augenblickliche Stimmung hervor gerufen, wird in einem nahe liegenden Bilde aus der Natur, aus der Sitte oder aus dem Alltagsleben zum Ausdruck gebracht.“ Leider ſind mir keine Beiſpiele dieſer tſchechiſchen Dichtungsart bekannt geworden.

Von der ſerbiſchen Liebesdichtung ſagt Goethe:

„Alles, was es auch sei, ist kurz, aber zur Genüge dargestellt, meistens eingeleitet durch eine Naturschilderung, durch irgend ein landschaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elements.“ Dieser Natureingang der Serben ist, so weit ich ihre Volksdichtung überschauen kann, von wesentlich anderer Art. Die Volksdichtung der Serben ist überwiegend episch. Auch jene kleinen Liebesidyllen haben epischen Fortgang. Die kurze Naturschilderung am Eingang versetzt uns in die Landschaft oder deutet die Tageszeit an, zu welcher das kleine Ereigniß sich abspielt. Sie sind mit der folgenden Handlung untrennbar verbunden, bereiten aber nicht eine Gefühlsstimmung vor. So z. B.

Auf der Wiese, unterm Ahorn, rieselt die Quelle,
Kommt daher ein junges Mädchen, Wasser zu schöpfen u. s. w.

Leuchtend glänzt der stille Mond am Abend,
Hell beleuchtet er die grüne Wiese,
Wo zwei edle Herrenrosse weiden u. s. w.

Auf dem Berg, dem Kiefernberge,
Grünt eine Kiefer;
Drunter sitzt ein junges Mädchen,
Sitzt und ist fröhlich u. s. w.

Daß übrigens die serbische Volksdichtung durch ein zartes Gefühl für die Natur ausgezeichnet ist, und daß Vergleiche z. B. der Geliebten mit der Rose, dem Basilicum u. s. w. häufig vorkommen, ist bekannt genug.

Die Volkspoesie der Ungarn — die ich wegen ihrer räumlichen Nähe hier anschließe — macht von Naturvergleichen eine sehr ausgedehnte Verwendung. „Eine fast leichtsinnige Verschwendung an Bildern ist ein äußerst charakteristisches Merkmal der ungarischen Volkslieder; den Eingang des größten Theils derselben bildet eine

mehr oder minder zutreffende naheliegende Metapher, oft wird in einem ganzen Liede jede Strophe mit einer solchen eröffnet, ohne der Einheit des Ganzen zu schaden." Herr Aigner, dessen Einleitung zu seinen „Ungarischen Volksdichtungen" diese Worte entnommen sind, spricht auch von einer „Menge von schnaderhüpfelartigen Tanzliedern, die aber meist sehr seichter oder auch schlüpfriger Natur sind." Er hat leider gar keine Proben derselben mitgetheilt, aus denen man, was uns am meisten interessiren würde, entnehmen könnte, ob auch hier der Natureingang vorwiegt. In den Liedern, die Aigner's Sammlung enthält, kommt er öfters vor, mitunter, wie es scheint, ohne irgend einen Zusammenhang mit dem folgenden, also zur Formel erstarrt.

Im Schilf die wilde Ente brütet,
Der Weizen wächst im fetten Grund;
Wo aber treue Mädchen wachsen,
Der Ort ward mir noch niemals kund u. s. w.

Grünes, grünes Heu gedeiht im Wiesengrund —
Morgen werd' ich küssen meines Liebchens Mund!
Kugel-kugelrund ists rothe Aepfelein,
Wunder-wunderschön mein süßes Schätzelein.

Hier ist in der ersten Zeile die Beziehung nicht leicht klar.

Schön ist das Pferd, wenn's schön gesattelt ist,
Schön ist mein Lieb, wenn's schön gekleidet ist u. s. w.

Formelhaften Eindruck machen die Anfänge in

Der kleine Hund, der große Hund
Umsonst gebellt nicht hat;
Ich hab der schönen Liebchen zwei
In Nánás reicher Stadt u. s. w.

Vom Weizen lebt die wilde Taube,
Gar traurig iſt der Glocken Klang;
Nur darum iſt ihr Klang ſo traurig,
Weil mich mein Lieb verläßt für lang u. ſ. w.

Eben ſo wenig klar iſt die Beziehung in der folgenden Strophe, die als zweite Strophe eines längern Liedes vorkommt:

Der wilden Bohne weiche Ranken
Steigen empor am Baum, am ſchlanken;
Zum Küſſen ſcheint geformt zu ſein
Der Mund dem liebſten Schatze mein.

In dem folgenden Liede liegt ein doppelter Parallelismus vor, aber in eigenthümlicher Weiſe vorher eingeleitet, ſo daß das Naturbild beidemal in der Mitte ſteht.

Dieſe iſt mein holdes Lieb,
Dieſe kleine, kleine Braune!
In dem Land am Plattenſee
Wächſt manch Apfel, roth, am Zaune;

Wächſt manch Apfel, roth, am Zaune,
Faſt in jeder Gartenecke,
Ein ſo ſchönes Mägdlein aber
Nicht in jeder grünen Hecke.

Dieſe iſt mein holdes Lieb,
Dieſe kleine, kleine Blonde!
Auf der weiten Pußtenflur
Wächſt manch' Birn' im Niederlande;

Wächſt manch' Birn' im Niederlande,
Faſt in jeder Gartenecke,
Ein ſo ſchönes Mägdlein aber
Nicht in jeder grünen Hecke!

Daß in der Volkspoeſie der Griechen das erotiſche Diſtichon der Vierzeile anderer Völker entſpricht, wurde bereits in einer früheren Abhandlung hervorgehoben.

Der Natureingang ist demselben nicht grade in charakteristischer Weise eigenthümlich, doch fehlt er nicht ganz.

Dem Fischlein vor dem Fischer ist,
Dem Lamm vorm Schlächter bange,
Und meinem Herzen bangt, daß dich
Ein anderer erlange.

Den echten Wein kannst funkeln du
Im Silberbecher sehen;
So leuchtet's auch, seh ich mein Lieb
Im Sammtkleid vor mir stehen.

Der Baum hoch oben auf dem Berg
Ist aller Wetter Beute;
Und mir umschwärmen fort und fort
Mein Vöglein alle Leute.

Der ragende Cypressenbaum,
Er wird vom Wind gebogen;
Vom Jüngling wird zu sanftem Sinn
Die wilde Maid erzogen.

Die Rose wächst am Rosenstock,
Der Rosenstock im Grunde;
Das Leid, es sitzt im Herzen drin,
Das „Ach" sitzt auf dem Munde.

Mit sich zu führen Sand und Zweig,
Das muß der Fluß wohl leiden;
Im Herzen fühlt man Schwert und Dolch,
Muß man vom Liebchen scheiden.

Wie manche Barke konnt' aufs Meer
Sich wegen Sturm nicht wagen;
Wie mancher Maid mocht's keinen Mann
Der Mitgift wegen tragen.

Aus den Volksdichtungen der romanischen Völker kommen hier zunächst die Vierzeilen des Friaulischen

und Venezianischen so wie der Pyrenäenhalbinsel in Betracht. In den norditalienischen Villotte ist der Natureingang nicht allzu häufig. Naturvergleiche kommen ja vor, aber auch nachgestellt, z. B. (Arboit 217):

Maridàisi, bambinutte,
Maridàisi al prin che vên;
Vo' savess che ancie la jerbe
Quand ch' a è secie e' va in fên.*)

Der Eingang wird von einem unbelebten Gegenstande der Umgebung hergenommen (Arboit 85):

Lis ciampanis di San Pieri
No si puèdin mai cordô;
E cussì ance l'amor vieri
No si puèss dismenteâ. **)

Einige Male ist der Natureingang so beschaffen, daß kein ersichtlicher Zusammenhang mit dem Hauptgedanken besteht. So (Arboit 62):

Su che' picche de montagne
Y è nassût un perussât;
Fâ l'amor con un biel zovin
Disin duć ch'a l'è un gust mât. ***)

Aus der Gegend von Padua ist:

Varda la luna come la camina,
La va per aria e non si ferma mai;
Così fa il cuor di una dolce bambina,
Di far l'amor non si stanca mai.

Wichtig für die Beurtheilung des Ritornells

*) Verheirathet euch, ihr Mädchen, an den ersten, welcher kommt; ihr wißt, daß auch das Gras, wenn es trocken ist, zu Heu wird.

**) Die Glocken von S. Pietro kann man niemals vergessen; und so kann auch die wahre Liebe niemals vergessen werden.

***) Auf jenem Berggipfel ist eine Meise geboren worden; einen schönen Jüngling lieben, sagen alle, ist ein thörichtes Vergnügen.

ſind beſonders die Blumeneingänge; bei dem folgenden beſteht auch kein Zuſammenhang mit dem Hauptgedanken (Arbott 63):

Su che' picche de montagne
Y è nassût un biel ciarfòi;
E sibben ch'a no soi bielle,
Ciatte un zovin lá ch' 'o vòi. *)

Viel häufiger erſcheinen Natureingänge in den ſpaniſchen Coplas verwendet, faſt immer mit klarer Vergleichung. Man vergleiche:

La luna por el cielo
Va serenita;
Así va por la calle
Mi morenita.

La pimienta es chica e pica
Y sasona los guisaos;
Tú eres chiquita y me tienes
Er cuerpo esasonao.

La flor de l'aderfa es
La más hermosa del rio
Y tú eres la más hermosa
Que de mujer ha nasío.

En un canasto de flores
Se enseñorea una rosa
Y entre todas las mujeres
Eres tú la más hermosa.

Todas las aves del mundo
Nacieron para volar,
Y las manos de María
Para coser y bordar.

*) Auf jener Bergſpitze iſt ein ſchöner Klee gewachſen; und obgleich ich nicht ſchön bin, finde ich einen Jüngling, wohin ich gehe.

De los árboles frutales
Ninguno como el peral;
Y de los santos del cielo
Ninguno como San Juan.

De la fruta madrileña
La mejor es la manzana;
Y de los santos del cielo
San Juan se lleva la palma.

La uva para ser buena,
Ha de ser la moscatel;
Y la mujer para el hombre
Se ha de llamar Isabel.

La luna buscaba al sol
Tres horas ántes del dia,
Como yo te busco á tí
Principio y fin de mi vida.

A la mar van á parar,
María, todos los rios,
Y allí se irán á juntar
Tus amores y los mios.

A la mar, por ser honda,
Se van los rios,
Y detrás de tus ojos
Se van los mios.

Zur bloßen Formel iſt der Natureingang herabgeſunken in der folgenden Copla:

Dicen que el águila es
Reina de todas las aves,
Y tú solamente tienes
De mi corazon la llave.

Hier iſt der zweite Theil ein häufig vorkommender Gedanke, der uns oben auch im Schnaderhüpfel begegnet

ist; der erste Theil enthält sonst den Vordersatz: mein Herz ist verschlossen, oder etwas ähnliches, z. B.:

Dentro de mi pecho tengo
Un cofre con una llave;
Muchos pretenden abrirlo,
Y solo mi amante cabe.

Oder portugiesisch:

Meu coração abre e fecha,
Sem ser arca nem bahu,
Está fechado para todos,
Aberto só para um.

Während im Spanischen ein wirklicher, sauber ausgeführter Vergleich das regelmäßige ist, treffen wir in den portugiesischen Cantigas häufiger auf nur losen Zusammenhang des Naturbildes mit dem zweiten Theil, ja auf völlige Zusammenhangslosigkeit. Beispiele der ersten Art fehlen natürlich auch nicht, z. B.:

A rosa para ser rosa
Deve ser de Alexandria,
A dama para ser dama
Deve chamar-se Maria.

Ha silvas que dão amoras,
Ha outras que não as dão;
Ha amores que são firmes,
Ha outros que o não são.

Oh figueiro dá-me um figo,
Oh figo dá-me um agraço;
Oh menina, dê-me um beijo,
Que eu lhe darei um abraço.

Auch in den folgenden könnte man noch zur Noth einen Zusammenhang herstellen:

Alecrim á borda de agua
De longe faz apparencia;

Muitos amores se perdem
Pela pouca diligencia.

Nämlich: wie der Rosmarin am Ufer des Waſſers gepflückt wird, weil er weithin ſichtbar iſt, ſo gehen viele Liebesverhältniſſe zu Grunde, weil man ſie nicht vorſichtig verborgen hat.

Salsa verde combatida
Ao pé do majarição;
Bem podemos ser amantes,
Mas sempre dizer que não.

Wie die Peterſilie trotz ihrer Vereinigung mit dem Baſilicum mit ihm im Streite liegt, ſo können auch wir Liebende ſein und dabei immer „Nein" ſagen, d. h. uns ſtreiten. Aber ſchwieriger wird es, einen inneren Zuſammenhang in folgenden zu finden:

A salsa subiu ao muro,
A ortelã foi descendo;
Se pensas que por ti morro,
Eu de ti nada pertendo.

Eu subi ao limoeiro
Para apanhar dois limões;
É tempo de se juntarem
Nossos ternos corações.

Wir kommen auf unſerer Wanderung durch die Literatur der Vierzeilen nun endlich zum deutſchen Schnaderhüpfel. Hier iſt der Natureingang ganz ungemein häufig, bald um die Landſchaft oder Jahreszeit mit einigen wenigen Strichen zu malen und ſie in Beziehung zu dem Seelenvorgange zu ſetzen, bald um den letzteren durch einen Parallelismus aus der Natur zu heben. Und ſehr oft iſt der Natureingang zur Formel geworden, welcher der innere Zuſammenhang mit dem

zweiten Theil der Vierzeile gänzlich abgeht. Ich setze zuerst einige Beispiele des situationsmalenden Einganges her:

Die Kerschen sein zeitig
Und die Weichsel sein braun;
Hat an jeder a Dienbl,
Mueß m'r a um oans schaun.

A Schneele hat's gschnieb'n,
Alle Berglen sein weiß,
Jetz hab i schon wieder
A Büebl, a neu's.

D' Haselnussen sein zeitig,
Es klappern die Kern',
Und 's Dienbl sagt no nit Ja,
Möcht' narrisch grad wer'n.

Heut scheint der Mond so schön,
Thuen die Lablen rauschn,
Geh her, mei liebs Schatzl,
Thuen mr Herzl tauschn.

Dieses sehr stimmungsvolle Bildchen ist weit verbreitet (siehe oben S. 374) und es läßt sich damit ein niedliches Zigeunerliedchen vergleichen:

Wenn das Thal im Mondlicht glänzt,
Ruht der Weidbaum schaumgekränzt,
Komm, o Mägdlein, setz' dich nieder,
Sieh', ich lieb' dich, lieb' mich wieder.

Wann's wettert, wann's bunnert,
Wann die Blitzlen zuckn,
Da möcht i mei Dienble
Ans Herzle druckn.

Wie der Mond hat schön gscheint
Und die Sternlen habn blitzt,
Han i mei Dienble ghalsn,
Daß die Wanglen habn gschwitzt.

Durch den Gegensatz wirkt:

Schön blau ist der See
Und mei Herz tuet mr weh,
Und werd nimmermehr gsund,
Bis mei Schatz wieder kummt.

Sehr deutlich liegt die Beziehung des Naturvorganges zu der Seelenstimmung vor in einem Schnaderhüpfel, in welchem ersterer allerdings an zweiter Stelle steht:

'S Diendl hat mr d Lieb aufgsagt,
Draußen im Wald,
Und aft hats a kloans Schnee'l gschniebn,
Seither is 's kalt.

Mit stärkerer Rhetorik, doch im Grundgedanken ähnlich im Italienischen (Heyse 101, 47):

Da unsre Lippen sich zuletzt begegnet,
Schien hell der Mond, und heiter war die Luft;
Dann hat es sich bewölkt und Gift geregnet.

Auch die zweite Art des Natureinganges, das Parallelbild, ist sehr häufig:

Stieglitz und Bachstelzn
Sitzen am Damm;
Schöne Buebn, schöne Diendln,
Die sitzn gern z'samm.

Was nützt mi das Tengela,
Wenn d Seges nüd haut?
Was nützt mi das Lieba,
Wenns Schätzeli nüd schaut? (Schweiz.)

Ist nit an jebs Fasserl klar,
Nit an jebs trüeb,
Ist nit an jebs Büe l fein,
Nit an jebs lieb.

I woaß a schöns Ö öckl,
Das hat an schön ig,

Und i woaß a ſchöns Diendl,
Das hat an ſchön Gang.

Klane Gamſn mueßt ſchießn,
Sein ringer [leichter] zum tragn,
Klane Diendln mueßt liebn,
Wenn d feine willſt habn.

Die Gamsln im Gwänd
Die ſein ſakeriſch ſtolz,
Und das Büebl is lappet,
Moant allweil, i wollts.

Wie kloaner die Roſn,
Wie größer der Dorn,
Wie kloaner das Diendl,
Wie größer der Zorn.

Schau her, wie das Bacherl
Vom Berg abi rinnt,
Schau her auf mei Herzl,
Wie die Lieb außer brinnt.

Und wie ſtiller die Nacht,
Und wie ſchöner ſein die Stern;
Und wie hoamlicher die Lieb,
Und wie mehr han i s gern.

Wie höcher die Alm,
Wie ſchärfer der Wind;
Wie ſchöner das Diendl,
Wie kleaner die Sünd.

A Feuerl, bald's brinnt,
Iſt a Rach a dabei,
Und von an kloanen Verdruß
Bleibt die Lieb nindert frei.

Die Finken ham Kröpfln,
Da ſingen's damit,
Und mei Dirndl hat an Kropf,
Aber ſingen kann's nit.

Wie der Natureingang ſeine urſprüngliche Bedeutung verlieren kann und zur Formel werden, die keinen Zuſammenhang mehr mit dem Hauptgedanken hat, das konnten wir ſchon oben an den verſchiedenen Variationen der Vierzeile: „Daß 's im Tannwald finſter is", deutlich beobachten. Ein zweiter Fall betrifft einen ungeheuer häufig verwendeten Eingang. In der Vierzeile, die Schröer aus der Mundart der Heanzen in Ungarn mittheilt:

Drei ſchneewaißi Täubal
Fluign üba main Do,
Hiaz muis is vaſtein,
Daß mi mai Bui nima mo

ſind die Täubchen, wie ſo oft die Vögel in der Volkslyrik, offenbar als Boten gedacht, welche von der Untreue des „Bui" Kunde bringen. In den zahlreichen Variationen dieſes Anfangs iſt die urſprüngliche Bedeutung deſſelben mehr oder weniger ganz vergeſſen; z. B.:

Zwa ſchneeweiße Täubla
Fliegn über mein Haus,
Und der Schatz, der mir beſtimmt is,
Der blabt mr net aus. (Vogtland, Dunger.)

Zwoa ſchneeweiße Täublen
Fliegn über mei Haus,
Und der Bua, der mr bſchaffen is,
Bleibt mr nit aus. (Tirol, Hörmann.)

Zwoa ſchneewaißi Daiwal
Fliagn iwa main Haus,
Da Bua, bea ma bſchoffa-r- is,
Bleibt ma nid aus. (Niederöſterreich, Frommann.)

Zwoa ſchneeweiße Täubel,
Und oans hat an Stern,

Und jetz hat mi mein alter Schatz
A wieder gern. (Tirol, Hörmann.)

Zwoa ſchneeweißä Täuberl
Hobnt Flügerl blobi,
Goa nichs geht mar o
Als koan Büeberl hob i. (Salzburg, Firmenich.)

Zwoa ſchneeweißi Täuberln
Habn Flügerln blawi,
Biſt a randtiga Bua,
Haſt a Schneid a lawi. (Steiermark, Merle.)

Zwoa ſchneeweiße Täuberln
Sind übawärts gflogn,
Und hiaz hat mi mein Diarndl
Schon wieda betrogn. (Steiermark, Hörmann.)

A ſchneeweißes Täubel
Fliegt über mein Dach,
Mueßt nit ſo laut reden,
Sein Zueloſer wach. (Tirol, Hörmann)

A kreidaweiß Däuble
Fliecht über mein Haus,
Dörſt ett ſo laut reda,
Sind Zuoloſer drauß. (Augsburg, Birlinger.)

Iſt hier die Zahl der Täubchen allmählich von drei auf eins herunter gekommen, ſo ſind auch andere Vögel an Stelle der Tauben getreten, weiße (Enten, Gänſe) und ſchwarze (Raben):

Zwa kohlſchwarze Raben
Fliegn über mei Dach;
Was nutzt mr bei Schmeichln,
Wenn i di net mag. (Kärnten, Hörmann.)

Schwimma zwa Antla in Waſſa,
Schwimma zwa Antla in Söi,
Ma Schotz haut mi valouſſa,
Tout mia ma Herzal ſua wöi. (Eger, Schmid.)

womit sich zunächst vergleichen läßt

Drai schneewaißi Täubal
Fluign über den See,
Mai Schooz is ma untreu,
Mai Herz tuit ma weh. (Heanzen, Schröer.)

Sehr eigenthümlich ist eine Vierzeile aus dem Egerland (handschriftlich):

Zwou schneeweiße Gäns —
U a schwarzaugats Mensch,
U n Beutl vulla Geld,
Wa a Lebn af dera Welt.

Hier ist von dem Naturbild nur die erste Zeile übrig geblieben, welche die Vierzeile einleitet ganz ähnlich wie die Blumenausrufe im Ritornell. In einer andern Vierzeile kann man mit Händen greifen, wie der Eingang von den Täuberln in willkürlicher Weise vorgesetzt worden ist. Ein Schnaderhüpfel aus Tirol (Hörmann) lautet:

A Stoanl im Wasser,
A Fischl im See;
Mei Lieb geht tief unter,
Geht nimmer in d Höh.

Hier ist der Gedanke offenbar der: ein Steinchen im Wasser sinkt unter, ein Fischlein kommt in die Höh; meine Liebe gleicht dem ersteren, nicht dem letzteren. Nun ist diesem Gedanken der Eingang mit den Täubchen gegeben worden:

Zwoa schneeweißö Täuberl
Fliegn trinka zan See;
Ma Lieb bö geht ünta,
Und nimmar in d Heh. (Salzburg, Firmenich.)

Zwoa schneeweißi Täubel
Than tunkn in See;

De Liab is vaſunkn,
Geht nimma in d Heh. (Waldviertel ob dem Mannhartsberg, Firmenich.)

Drei ſchnieweiße Gäns
Schwimmen hin und wieder,
Die Lieb is verfloſſen,
Kümmt nimmer wieder. (Vogtland, Dunger.)

Die Vögel ſind mit Fiſchen vertauſcht:

Drei Fiſchla im Waſſer
Schwimmen auf und nieder,
Und die Lieb is vergange,
Kümmt nimmer wieder. (Vogtland, Dunger.)

Ich laſſe noch einige Beiſpiele ſolcher formelhaft gewordenen Natureingänge folgen:

An ſura Holzäpfel,
An bittere Kern,
Wie küſſa die Bueba
Die Meidli ſo gern. (Schweiz.)

D Kerſchen ſein zeitig,
D Kerſchen ſein guet,
Und wenns Madl vorbei geht,
So lupfts mr mein Huet.

Weiß iſt die Hollerblüeh',
Braun is die Wurzn;
Recht a ſakriſche Lieb
Habn die Leutlan, die kurzn.

Der Schildhahn im Wald
Hat an Schwoaf, an krumpn;
Wann i drei Diendln hätt,
Könnt i zwa verlumpn.

Zwiſchen zwoa Bergln
Thuets Waſſer ſauſn;
Oan treu's Diendl is mr lieber
Als falſche Tauſnd.

Und die Innsbrucker Glocken,
Die habn an schön Klang:
Bald mei Schatz amal stirbt,
Leb i a nimmer lang.

Am Schlusse dieser Betrachtungen weise ich auf den Blumenausruf des italienischen Ritornells hin. Auch er geht im Grunde auf ein verkürztes Gleichniß zurück; es ist eine Anrede an die Geliebte, welche mit einer Blume verglichen wird. Die Wahl dieser Blume mag ursprünglich vielleicht immer in irgend einem Zusammenhange mit dem folgenden Hauptgedanken gestanden haben; jedenfalls ist derselbe verwischt worden und der Eingang ganz formelhaft geworden; die Wahl der Blume wird wesentlich durch das Bedürfniß des Reimes bestimmt. Reste des älteren Verhältnisses sind manche erhalten, z. B.:

Fior di cipolle!
Piangete, occhini miei, piangete sangue!
A chi volevo bene, ha preso moglie,

wo die Thränen hervorrufende Zwiebel gewiß nicht ohne Beziehung auf die Aufforderung zum Weinen gebraucht ist. Andererseits kommt es vor — und hier berührt sich das Ritornell mit den von mir besprochenen Erscheinungen in den Vierzeilen —, daß der Blumenausruf in der zweiten Zeile gewissermaßen commentirt wird, die einen Vergleich mit der dritten Zeile enthält, der wiederum oft sehr dunkel, oft gar nicht mehr zu verstehen ist, so daß wir wieder zu der Annahme erstarrter Formeln hingeführt werden. Beispiele hat Schuchardt in seiner Schrift „Ritornell und Terzine" reichlich zusammengestellt; dort sind überhaupt alle auf die Form und den Inhalt des Ritornells bezüglichen Fragen sehr eingehend erörtert. Ich wähle ein paar Strophen aus:

Fior di limone!
Limone è agro e non si puol mangiare,
Ma son più agre le pene d'amore.

Fiorin di canna!
Chi vuol la canna vada allo canneto,
Chi vuol la figlia accarrezzi la mamma.

Fiorin d'abeto!
L'abeto è lungo e fatto a crocettine,
L'amor cominci e non abbia mai fine.

Auf den ähnlichen Blumeneingang des rumäniſchen Volksliedes iſt ſchon öfters hingewieſen worden. Auch den deutſchen Vierzeilen iſt er nicht fremd; man vergleiche:

Schöne Roſn, ſchöne Bluama,
Schöns Diendl, was thua ma?
Mit anand gehn ma hoam,
Woaß ka Menſch, was ma thoan. (Hörmann 121, 26.)

Krauſeminz und Thymian
Wächſt in unſern Garten;
Mutter, ich muß an Freier habn,
Ka net länger warten. (Vogtland.)

Anmerkungen.

Von den in der ersten Abtheilung zusammengestellten Aufsätzen ist der erste zum ersten Mal in der „Neuen Freien Presse" (1883), der zweite und vierte in der „Deutschen Rundschau" (1880. 1877) veröffentlicht worden; der dritte hat theils in der „Cotta'schen Zeitschrift für allgemeine Geschichte" (1884), theils in „Nord und Süd" (1883) gestanden; dem fünften liegen einige Aufsätze in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" (1880) zu Grunde. Aus der zweiten Abtheilung sind die meisten Essays zuerst in der „Neuen Freien Presse" erschienen, nämlich II (1884), III (1882), V (1882), VI (1884), VII (1883), VIII (1884), IX (1884); ebenso aus der dritten Abtheilung I und II (1883. 1882). Nr. VI der zweiten Abtheilung ist aus der Münchener „Allgemeinen Zeitung" (1883), Nr. I ist zum größten Theil neu geschrieben; ebenso werden die Studien über das Schnaderhüpfel hier zum erstenmal veröffentlicht. Alle Aufsätze sind für den Zweck dieser Sammlung durchgesehen und zum Theil erweitert worden.

S. 3 ff. Vgl. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. Jena 1883.

S. 12 f. Die Berechnungen über die Zeit dieses Einfalles variiren vom 16. bis 13. Jahrhundert. Die auf der Inschrift von Karnak angeführten Stämme hielten Rougé, Lauth, Chabas für identisch mit den Achäern, Sardiniern, Sikelern, Etruskern, Lykiern; Brugsch zuerst für kolchisch-kaukasische Stämme, dann für Sarder, Achäer, Lykier, Troer; Halévy, Unger und Wiedemann für libysche Stämme (Mittheilung meines Collegen A. Bauer). Anders wieder E. Meyer, Geschichte des Alterthums, Band I. Vgl. auch E. Curtius, Monatsberichte der Berliner Akademie, 1882, S. 945 ff.

S. 42. Rheinisches Museum, Bd. 39, S. 141 ff.

S. 49 ff. Genaue Literaturangaben findet man in meinen „Albanesischen Studien", Heft 1 u. 2. Wien 1883. 84.

S. 123. E. Miller et C. Sathas, Chronique de Chypre. Paris 1882. 2 Bände.

S. 172. Sébillot, Contes des provinces de France. Paris 1884.

S. 176. Maspéro, Les contes populaires de l'Égypte ancienne. Paris 1882.

S. 185. Guillaume Spitta-Bey, Contes arabes modernes. Leide-Paris 1883.

S. 198. Nach O. Jahn vgl. Collignon, Essai sur les monuments grecs et romains relatifs au mythe de Psyche. Paris 1878, und Wolters, Archäologische Zeitung 1884, S. 1 ff.

S. 202. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, I³ S. 431 ff.

S. 209. M. Landau, Die Quellen des Dekameron. 2. Auflage. Stuttgart 1884.

S. 214. Gesta Romanorum cap. 28 ed. Oesterley.

S. 216. M. Gaster, Beiträge zur vergleichenden Sagen- und Märchenkunde. Bukarest 1883.

S. 228. Das griechische Märchen schon in den Carmina graeca medii aevi von Wagner, S. 112 ff. und S. 124 ff. Die mitgetheilte Version ist aus Hahn's Griechischen und albanesischen Märchen. Auch im Novellino cap. 94.

S. 230. Das sicilianische Märchen aus Favolette popolari siciliane raccolte da G. Pitrè. Palermo 1882 (per le nozze Pistelli-Papanti).

S. 236. Meinardus, in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1882.

S. 240. Grohmann, Apollo Smintheus. Prag 1862. — Busch, Grenzboten 1875, Nr. 26.

S. 246. Jarník, Příspěvky ku poznání nářečí albánských. Prag 1883. S. 16.

S. 250. Herr R. Köhler macht mich auf eine italienische prosaische Komödie „Il Medico e la Morte ossia Le cinque giornate di mastro Crespino ciabattino" von Salvatore Fabbrichesi, „scritta l'anno 1825", aufmerksam, wonach wahrscheinlich Piave seinen Operntext gemacht hat (in der Biblioteca ebdomadaria-teatrale fsc. 246. Milano 1868).

S. 251. Aus Gering, Isländiſche Legenden, Novellen und Märchen. Halle 1882/83. II 143 ff.

S. 262. R. Köhler bei Gering a. a. O. S. 395 aus Bezzenberger, Litauiſche Forſchungen. S. 36 f.

S. 263. Benfey, Pantſchatantra, I S. 519 f.

S. 265. Dunlop, Geſchichte der Proſadichtungen, deutſch von Liebrecht, S. 273.

S. 270. Neue Freie Preſſe, 23. Auguſt 1884, Abendblatt.

S. 275. Wackernagel, Das Lebenslicht, Haupt's Zeitſchrift VI 280 ff.

S. 279. E. Koch, Die Sage vom Kaiſer Friedrich im Kyffhäuſer. Grimma 1880. Häußner, Die deutſche Kaiſerſage, Bruchſal 1882; derſelbe, Unſere Kaiſerſage. Berlin 1884. — Hertz, Deutſche Sage im Elſaß. Stuttgart 1872.

S. 281. Sébillot, Contes des provinces de France. Paris 1884. S. 227 ff.

S. 286. Altnordiſch bei Gering a. a. O. II, 120 und dazu Köhler. Das neugriechiſche Lied bei Sanders, Volksleben der Neugriechen, S. 115.

S. 293. Socin, die neuaramäiſchen Dialekte von Urmia bis Moſul. Tübingen 1882. S. 267 ff.

S. 296 ff. Die Ueberſetzungen ſind eigene Verſuche; nur zwei Strophen habe ich aus Brunnhofer, Ueber den Geiſt der indiſchen Lyrik, Leipzig 1882, entnommen.

S. 313. Politis hält das mitgetheilte Lied für eine moderne Fälſchung. Zweifellos echte Volkslieder ſtehen bei Paſſow, Popularia carmina Graeciae recentioris, Nr. 193—197.

S. 319. Ueber die griechiſche Leonorenſage handelt neuerdings Pſichari, La ballade de Lénore en Grèce, Paris 1884; über die ſlaviſche Wollner im Archiv für ſlaviſche Philologie VI 239 ff.

S. 320. Wagner, *Ἀλφάβητος τῆς ἀγάπης*. Leipzig 1879. Es iſt allerdings nicht ganz erwieſen, daß ſich dieſe Lieder auf Liebesverhältniſſe mit rhodiſiſchen Rittern beziehen.

S. 321 ff. Einige der Ueberſetzungen ſind von Daniel Sanders.

S. 329. C. Robert, Thanatos. Berlin 1879.

S. 332. Schnaderhüpfeln aus den Alpen, herausgegeben von Ludwig von Hörmann. 2. Auflage. Innsbruck 1882.

S. 333 ff. Da die mitgetheilten Proben deutſcher Dialektdichtung keinen phonetiſchen Unterſuchungen zur Grundlage dienen, habe ich die Orthographie der mir vorliegenden Quellen, mit Weglaſſung einzelner diakritiſcher Zeichen, beibehalten, wodurch freilich manche Inconſequenz entſtanden iſt, die man um ſo nachſichtiger beurtheilen wird, als man bekanntlich nicht einmal im Stande iſt, in einem gedruckten ſchriftdeutſchen Buche vollſtändige Conſequenz in der Orthographie durchzuführen.

S. 343. Vgl. die portugieſiſche Strophe unten S. 397.

S. 349. Dazu jetzt die Vierzeilen, die Dr. M. Urban im Egerer Jahrbuch 1885, S. 149 ff. veröffentlicht hat.

S. 353. Hier waren noch zu erwähnen die Vierzeilen bei Schleicher, Volksthümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande. Weimar 1858. S. 109 ff.

S. 366. Scheffler, Die franzöſiſche Volksdichtung und Sage. Leipzig 1884; I S. 103 ff. — Heyſe, Italieniſches Liederbuch, S. XXV; vgl. auch die Einleitung zu Tigri, Canti popolari toscani. Florenz 1869.

S. 367. Cymru fu; yn cynwys Hanesion, Traddodiadau yn nghyda Chwedlau a Dammegion cymreig. Wrexham (1862). S. 360 ff.

S. 368. Zu dem griechiſchen Diſtichon vgl. die venezianiſche Vierzeile:

Marieta, dami un baso,
Si no te vò che mora,
Damene un altro ancora,
Se no mi morirò. (Widter-Wolf).

S. 369. Briefliche Mittheilung des verſtorbenen Paſtor Ullmann an Dr. W. Rullmann in Graz.

S. 377 ff. Andeutungen giebt ſchon W. Scherer im „Anzeiger für deutſches Alterthum" 1 197.

S. 380. Schī-king. Das kanoniſche Liederbuch der Chineſen. Aus dem Chineſiſchen überſetzt und erklärt von Victor von Strauß. Heidelberg 1880.

S. 381. Radloff, Proben der Volksliteratur der türkiſchen Stämme Süd-Sibiriens. Petersburg 1866. I 246 ff.

S. 382. Buch, Die Wotjäken, eine ethnologiſche Studie. Stuttgart 1882.

S. 383. Neus, Ehſtniſche Volkslieder. Urſchrift und Ueberſetzung. Reval 1852. — Donner, Lieder der Lappen; Helſingfors 1876.

S. 384. Hermann Paul, Kanteletar, die Volkslyrik der Finnen. Ins Deutſche übertragen. Helſingfors 1882.

S. 385. Karl Ulmann, Lettiſche Volkslieder. Riga 1874.

S. 388. Daumer, Polydora, ein weltpoetiſches Liederbuch. Frankfurt 1855. — Die reichhaltigſte Sammlung polniſcher Krakowiaken im Lud von O. Kolberg. (Warſchau 1857 ff.) I 309 ff., II 187 ff., IV 213 ff., VI 381 ff.

S. 391. Aigner, Ungariſche Volksdichtungen. Peſt 1873.

S. 393. Die Ueberſetzungen zum Theil nach Luber, Erotas. Neugriechiſche Liebesdichtungen. Salzburg 1883.

S. 394. Arboit, Villotte Friulane. Piacenza 1876. Die paduaniſche Vierzeile aus Widter und Wolf, Volkslieder aus Venetien, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 46. Band, S. 290.

S. 395. F. R. Marin, Cantos populares españoles. Sevilla 1882. 5 Bände.

S. 397. Th. Braga, Cancioneiro popular. Porto 1867.

S. 399. Schwicker, Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen. Wien und Teſchen 1883. S. 172. Vierzeilen der ſpaniſchen Zigeuner in den Cantes flamencos recojidos y anotados por Demófilo. Sevilla 1881.

S. 403. Vgl. das polniſche Tanzlied im Lud II 192:

Siwy golabeck	Ein weißes Täubchen
Przelecial Sandomierz;	flog durch Sandomierz;
Kocham cię, Anielko,	ich liebe dich, Anielka,
Choć ty o tem nié wiesz.	obwohl du davon nichts weißt.